

U • CON

Gabriele & Arno Behrend, Sabine Seyfarth (Hrsg.)

WELCOME TO EUROPE

U•CON Souvenirbook EuroCon | SFCdcon 2017



ANDROMEDA SF MAGAZIN 156

SCIENCE FICTION CLUB DEUTSCHLANDE V

WELCOME TO EUROPE U•CON SOUVENIRBOOK

Gabriele & Arno Behrend, Sabine Seyfarth (Hrsg.)

WELCOME TO EUROPE

U•CON Souvenirbook EuroCon | SFCDcon 2017

ANDROMEDA SF MAGAZIN 156

Gabriele & Arno Behrend, Sabine Seyfarth (Hrsg.)
WELCOME TO EUROPE
U•CON Souvenirbook EuroCon | SFCDcon 2017

ANDROMEDA SF MAGAZIN 156

62. Jahrgang, Juni 2017

Verlag: Science Fiction Club Deutschland e. V., www.sfcd.eu

Herausgeber: Gabriele Behrend, Arno Behrend, Sabine Seyfarth
mit Unterstützung des Freundeskreis SF Leipzig e.V., www.fksfl.de

Chefredaktion: Michael Haitel, Ammergauer Str. 11, 82418 Murnau am Staffelsee,
michael@haitel.de

Titelbild & Illustrationen: Autun Purser

Grafische Gestaltung: Gabriele Behrend

Layout & Umschlaggestaltung: global:epropaganda, Xlendi

Leitung des Übersetzerteams: Gregor Jungheim

Herstellung: Druckerei & Verlag Fabian Hille, Boderitzer Str. 21 e, 01217 Dresden

© dieser Ausgabe: Juni 2017

Science Fiction Club Deutschland e.V.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0934-330X

Gabriele & Arno Behrend, Sabine Seyfarth (Hrsg.)

WELCOME TO EUROPE

U•CON Souvenirbook EuroCon | SFCDcon 2017

ANDROMEDA SF MAGAZIN 156

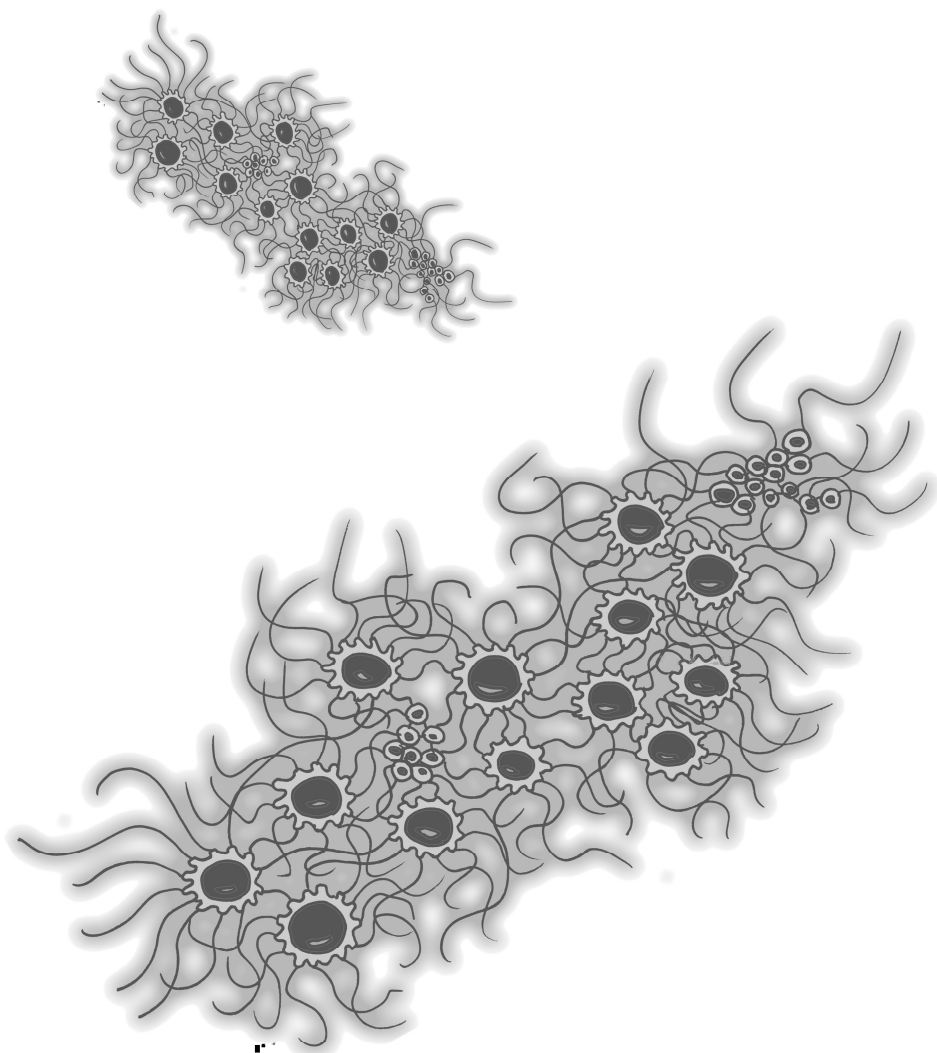
Aleksandar Žiljak: Aleta vom Sonntag+2	7
Dave Hutchinson: Zeichensprache	13
Andreas Eschbach: Zeit ist Geld	19
Karlheinz Steinmüller: Zwischen Zeitgeist und Zensur. Erfahrungen mit der utopischen Literatur	23
Jürgen Lautner: Versteckte Juwelen der deutschen Science-Fiction. Die Fernsehfilme des Rainer Erler	31
Robert Corvus: Eutopia	35
Clemens Nissen: Auf festem Kurs	43
Christiane Gref: Euroleaks	47
Uwe Post: Tranz Ähropa Espresso	59
Carlos Suchowolski: Picken und mit den Flügen schlagen, bis der Himmel Maschinen zeitigt	69
Ju Honisch: Europatreffen	85
 Erik Simon: The Last Man	 92

Aleksandar Žiljak: Aleta from Sunday+2	93
Dave Hutchinson: Sign Language	99
Andreas Eschbach: Time is Money	105
Karlheinz Steinmüller: Between Zeitgeist and Censorship. Experiences with Utopian Literature	109
Jürgen Lautner: Hidden Gems in German TV. The Movies of Rainer Erler	117
Robert Corvus: Eutopia	121
Clemens Nissen: On a Steady Course	129
Christiane Gref: Euroleaks	133
Uwe Post: Tranz Ähropa Espresso	145
Carlos Suchowolski: Peck and Flap Wings until the Sky brings forth Machines	155
Ju Honisch: The Summit	169

Deutsch

English

Aleta vom Sonntag+2



Aleksandar Žiljak

Das Schiff war eine Schale, die unter dem gefühllosen Starren von Milliarden Sternen nur von der Massenträgheit bewegt wurde. Es war zweihundert Meter lang. Es war antriebslos. Das Haupttriebwerk war automatisch abgesprengt worden. Weniger als eine halbe Minute später war es durch die thermonukleare Explosion des Reaktors, der ein defektes Kühlsystem gehabt hatte, verdampft.

Der hintere Teil des Schiffes war auseinandergerissen worden. Die Kräfte, die versucht hatten, das ganze Schiff in Stücke zu reißen, als es unkontrolliert aus einem Überlichtsprung gefallen war, hatten die Außenhülle an manchen Stellen zerfetzt. Kleinere Teile schwebten um die Hülle, sie folgten dem Schiff auf seiner zwecklosen Reise wie Monde, die im Orbit eines grauen Planeten kreisten.

Auf den ersten Blick schien das Wrack unbemannt zu sein. Aber der vordere Teil des Schiffes hatte die Katastrophe überstanden. Rote Leuchtbarken blinkten monoton vor sich hin, sie wurden vom Notstromaggregat gespeist: dürrtige Zeichen einer technologischen Zivilisation im lautlosen, interstellaren Raum. Der Transmitter sendete seit vier Standardjahren pausenlos ein und dasselbe Signal in die Tiefen des Alls: das Notfall- und Anfunksignal des Schiffes sowie seine berechnete Position. Radiowellen brauchten sieben Jahre, um den nächstgelegenen Stern zu erreichen. Um bis zur nächsten bewohnten Welt zu gelangen, würden sie noch viel länger benötigen.

Inmitten des dunklen Rumpfs des kaputten Schiffes, zwischen den roten Leuchtbarken, war ein Bullauge. Weißes Licht aus dem Inneren des Schiffes – genauer gesagt, aus dem Speisesaal – drang durch das dicke, unzerstörbare Glas in die Dunkelheit. Und in diesem Licht konnte man die Silhouette eines dreizehnjährigen Mädchens erkennen. Und hinter ihm die Gestalt zweier Personen, einer Frau und einem Mann, die ihrem alltäglichen Leben nachgingen.

Es war Zeit zum Abendessen.

Das Mädchen schaute durch das dicke Glas die Sterne an: kleine, ferne Lichtpunkte. Das ganze All war von ihnen gesprenkelt. Während es seine Gedanken treiben ließ, kam es ihm vor, als ob die Sterne es beobachten würden. Im Vergleich zu den prachtvollen, wirbelnden, heißen Massen aus Gas fühlte es sich sehr klein und unwichtig. Und es kam ihm so vor, als ob es den Sternen egal war. Auch seine Eltern, Dora und Moris, oder die anderen Überlebenden an Bord des Schiffes, waren ihnen egal. Einen Moment lang hasste das Mädchen die Sterne.

»Aleta, komm und setz dich«, rief ihre Mutter nach hier.

Aleta gehorchte widerwillig. Moris saß ihr gegenüber. Dora stellte drei weiße Plastikteller auf den Tisch. Auf jedem war ein Nährstoffbrei. Dann setzte sich Dora an den Tisch. Die Eltern nahmen ihre Löffel und begannen zu essen. Aleta stocherte lediglich in ihrem Brei herum und starrte erneut die Sterne an.

»Iss«, sagte ihr Vater. »Heute Abend schmeckt es nach Äpfeln. Du magst den Geschmack von Äpfeln.« Aleta tat so, als hätte sie ihn nicht gehört.

»Was ist los?«, fragte Dora sie.

»Ich hasse es, dass ich schlafen muss. Neun ganze Tage lang!« Dora und Moris sahen einander an: Es war nicht das erste Mal, dass sie diese Unterhaltung mit Aleta führten.

»Aber, Aleta«, wandte ihre Mutter ein, »Du wirst gar nicht merken, wieviel Zeit vergangen ist. Wenn du am nächsten Sonntag+2 aufwachst, wird dir der heutige Tag wie gestern vorkommen.«

»Trotzdem werde ich neun Tage älter sein. Und ich habe niemanden, mit dem ich spielen kann.«

»Liebes«, sagte der Vater geduldig. »Du weißt, dass wir, die Überlebenden, uns nach dem Unglück in zehn Gruppen aufteilen mussten. Es war nur natürlich, sie nach Familien zu gliedern. Und du weißt ganz genau, warum wir es tun mussten.«

»Ich weiß«, seufzte Aleta und wiederholte, was sie schon unzählige Male gehört hatte. »Als der Reaktor abgestoßen wurde und explodierte, schafften wir es lediglich, den Gang mit den Kälteschlafkammern und diesen Teil des Schiffes zu versiegeln. Wir leben nur in diesem Bereich. Und es gibt nur Platz und Luft für etwa ein Zehntel von uns.«

»Genau«, bestätigte Moris, dabei schob er sich seinen Brei genussvoll in den Mund. »Deshalb mussten wir eine Zehntagewoche einführen. Sieben normale Wochentage und drei weitere Sonntage: Sonntag+1, +2 und +3. Jede Familie ist an einem Wochentag wach. Dann geht sie schlafen, Tiefschlaf in ihren Kälteschlafkammern, und eine andere Familie erwacht an ihrer Stelle.«

»Aber das Unglück ist schon vier Jahre her«, klagte Aleta.

»Ja, Liebes«, antwortete Dora. »Aber für alle Gruppen fühlt es sich so an, als wären erst fünf Monate vergangen. Wir haben die restliche Zeit verschlafen. Auf diese Weise können wir leben, ohne uns gegenseitig auf die Füße zu treten, und auch die Vorräte werden zehn Mal länger reichen.«

»Manchmal wünsche ich mir, wir müssten gar nicht aufwachen.«

»Wenn das Schiff nicht beschädigt wäre«, sagte Moris nickend, »könnten wir das vermutlich machen. Aber jemand muss immer Wache halten, die Lebenserhaltungssysteme beobachten und kontrollieren. Man kann niemals wissen, wann etwas endgültig kaputt geht. Und dann würde keiner je wieder aufwachen.«

Aleta antwortete nicht, sie starrte lediglich deprimiert auf ihren Brei. Sie wusste nur zu gut, dass sie ohne jede Form von Antrieb durch das All drifteten, nur von der Massenträgheit getragen. Niemand konnte sagen, wann man ihr Notfallsignal auffangen würde. Niemand konnte sagen, wenn sie gerettet werden würden. Je länger die restlichen Vorräte ausreichten, desto größer waren ihre Chancen. Aleta wagte es nicht, die offenkundige Frage zu stellen: Was würde geschehen, wenn man sie niemals fand? Wenn die Vorräte ausgingen und sie immer noch durch den unbarmherzigen, kalten, interstellaren Raum drifteten? Nicht zum ersten Mal spürte sie, wie ihr Innerstes von kaltem Eis durchbohrt wurde, wenn sie daran dachte.

Dora und Moris sahen sich an. Sie mussten sich die gleiche Frage auch schon oft gestellt haben. Und dann seufzte Aleta, hob ihren Löffel und begann, den nach Apfel schmeckenden Brei zu essen. Sie würde erst in neun Tagen wieder etwas zu essen bekommen.

Moris schaute nochmals auf die Notizen, die sie für die Ivers vom Sonntag+3 auf einer elektronischen Informationstafel hinterlassen hatten. Planmäßige Fehlerdiagnosen aller Systeme. Benachrichtigungen über kleinere Fehlfunktionen, die leicht behoben werden konnten. Eine Erinnerung für den Ingenieur Klatt vom Donnerstag, die Kühleinheit der Kühlbox Nr. 7 zu prüfen: Die Wahrscheinlichkeit eines Ausfalls innerhalb der nächsten zwei Monate war auf 15 Prozent gestiegen. Der Vorschlag an alle Familien, die Vorräte aus der Kühlbox Nr. 7 vorübergehend auf andere Boxen zu verteilen. Dora blätterte besorgt durch ihre Notizen.

»Das wird immer häufiger passieren«, murmelte sie leise, sodass Aleta sie nicht hören konnte. Moris zuckte lediglich mit den Schultern. Er wusste, dass Dora recht hatte: Die Fehlfunktionen würden immer gravierender werden und schwerer zu reparieren sein.

Schließlich schlossen die drei den Wohnbereich und gingen zum Trakt mit den Schlafkammern. Sie zogen sich ihre Flanellpyjamas an. Moris öffnet ihre drei Kälteschlafkammern, sie waren von denen der anderen durch hastig aufgestellte Wandschirme abgetrennt. Diese drei Kammern zwischen den Wänden waren ihr Schlafzimmer. Aleta legte sich in ihr Bett. Dora verband sie mit den Lebenserhaltungssystemen, und dann lehnte sie sich über sie und gab ihr einen Gutenachtkuss. Danach kam Moris zu ihr.

»Bis morgen«, scherzte er und küsste Aleta auf die Stirn. Sie lächelten beide, während sich der Deckel schloss. Aleta schloss ihre Augen, und bald sank sie gegen ihren Willen in einen kalten, traumlosen Schlaf. Ein Schlaf, der neun Tage andauern würde.

Am nächsten Sonntag+2 fand Aleta einen Plüschteddybär neben dem Müllbehälter. Er war abgewetzt und nass. Er sah so aus, als ob er ins Wasser gefallen war. Sein linker Arm war fast abgerissen, er hing nur an ein oder zwei dünnen Fäden. Ihm fehlte auch das rechte Ohr, so als hätte ein ungezogenes Kind mit ihm gespielt. Aleta sah in den Müllbehälter und fand tatsächlich das Ohr im nichtrecyclebaren Abfall. Sie trug alles zu ihrer Mutter.

»Mama, sieh mal, was ich gefunden habe! Einen Teddybär. Ich denke, er gehört Lovel, vom Mittwoch.«

Dora schaute vom Monitor auf. Auf ihm waren Zahlenkolonnen zu sehen.

»Wo hast du ihn gefunden?«

»Im Müll.«

»Warum ist er so dreckig und abgewetzt? Lovel behandelt seine Spielsachen normalerweise gut. Am besten schmeißt du ihn weg, Aleta. So wie er aussieht, ist er zu nichts mehr zu gebrauchen!« Dann zuckte sie mit den Schultern und drehte sich dann wieder zu den Zahlen auf dem Bildschirm – der Teddybär war nur ein weiteres Teil des normalen Lebens, das durch ihren Kampf ums Überleben auf der Strecke blieb.

Aleta hielt inne. Sie beschloss zu glauben, dass Lovel ihn aus Versehen fallengelassen hatte, vermutlich in einen Mülleimer. Mit dem Teddybär in ihren Händen rannte sie in den Bereich, in dem sich die Kälteschlafkammern befanden. Sie stoppte vor den Kammern, die zum Mittwoch gehörten. Vor ihr befand sich ein Vorhang. Aleta kannte die Vereinbarung, die vorsah, dass diejenigen, die wach waren, den Bereich der Schlafenden nicht betraten. Außer bei einem Notfall natürlich.

Aleta sah nach links und rechts: Mama und Papa würden sicher sauer werden, wenn sie sie hier sahen. Dann schob sie den Vorhang zur Seite und betrat den »Raum«, der zum Mittwoch, zu Lovels Familie, gehörte. Vier Schlafkammern, die Innenseiten der Abdeckungen waren mit dünnen Eisschichten überzogen. Auf die Kammern waren Namen gemalt und daneben standen Monitore. Die Lebenserhaltungssysteme schrieben grüne, zackige Linien darauf, die anzeigten, dass alle lebenswichtigen Funktionen in Ordnung waren. Aleta beugte sich über Lovels Kammer. Er war viel jünger als sie: er war knapp sechs Jahre alt. Sie schaute durch das Eis auf sein blasses Gesicht. Und sie dachte – sie war sich nicht sicher – aber sie meinte, gefrorene Tränen auf seinen Wangen erkennen zu können. Aleta sah zu seinen Eltern und seiner älteren Schwester.

Sie hörte ein Husten im Korridor. Papa! Sie sollte nicht hier sein! Außer bei einem Notfall. Und war es nicht ein Notfall, wenn Lovel wegen seines kaputten Teddybären weinend eingeschlafen war?

Sie wusste, dass diese Reparatur mehrere Sonntage+2 dauern würde.

Sie verbrachte den ersten Sonntag+2 damit, den Teddybär zu reinigen. Am Abend fand sie einen trockenen und warmen Platz, von dem sie wusste, dass der Teddy dort niemandem im Weg sein und ihn auch niemand sehen würde – nicht mal Lovel, denn sie hatte beschlossen, dass es eine Überraschung für ihn sein sollte. Dort konnte er bleiben und gut trocknen.

Am zweiten Sonntag+2 lieh sie sich – sodass ihre Mutter es nicht bemerkte – eine Nähnaedel, eine Rolle Garn, einen Fingerhut und eine Schere. Fröhlich summend nähte sie geschickt den hängenden Arm und das Ohr an. Die anderen Nähte mussten verstärkt werden und es gab auch zwei Löcher zu stopfen. Bis zum Mittagessen hatte sie alles fertig. Aleta hob den Teddybär hoch und betrachtete ihn von allen Seiten. Er war alt, aber jetzt war er repariert und wieder sauber und trocken. Er hatte auf seinem Rücken und auf seinem Bauch einen Flecken. Aleta war nicht zufrieden. Es sah echt hässlich aus! Hm, dachte Aleta, was sollte sie dagegen tun?

Und dann hatte sie eine Idee!

An dritten Sonntag+2 entwarf sie einen kleinen Mantel aus einem karierten Lappen. Mama hatte ihr das schon vor sehr langer Zeit beigebracht, sogar noch bevor sie ihre lange Reise zu den Sternen angetreten hatten. Dora und Moris tauschten lediglich ein paar Blicke aus, wunderten sich, dass Aleta so still und trotzdem irgendwie glücklich und mit etwas beschäftigt war.

Während des vierten und fünften Sonntag+2 nähte Aleta den Mantel. Er hatte sogar drei Knöpfe, die sie aus Mamas Nähkästchen genommen hatte. Sie fand auch ein Stück dickeren Stoff, um einen kleinen Schal daraus zu machen. Sie zog dem Teddybär den Mantel an und band den Schal um seinen Hals. Dann nahm sie den Teddy in ihre Hände und begutachtete ihn sorgfältig. Schließlich lächelte sie zufrieden. Jetzt sah er fast wie neu aus!

Beim Abendessen setzte sie ihn auf den Tisch, betrachtete ihn immer noch.

»Was ist das?«, fragte Moris.

»Hey«, erinnerte sich Dora, »ist das nicht der kaputte Teddybär? Der von Lovel?«

Aleta nickte bloß, sie war stolz auf ihre Arbeit. Und bevor sie schlafen ging, rannte sie zu Lovels Kammer, schob den Vorhang beiseite, schaute sich um und fand eine geeignete Stelle. Sie setzte den Teddybär dorthin, wo Lovel ihn sehen würde, sobald er aufwachte. Daneben legte sie ein gefaltetes Stück Papier. Darauf stand nur: »Aleta. Sonntag+2«

Am nächsten Sonntag+2, als Aleta aufwachte und sich kraftlos aus ihrer Kammer zog, wurde sie von einem Stück Papier begrüßt. Aleta griff danach. Es war eine Zeichnung darauf – von einem Kind gezeichnet und mit Buntstiften ausgemalt – sie zeigte ein Mädchen, das unter einem Himmel voller Sterne saß. In einer Hand hielt das Mädchen einen abgewetzten Plüschteddybär. In der anderen Nadel und Faden. Aleta lächelte. Lovel hatte sie mit seiner Zeichnung wirklich gut getroffen, ihre Silhouette und auch die Farbe ihrer Haare und ihrer Augen. Ihr wurde klar, dass das bedeutete, dass auch er, als niemand zugeschaut hatte, zu ihrer Kammer gekommen war, genau, wie sie ihn im Schlaf besucht hatte.

»DANKE!!! Lovel. Mittwoch«, stand unter der Zeichnung.

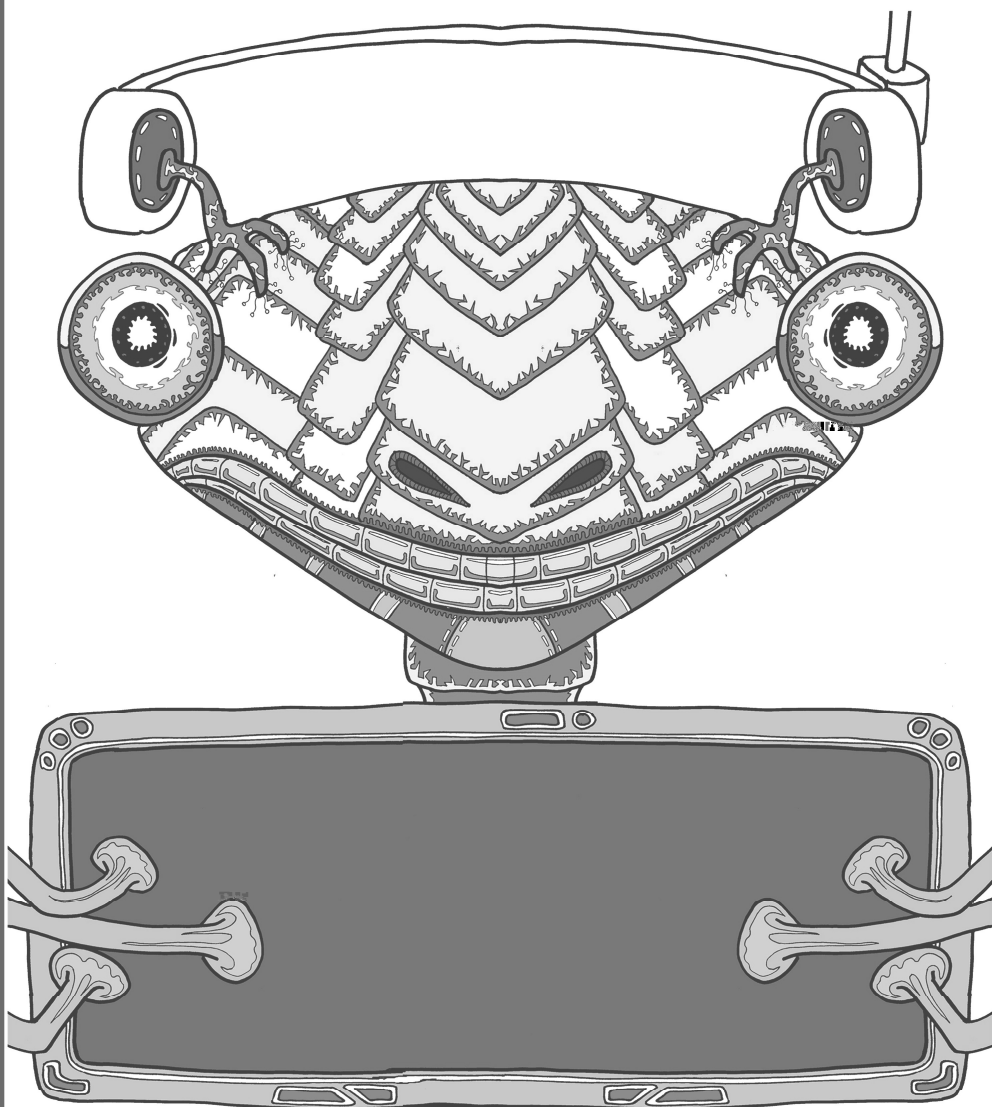
Das Schiff war eine scheinbar leblose Hülle, die ohne Antrieb durch das unendliche All driftete, verfolgt vom gefühllosen Starren von Milliarden Sternen. Aber inmitten des dunklen Rumpfs, zwischen den roten Leuchtbarken, war ein Bullauge. Weißes Licht drang aus dem Inneren des Schiffs in die Dunkelheit. Und in diesem Licht konnte man den Kopf eines dreizehnjährigen Mädchens erkennen. Es schaute das

All um sich herum mit neuen Augen an, es wusste, dass es etwas Gutes getan und einen Jungen glücklich gemacht hatte. Und plötzlich kamen ihm die Sterne nicht mehr so fremd vor, und es fühlte sich auch nicht winzig und unbedeutend. Jemand rief vom Inneren des Schiffs nach ihm und das Mädchen sprang auf und rannte gut gelaunt zum Tisch.

Es war Zeit zum Abendessen.

Aus dem Englischen ins Deutsche
übersetzt von Dimitra Fleissner

Zeichensprache



Dave Hutchinson

Da kommen sie wieder. Von der Wurzel des großen Pinienbaumes, der auf der Graniterhebung steht, kann er fast das gesamte Tal überblicken, und da unten auf dem Boden, durch die Löcher im Bewuchs, macht er die immer wieder aufblitzende Reflexion von Sonnenlicht auf einer Frontscheibe aus.

Es bleibt noch viel Zeit. Von der Straße unten im Tal ausgehend mussten sie sich eine enge Piste nach oben kämpfen, die in einer Serie brutaler Kurven verlief. Andrew würde fahren. Er kannte die Strecke, hinkte immer noch wegen damals, als er mit dem Auto zu schnell den Hügel hinab wollte. Er würde sich nicht beeilen.

Also setzt Lagrange sich hin und lehnt sich mit dem Rücken an den Baumstamm, fühlt die Brise auf seiner Stirn und beobachtet ein Bussardpärchen, wie es faul über ihm einander umkreist, während sich das Auto zu ihm hinaufkämpft. Ein schöner Tag. Ein friedlicher Tag. Große weiße Wolken werfen Schatten auf das Tal, zwei von ihnen scheinbar verbunden durch eine sich auflösende Brücke. Ein guter Tag.

Schließlich steht er auf, reibt die Hände am Baumstamm, löst ein Stück Borke von der Größe seines Fußes. Ein Käfer, plötzlich seiner Heimat entrissen, rennt über das Fragment und das Sonnenlicht erhellt die glänzenden Farben auf seinem Rücken. Lagrange hebt die Borke nahe an sein Gesicht, um den Käfer zu betrachten, und saugt den frischen Geruch des Holzes ein.

Dann dreht er sich halb um und wirft sie in die dünne Luft, mit dem kleinen Passagier an Bord, hinaus in das Tal, und sie ist verschwunden, ehe sie den Boden berührt und zwischen den Baumkronen verschwindet.

Das Auto kommt gerade an, als er aus dem Schutz der Bäume neben dem Haus schreitet. Andrew sieht ihn und winkt. Er winkt zurück. Andrew kommt schnell hinter dem Steuer hervor und springt auf ihn zu, die Hand ausgestreckt, sein Mund formt Worte, Hal, wie geht es dir? Gut, dich wiederzusehen!

Lagrange lächelt. Trotz allem mag er Andrew. Der Produzent ist, wenn man es recht betrachtet, keine schlechte Person, er hat nur eine Lücke im Markt gesehen und war auf dem Weg, dies zu nutzen. Während der letzten Jahre hatte Lagrange durchaus Sympathie für ihn entwickelt und er freute sich auf die Aufnahmesitzungen.

Hinter Andrew kamen zwei weitere Männer aus dem Wagen geklettert. Alex füllt irgendeine vage administrative Funktion aus, die man Lagrange einmal erklärt hatte, an die er sich aber nicht mehr erinnern mochte. Der andere Mann ist ein Fremder.

»Barry?«, fragte Lagrange.

Andrew dreht seinen Kopf in Richtung des Autos, aber er stellt sicher, dass er wieder Lagrange ansieht, ehe er antwortet. »Drüsenfieber«, sagt er. »Er wollte kommen, aber der Arzt sagte ihm, er solle im Bett bleiben. Er schickt seine Grüße. Das ist Oscar.«

Oscar trägt graue Jeans und eine Rehlederjacke. Er scheint kaum dem Teenageralter entwachsen zu sein, voller Akne im Gesicht und ein Kaugummi im Mund. Er schüttelt ihm nicht die Hand, nickt nur und beginnt, einige metallene Koffer aus dem Gepäckraum des Autos zu holen.

»Er scheint sehr jung zu sein«, sagt Lagrange.

»Er ist gut«, versichert Andrew ihm. »Barrys Lehrling.«

Als sie zum Haus gehen, scherzt Lagrange: »Gibt es nicht eine Regel, dass man den Lehrling niemals schicken soll, um die Arbeit des Zauberers zu machen?« Aber sie wissen beide, dass es eigentlich egal ist. Die echte Magie entfaltet sich beim Nachbearbeiten, die Prozedur selbst ist ganz einfach. Andrew, der selbst mal als Toningenieur gearbeitet hatte, konnte sie ohne Probleme im Griff behalten.

Alex holt sie an der Eingangstür ein, trägt seine abgewetzte Dokumententasche. »Du wirst das hier mögen, Hal«, sagte er. »Aus der Feder des Meisters persönlich.«

Später, nach Kaffee und Kuchen, begeben sich Lagrange und seine Besucher in die Lounge. Oscar stellt seine metallenen Koffer in die Mitte des Raums und geht rüber zum Fenster, das vom Boden bis zur Decke reichend, fast das gesamte Haus umspannt, das scheinbar am Rande eines Abgrundes balanciert, der von Unterholz bedeckt war. Lagrange sieht, wie er die Lippen wie zu einem Pfiff spitzt.

Dann dreht er sich vom Fenster fort, löst sich vom Ausblick. Lagrange kann gerade noch so seine Worte ausmachen: »Dann wollen wir mal loslegen, oder?«

Andrew und Alex tauschen Blicke aus. Der Junge hält sich nicht an das Protokoll. Es gibt diverse formale Dinge zu beachten, ehe man mit der Arbeit beginnt. Andrew macht Anstalten, ihn zurechtzuweisen, aber Lagrange sagt: »Aber sicher, Oscar. Natürlich können wir anfangen.«

»Es ist nicht eilig, Hal«, sagt Andrew.

Lagrange beharrt. »Es ist kein Problem, Andrew.« Und zu Oscar sagt er: »Ich schätze es, wenn du mich anschauen würdest, wenn du etwas sagst. Sonst kann ich deine Lippen nicht lesen, verstehst du?«

Daraufhin gibt es einen leeren Blick vom jungen Mann, der nur mit den Achseln zuckt und beginnt, die Aufnahmetechnik auszupacken.

Andrew erhebt sich von seinem Stuhl und geht zu Lagrange. »Ich kann nur um Verzeihung bitten, Hal. Es wird nicht wieder passieren.« Seine Lippen bewegen sich, aber Lagrange weiß, dass kein Ton hervorkommt, ein kleiner Trick, den sie sich angewöhnt hatten, wenn Andrew ihm in Gegenwart der anderen etwas vertraulich mitteilen wollte. »Wir können so lange warten, wie du willst.«

Lagrange lächelt nur und schüttelt den Kopf. Es ist nicht wichtig für ihn, wann die Aufnahme beginnt, so lange sie nur gemacht wird.

Es gibt immer ein Gefühl der Erwartung, ein schwaches Gefühl von Schmetterlingen im Bauch. Dies ist das achte Mal in vier Jahren, nicht hinzugerechnet das erste Mal, als Andrew und Barry mit ihrer Idee hergekommen waren, nicht lange, nachdem Lagrange das Krankenhaus verlassen hatte. Sie brauchten damals fast eine Stunde, um ihn zu überreden, sie einzulassen, und weitere drei, um ihn zu einem Experiment zu überreden, bis ihn ein beiläufiger Kommentar von Barry neugierig machte. Das erste Mal war es die »English Folk Song Suite« gewesen, und es hatte ihm einen Schrecken eingejagt.

Dann, als die Aufnahme für sieben Wochen lang die Charts anführte, hochklassige Pornografie ebenso wie lebenssechte Abenteuer übertreffend, war Andrew zurückgekehrt, um einen Vertrag zu verhandeln, und er war so aufgeregt über die Karriereaussichten, die sich für ihn entwickelten, dass er bei der Rückfahrt den Wagen überschlug. Als er etwa eine Woche danach für die erste, richtige kommerzielle Aufnahme zurückkehrte, war sein Bein von einem furchtbaren orthopädischen Horrorinstrument umklammert gewesen.

Nun sitzt Lagrange, ruhig und ohne Sorgen, in seinem beweglichen Sessel, und sehr erfahren mit dieser Sache. Oscar packt das neuronale Aufnahmegerät aus, der Junge bewegt sich mit trügerischer Nachlässigkeit, doch unter seiner Attitüde kann Lagrange die Sorgfalt erkennen, mit der Oscar seine Arbeit macht.

Auf seltsame Weise erinnert Oscar Lagrange an sich selbst in jenem Alter. Da ist eine Körpersprache, die er wiedererkennt, eine Sorglosigkeit, die man leicht als Verachtung fehlinterpretieren kann. Er legte diese damals zuerst als Komponist zu-tage, dann als Dirigent, ein seltenes Talent, das bewusst die Konventionen durch-

brach, die er heute mit einer gewissen Zuneigung betrachtet. Eine Menge davon war nur Show gewesen, natürlich – die Presse holte immer noch jene Zeit hervor, als er die Moskauer Symphoniker dirigierte, die Planetensuite, verkleidet als Godzilla – aber vieles war auch Unsicherheit gewesen, das Vortäuschen falschen Selbstbewusstseins. Es war etwas, dass er als Waffe benutzen konnte, um zu schockieren und aufzurütteln. Er war jung, ihm war egal, was die Leute dachten. Ihm bedeuteten nur zwei Dinge etwas: Musik und Sex, und er hatte viel von beidem gehabt.

Dinge veränderten sich und blieben, denkt er, betrachtet seine Lounge, vollgestellt mit Oscars Technologie. Er fühlt sich ein wenig närrisch, während er den jungen Mann dabei beobachtet, wie dieser optische Fäden abwickelt, Interfaces zusammenbaut und das Geflacker der kleinen Schirme begutachtet. Barry ist anders, mehr old school, auf grimmige Art professionell. Er würde sich abschätzig über die Behauptung äußern, sein Tun sei Kunst.

Andrew geht hinter ihn, drückt seine Schulter, als er vorbei geht, ruhig und aufmunternd. Lagrange dreht seinen Kopf und sieht Andrew am Telefon, wahrscheinlich ein Anruf ans Studio, mit dem er mitteilt, dass das Team hier sei und alles seinen normalen Gang nehme.

Lagrange hält es immer noch für einen Unfall, vergleichbar mit einem Autounfall, der auf eine fatale Kette an Vernachlässigung und Zufall zurückgeführt werden konnte – und darauf, schlicht zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen zu sein. Er kann sich kaum noch an ihr Gesicht erinnern oder das ihres Ehemanns, der auf der Anklagebank auf seine Verurteilung wartete. Sie waren alle zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen.

»Man weiß nie, was man hat, bis jemand es einem wegnimmt«, sagt er zu Oscar. »Ist es so?« Er nimmt an, dass Oscar die Geschichte kennt: der betrogene Ehemann, der in der Menge von Familien und Fahrern in der Ankunftshalle wartet, der einzige Schuss, dann liegt er auf dem Boden von Terminal 5 von Heathrow mit einer Kugel im Kopf. Für Lagrange erscheint es – erschien es schon immer – wie etwas, das jemand anderem passierte.

Er starb einmal gleich dort, zweimal im Krankenwagen, zwei weitere Male auf dem Operationstisch. »Nur noch vier Leben übrig«, sagte ihm sein Chirurg später, obgleich sie zu der Zeit kommunizierten, indem sie sich Notizen schrieben, da Lagrange nichts hören konnte. Er schien auf einmal sein Leben nur noch zu betrachten, anstatt daran teilzunehmen.

Er schaut auf die Noten, die offen auf seinen Knien liegen, berührt sie mit den Fingern. Er trägt weiße Baumwollhandschuhe, um zu verhindern, dass Schweiß und Fett auf seinen Fingerspitzen das Papier beschädigen. Ganz aus dem Britischen Museum bis hierher, stelle man sich das vor. Letztes Mal war es Mozart und die Noten kamen direkt aus Salzburg, und mit ihnen zwei Sicherheitsleute, die Tee tranken und sich dabei abwechselten, raus zu gehen und Steine auf die kreisenden Bussarde zu werfen.

Manchmal hilft es, wenn er das Original hier hatte, aber nicht so oft, wie er es das Studio glauben ließ. Er nimmt es als unausgesprochenen Teil der Vereinbarung zwischen ihm und den Menschen, die Geld mit alledem verdienen, etwas, das über Profit hinausgeht. Er denkt, Andrew könnte es sogar verstehen, auf seine Art. Sie bekommen, was sie wollen, er darf das Papier berühren, auf dem das Genie geschrieben hat.

Er hat sehr lebendige Erinnerungen daran, selbst neurale Induktion benutzt zu haben, vor dem Unfall, erinnert sich an das Erlebnis, etwas durch die Augen eines anderen zu erfahren. Andrew sagt, dass sie in den frühen Tagen jeden genommen hatten, um ihm eine Aufnahmeeinheit aufzukleben. Professionelle Glücksspieler,

Extremsportler, Kampfpiloten, alles, was dem Publikum den Kick geben würde. Die Ergebnisse waren krude, die Subjekte normalerweise nicht in der Lage, die Art der Konzentration zu erreichen, die notwendig war, um ihre Erinnerungen und Empfindungen akkurat aufzuzeichnen. Es waren die Drogen, sagt Andrew, die das Geschäft revolutioniert hatten.

»Bereit?« sagt Andrew, bewegt sich vor ihm.

Er lächelt. »Ich habe mich nur erinnert.« Er versucht maßvoll zu sein, aber er weiß, dass seine Stimme eine hässliche, brechende Sache ist. Sprachtherapeuten kamen nach dem Unfall, aber irgendwie hat er nie wieder richtig sprechen gelernt. Vielleicht war es die Kugel, sagten sie. Vielleicht war es psychologisch. Das Gehirn war eine seltsame Sache, es konnte massiv beschädigt werden und immer noch funktionieren, aber ein scheinbar harmloser Fall konnte jemanden töten. Geben Sie ihr Zeit, so sagten sie ihm, vielleicht wird die Stimme zurückkommen, wenn Sie daran arbeiten. Aber das tat sie nie, jedenfalls nicht richtig.

Oscar stellt sich hinter den Stuhl und Lagrange spürt das kalte Metall an seinen Schläfen. Er nickt Andrew zu. »Ein guter diesmal.«

Andrew grinst. »Sind sie das nicht alle?«

Oscar rollt Lagranges rechten Ärmel hoch, drückt einen Injektor an seinen Arm. Lagrange spürt das vertraute, zusammenziehende Schnappen durch seine Haut und dann den leichten Schmerz in seinem Muskel. Hypermnesia, nannte Andrew sie einst. Drogen, die dir helfen, dich zu erinnern.

Es dauert nur wenige Minuten. Lagrange denkt an einen Abend in London, wie er auf die Bühne der Royal Albert Hall schreitet. Ja ... jetzt kommt es ... Er berührt die Noten, sieht sie nicht einmal wirklich, imaginiert sich selbst, wie er den Dirigentenstab nimmt und sein Kopf füllt sich mit der anschwellenden Macht der Musik.

Er fühlt sich danach immer krank. Sie geben ihm eine rosa Medizin zu trinken, die ein wenig die Übelkeit unterdrückt, sie schmeckt schwach nach Kiwi. Oscar überprüft alles, lässt das Playback ablaufen. Andrew steht in der Mitte des Raumes, eine Krone voller Kontakte auf seinem Kopf. Seine Augen sind geschlossen. Er lächelt.

Oscar dreht seinen Kopf und sagt: »Du hast eine gute Erinnerung.«

»Es ist alles, was ich noch habe«, sagt Lagrange. Es ist wahr und es ist gelogen. Er wird niemals mehr eine einzige Note Musik hören, außer in seiner Erinnerung, das ist wahr. Aber es gibt keinen Mangel an Geld, an leiblichem Wohl. Er kann immer noch komponieren, selbst wenn er nicht meint, dirigieren zu können, und seine Kompositionen haben ihn reich gemacht. Aber die Musik existiert allein in seinem Kopf.

Ironischerweise funktionieren Induktionsgeräte auch nicht. Eine Art neurologischen Schadens, verursacht durch den Unfall. Die Ärzte versprechen ihm Heilung, sagen ihm, dass die Forschung in großen Schritten vorankomme, wenn er nur warten würde. Aber er kann nicht. Er muss Musik hören, selbst, wenn es sich nur um eine Erinnerung handelt, während die Drogen durch sein beschädigtes Gehirn donnern.

Andrew öffnet die Augen. Er sieht Lagrange an und seine Lippen formen das Wort: »Maestro!«

Es gibt eine unausgesprochene Vereinbarung, dass die Bürokratie – all der langweilige Papierkram und die nervigen Kleinigkeiten – erst zum Schluss kommt, nach der Aufnahme. Sie verbringen etwa eine halbe Stunde damit, dann werden Hände geschüttelt und man sagt auf Wiedersehen. Andrew umarmt ihn. Das Auto fährt los und Lagrange geht zurück zu seinem felsigen Aussichtspunkt und sieht zu, wie es die Fahrt die Serpentina hinab beginnt.

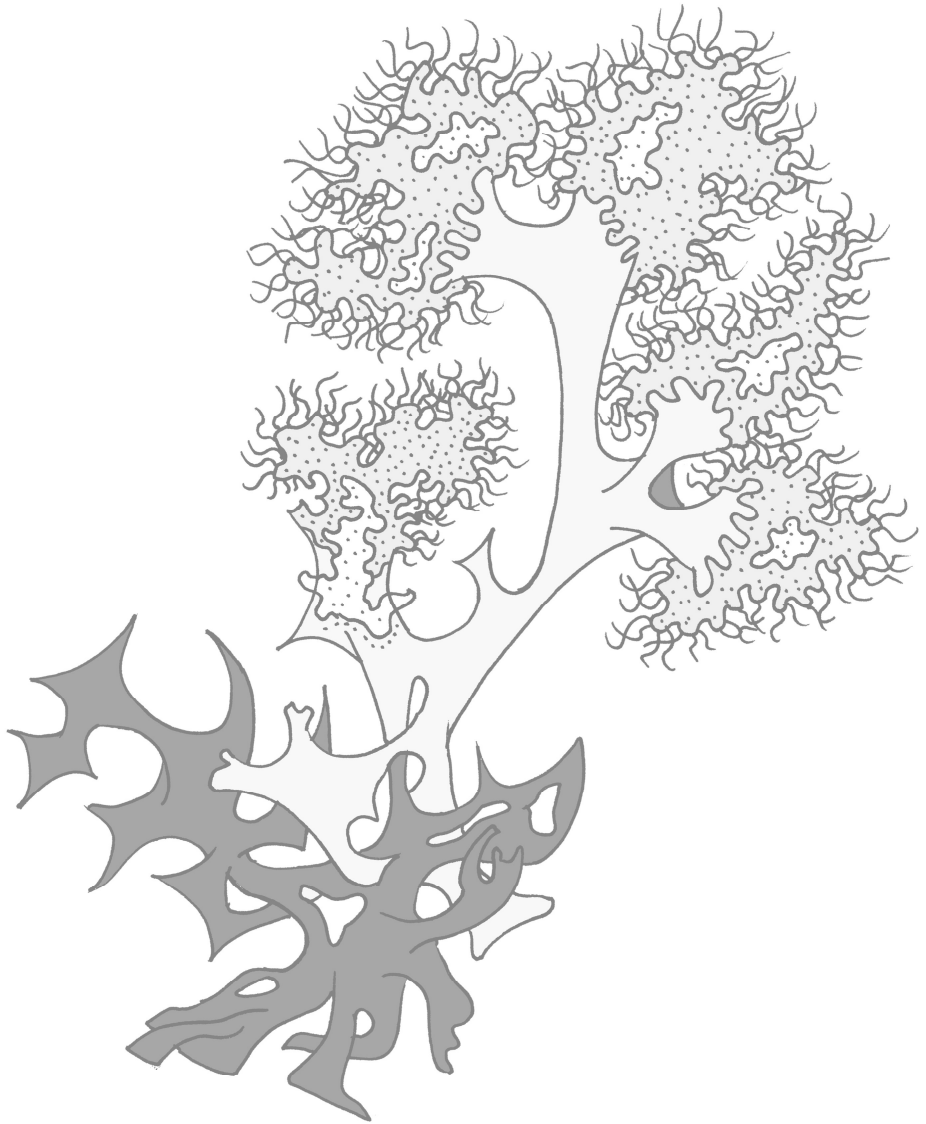
Es gibt auch einen kleinen Flashback von den Drogen, eine Art Echo, das Andrew »Nachleuchten« nennt, und irgendwo in seinem Kopf kann er immer noch »The Lark Ascending« hören, das herzerbrechend aufspielende Violinensolo jene Nacht in der Royal Albert Hall. Die totale Erinnerung.

Er möchte dieses Nachleuchten so lange wie möglich erhalten, denn er weiß, dass er dieses Solo niemals wieder hören wird. Hypermnesia sind psychiatrische Medikamente, die massiven posttraumatischen Stress behandelten. Ein unkontrollierbarer Teil des Moleküls lässt sie auf jene Teile der Erinnerung zielen, die erweckt werden, und radiert sie dann auf eine Weise aus, die Lagrange nicht versteht. Andrew hat ein Team von Biochemikern, die an der Droge arbeiten und versuchen, diesen Effekt auszumerzen, aber es sieht so aus, als würde es dazu führen, dass ein ganzes Molekül rausgenommen wird und die Droge dann nicht mehr wirkt. Ein Moment absoluter, scharfer Erinnerung, aufgenommen durch die neuronalen Rekorder, ein verblassender Satzesatz, dann auf immer verloren. Das ist der Handel, den er mit sich selbst abgeschlossen hat.

Schließlich, als das Nachleuchten verblasst, wie es das immer tut, bleibt er mit nichts als der Stille und den kreisenden Bussarden zurück. Es wird schwieriger und es wird leichter. Er beobachtet für eine Weile die Wolken. Dann steht er auf und geht ins Haus.

Aus dem Englischen ins Deutsche
übersetzt von Dirk van den Boom

Zeit ist Geld



Andreas Eschbach

Leiden Sie unter Zeitnot? Das muss nicht sein. Denn zusätzliche Zeit kann man jetzt kaufen.

Bedenken Sie, welch ungeahnte Möglichkeiten Ihnen ein Tag von 25 oder mehr Stunden eröffnet! In zusätzlichen Tagesstunden können Sie mehr arbeiten: So kommen Sie schneller voran als andere. Zusätzliche Nachtstunden erlauben Ihnen ein unbeschwertes geselliges Leben, ohne dass Sie auf ausreichend Schlaf verzichten müssten.

Für jeden erschwinglich, für jeden unentbehrlich: einzelne zusätzliche Minuten – beispielsweise, um im Notfall einen Zug noch rechtzeitig zu erwischen und sich so Ärger durch verpasste Anschlussverbindungen und dadurch entgangene Geschäftstermine zu ersparen.

Minuten erhalten Sie auch im Abonnement. Verlängern Sie Ihre tägliche Mittagspause problemlos um eine Viertelstunde oder mehr, essen Sie entspannter, leben Sie gesünder.

Nutzen Sie unsere Rabatte auf ganze Tage und verlängern Sie schöne Wochenenden mit Familie oder Freunden. Ist ein wichtiges Projekt im Verzug? Zusätzliche Tage helfen Ihnen, den Termin doch noch einzuhalten. Stellen Sie sich nur vor, Sie hätten einen zusätzlichen Tag zum Packen vor einem Umzug oder einer großen Reise – welche Erleichterung! Ein gutes Buch zu kaufen und dazu gleich die Zeit, es zu lesen – kein unerfüllbarer Traum mehr!

Selbstverständlich können Sie auch längere Zeitabschnitte erwerben. Kurieren Sie eine Erkrankung in Ruhe aus oder lassen Sie eine notwendige Operation durchführen, ohne auch nur einen Tag im Betrieb zu fehlen. Verlängern Sie einen schönen Sommer oder eine prachtvolle Skisaison doch einfach. Fügen Sie den wertvollen Jahren Ihrer Jugend Monate oder Jahre voller Energie und Spannkraft hinzu, und erreichen Sie so Ihre ehrgeizigen beruflichen Ziele bereits in einem Alter, in dem Sie sie auch genießen können. (Erkundigen Sie sich nach unseren günstigen Ratenzahlungskonditionen für Berufseinsteiger). Dehnen Sie Ihre »besten Jahre« nach Belieben aus. Oder sparen Sie mit geringen monatlichen Beiträgen ein Vermögen an, das es Ihnen erlaubt, Ihrem Lebensabend kostbare Monate und Jahre hinzuzufügen und mitzuerleben, wie Ihre Enkelkinder heranwachsen. Zugleich erhöhen Sie die Rentabilität Ihrer Rentenbeiträge durch verlängerten Bezug.

Vertrauen Sie dem Weltmarktführer für Zeithandel. Rufen Sie unsere kostenlose Bestell-Hotline an, schicken Sie uns ein Fax oder besuchen Sie uns im Internet.

Wissen Sie nichts mit Ihrer Zeit anzufangen? Müssen Sie öfter Stunden, Abende, ganze Tage »totschlagen« mit Vergnügungen aller Art, Alkohol oder Drogen? Schluss damit – machen Sie ab jetzt Ihre nutzlose Zeit zu Geld!

Wir kaufen jederzeit: einsame Abende, langweilige Tage, öde Wochen, traurige Monate, sinnlose Jahre. Wir bieten garantierte Höchstpreise. Vergleichen Sie – oft ist der Verkauf Ihrer Tagesstunden für Sie lukrativer, als selber zu arbeiten. Wäre das nicht verlockend? Sie stehen morgens auf, haben sofort Feierabend – und mehr verdient als in Ihrem bisherigen Job!

Jederzeit interessiert sind wir am Ankauf von Nachtstunden, gerne auch einzeln. Wenn Sie ohne Probleme morgens ein, zwei Stunden länger schlafen können – verkaufen Sie doch die Stunden um Mitternacht. Mal ehrlich: Von denen bekommen Sie ohnehin nie etwas mit.

Sind Ihre Wochenenden stressiger als Ihr Job? Nichts als Streit mit der Familie? Das muss nicht sein. Schonen Sie Ihre Nerven, verkaufen Sie Ihre Wochenenden und verwöhnen Sie stattdessen die Menschen, die Ihnen nahestehen, mit wertvollen Geschenken.

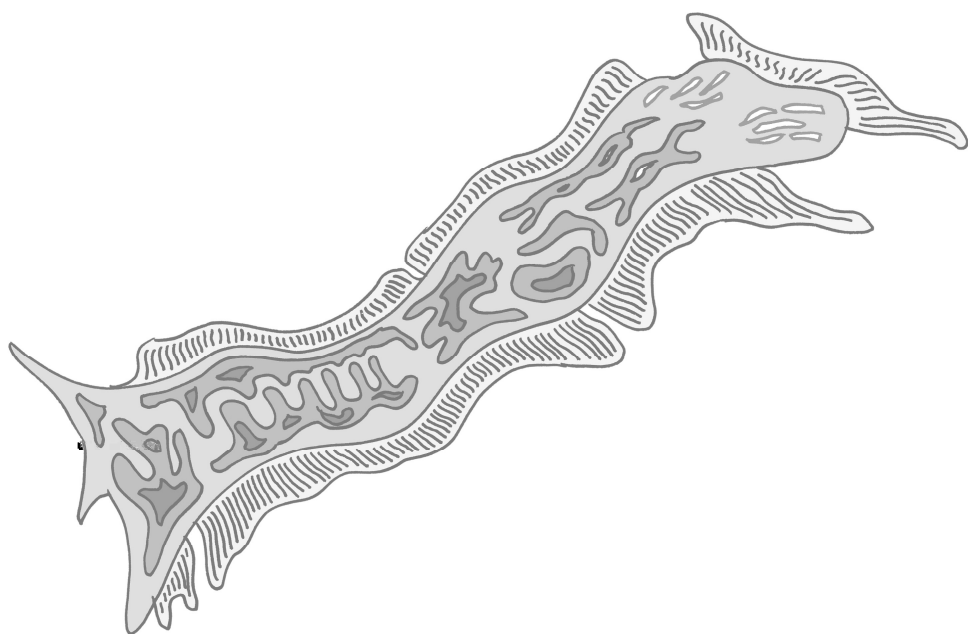
Wozu Wochen und Monate in Jahreszeiten verbringen, die Ihnen nicht gefallen, die Sie deprimieren oder anfällig werden lassen für Erkältungen? Weg damit, und her mit gutem Geld dafür!

Finden Sie Ihr ganzes Leben sinnlos? Dann verkaufen Sie es uns. Es ist ganz einfach: Wir ermitteln Ihre restliche statistische Lebenserwartung und unterbreiten Ihnen ein lukratives Angebot. Sie entscheiden frei, ob Sie es annehmen. Wenn ja, endet Ihr Leben sofort und schmerzlos, und Ihre Hinterbliebenen erhalten eine stattliche Summe ausbezahlt – mehr als aus einer normalen Lebensversicherung, ohne peinliche Fragen und ohne rechtliches Risiko.

Vertrauen Sie dem Weltmarktführer für Zeithandel. Rufen Sie einfach unsere gebührenfreie Servicenummer an. Das Beratungsgespräch ist kostenlos und verpflichtet Sie zu nichts.

Zwischen Zeitgeist und Zensur

Erfahrungen mit der
utopischen Literatur



Karlheinz Steinmüller

Einführung

»Die Science-Fiction von Atlantis und was aus ihr geworden ist«, überschrieb Erik Simon im Juli 1991 seinen Nachruf auf die Science-Fiction der DDR.¹ Tatsächlich erscheint uns heute die SF des untergegangenen Staates fast so fern wie die hypothetische Literatur der utopischen Insel. Vieles ist zu recht versunken und vergessen und je mehr Sedimente sich darüber legen, desto besser. Anderes ist wert, ausgegraben zu werden. Und insgesamt erzählen die unterseeischen Ruinen die faszinierende Geschichte einer Literatur, die zugleich ganz normal und doch ziemlich anders war.

Das beginnt schon beim Namen. »Science-Fiction« war lange verpönt, eine Bezeichnung für jene imperialistische, antihumanistische Afterliteratur, die vom Westen her hereinschwappte mit Weltraumkriegen und Amok laufenden Robotern. Dem sollte, nein, musste!, etwas entgegengesetzt werden: eine sozialistische Zukunftsliteratur um die Perspektiven von Wissenschaft und Technik, um die kommende Gesellschaft und den Menschen von Morgen. So zumindest sah es die offizielle Kulturpolitik, so wollte es die Partei- und Staatsführung. Denn in der DDR gab nicht der Markt die Richtung vor, sondern der Staat. Selbstverständlich berücksichtigten die Verlage, dass die Leser unterhaltsame und spannende Lektüre wünschten. Die Vorgaben aber kamen von oben und drückten sich u. a. in der Zuteilung von Papierkontingenten aus: eine bestimmte Menge für Propaganda, eine andere für Gegenwartsliteratur, für Schulbücher, für Lyrik oder eben auch für SF. So entwickelte sich die Science-Fiction der DDR im Spannungsfeld von Leserwünschen und Politik, von individuellen Sichten der Autoren und offiziellem Gesellschaftsbild, von künstlerischen Spielräumen und Einengungen durch Zensur.

Eine lichte Zukunft

»Utopische Romane« nannten die DDR-Verlage seit den Anfängen um 1950 Bücher über eine rosarote Zukunft im strahlenden Zeichen des fünfzackigen Sternes, chromblitzend und neonbeleuchtet, mit einem Weltsowjet und Energie im Überfluss und mit frohgemuten Werktätigen, die – gekleidet in bunte synthetische Gewänder – über die gläsernen Straßen flanieren. Utopie, schon vom Wort her Ideal und Skepsis in einem, war für die frühe DDR-SF Legitimation und uneinlösbarer Anspruch zugleich. Die Bezeichnung verwies auf die lange, durchweg positiv gewertete Traditionslinie gesellschaftlicher Utopien, die nach der offiziellen Lesart unweigerlich zur kommunistischen Perspektive führen musste, und rechtfertigte es, sich literarisch in die Zukunft zu versetzen. Aber genau darin bestand auch ein Dilemma. Einerseits verschaffte der Bezug auf Morus und Campanella und vor allem Edward Bellamy der Science-Fiction, die so amerikanisch nicht heißen durfte, hinreichend ideologische Respektabilität, andererseits waren einem wirklich utopischen Vorausdenken nur allzu enge Grenzen gesetzt. »Die Zukunft«, schrieb damals ein Literaturkritiker, »heißt für uns nicht Utopia, sondern Sozialismus, und wir sind in der glücklichen Lage, aus unserer Zukunft selbst lernen zu können, nämlich von der Sowjetunion, ›in der das Morgen schon Geschichte ist‹.«²

Gute Zeiten, schlechte Zeiten für die Utopie. Sie wurde auf Bewährung in die Produktion geschickt und hatte – ganz im Sinne des sozialistischen Realismus – dort konkrete kulturpolitische Aufgaben zu erfüllen. Sie sollte junge Menschen für die lichte kommunistische Zukunft begeistern und gleichzeitig neue wissenschaftliche Erkenntnisse popularisieren. Immerhin, einige der »utopischen Produktionsromane« wurden von zukunftsstüchtigen Heranwachsenden regelrecht verschlungen,

Eberhardt del' Antonios *Gigantum* (1957) beispielsweise, in dem ein neues Transuran ungeheure Energien abgibt und die Jugend Europas eine Einschienenbahnstrecke von Paris über Berlin nach Moskau erbaut.

Individuelle, originelle Zukunftsbilder hatten im utopischen Roman um Industriebetriebe und Erfinder wenig Raum. Das gemeinsame Modell der Zukunftsgesellschaft glich die Texte an: Bei Heinz Vieweg (*Ultrasymmet bleibt geheim*, 1955) wie bei H. L. Fahlberg (*Betatom*, 1957), bei Günther Krupkat (*Die Unsichtbaren*, 1956) wie bei E. del' Antonio atmen die Texte dasselbe »Perspektivbewusstsein«. Frieden und Sozialismus siegen, der Imperialismus ist entweder auf letzte Refugien wie die USA oder Liechtenstein zurückgedrängt oder völlig vom Antlitz der Erde verschwunden. Die konfliktlos-egalitäre Völkergemeinschaft lebt unter derselben Weltregierung, und Atomkraft erleichtert überall das Leben. Die Zukünfte der Romane – auch unterschiedlicher Autoren – gleichen einander in den Grundzügen so sehr, dass die Protagonisten, von einem Buch in ein anderes versetzt, sich mühelos zurechtfinden würden. Dabei zeichnet sich die kommunistische Utopie der Romane weniger durch die Schilderung einer neuen Lebensweise, sondern durch Leerstellen aus: eine Gesellschaft ohne Ausbeutung, ohne Kriege, ohne Klassenkämpfe, ohne Verbrechen, ohne Religion, ohne Geld, ohne Armut, ohne soziale Gegensätze, ja selbst ohne Faulheit, Herrschsucht, Völlerei, Gier, Neid, Hass – eine Gesellschaft ohne sündige Menschen. Die Autoren mussten technische Unglücke und schieläugige imperialistische Spione bemühen, um für Spannung zu sorgen.

Zugleich mit dem textinternen Kampf gegen Saboteure und Diversanten tobte in den Medien der Kampf gegen westliche Einflüsse, auch gegen die verhasste Science-Fiction: »Wunschträume kranker Gehirne? Sicher! Diese ›Literatur‹ kommt aus den USA, dem Land, das den höchsten Prozentsatz an Geisteskranken und die verrufensten und überfülltesten Verrücktenanstalten in der Welt hat. Aber diese ›science fiction‹ füllt ganze Büchereien und hat Millionen von Lesern auch außerhalb der Verrücktenanstalten. Es handelt sich eben nicht nur um kranke Gehirne, es handelt sich um eine kranke Gesellschaftsordnung, die in dieser Art von ›Literatur‹ und ›Wissenschaft‹ ihren Ausdruck findet; ganz abgesehen davon, dass dieser Zukunfts-Weltraum-Imperialismus-Traum einen sehr gegenwärtigen und realen Zweck hat: Durch alltäglichen und allnächtlichen Schrecken sollen die Menschen an den Gedanken des geplanten Atomkrieges gewöhnt und zu allem bereit gemacht werden.«³

Klassenbrüder im Weltraum

Im Oktober 1957 umkreiste der erste Sputnik die Erde, vier Jahre später folgte der erste Kosmonaut. In den Augen der Zeitgenossen demonstrierten beide die Überlegenheit des Sozialismus. Der osteuropäischen SF öffneten sie eine neue Perspektive – in kosmischen Dimensionen. Der Roman *Das Mädchen aus dem All* (1957) des Paläontologen Iwan Jefremow gab mit seiner grandiosen Vision eines »Großen Ringes« verbrüderter kosmischer Menschheiten dafür das Muster vor, und bald folgten ihm ostdeutsche SF-Autoren wie Günther Krupkat mit *Die große Grenze* (1960) oder Horst Müller mit *Signale vom Mond* (1960) und dem Folgeband *Kurs Ganymed* (1962).

1 *Fantastisches Forum* Nr. 5 / 1991.

2 Gerhard Hauswald: »Propheten dringend gesucht. Eine Betrachtung über den Zukunftsroman«, in: *Sonntag*, Nr. 52/1957, S. 8.

3 *Das Magazin* Heft 3/1955, S. 36.

Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang der erste SF-Film, der in der DDR gedreht wurde: *Der schweigende Stern* (1960), eine Koproduktion der DEFA mit einem polnischen Studio nach Stanislaw Lems Roman *Planet des Todes* (1949). Der auch heute noch sehenswerte Film umfasst beinahe alle wichtigen utopischen Motive und Themen jener Zeit: Eine geheimnisvolle Spule, Überbleibsel einer 1908 als tunguskischer Meteorit abgestürzten Sonde von der Venus, veranlasst die Menschheit, ein Raumschiff zu eben jenem »schweigenden« Planeten zu senden. Unterwegs findet die internationale Besatzung heraus, dass die Venusbewohner die Menschheit durch radioaktive Bestrahlung ausrotten und die Erde erobern wollten. Die Astronauten landen in einem seltsamen, radioaktiv verseuchten »gläsernen Wald«, sie irren durch die fantastische Kulisse einer geschmolzenen Venusstadt. Von deren Bewohnern sind wie in Hiroshima nur noch die Schatten auf den Wänden geblieben.

Aus der eindringlichen Warnung vor der atomaren Selbstvernichtung folgte eine positive Botschaft, die im Sinne der offiziellen Propaganda lag: Nur gesellschaftlich weit fortgeschrittene und insofern friedliebende Zivilisationen können die für den Weltraumflug nötigen Technologien entwickeln. Daher wird erst nach dem Ende des Wettrüstens die geeinte Menschheit die nötigen Mittel zur Verfügung haben, um in großem Stil Raumfahrt betreiben zu können. Weltraumkriege – wie in der imperialistischen Science-Fiction – sind also ausgeschlossen. Unsere Kosmonauten werden in den Tiefen der Milchstraße stets auf »Brüder im All« stoßen.

Oder sie treffen eben auf noch nicht ganz so weit fortgeschrittene Zivilisationen wie in del' Antonios zweitem Roman *Titanus* (1959). Irdische Raumfahrer, die auf dem Planeten Titanus I landen, müssen bald feststellen, dass dort ein kapitalistisches Unterdrückungsregime herrscht. Die Ausbeuter stammen von dem Planeten Titanus II; sie sind nach einer erfolgreichen Revolution der »Tätigen« von dort geflohen. Nun planen sie Revanche, rüsten auf und schießen schließlich ihre Atomraketen ab. Doch die technisch überlegenen Bewohner von Titanus II lenken die Geschosse zurück auf die Aggressoren.

Auf *Titanus* folgten weitere Romane um Klassenkämpfe auf fremden Planeten. Häufig stellen sie die irdischen Raumfahrer vor die Gewissensentscheidung »Eingreifen oder nicht eingreifen?«, etwa Lothar Weises *Das Geheimnis des Transpluto* (1962) und Hubert Horstmanns *Stimme der Unendlichkeit* (1965). Darf man im Sinne einer »sozialistischen Bruderhilfe« revolutionäre Kräfte auf fremden Planeten unterstützen, also einen »Export der Revolution« betreiben oder ist das ein ethisch und gesellschaftspolitisch unzulässiger Eingriff in die innere Entwicklung einer Zivilisation?⁴ Bisweilen drängt sich sogar eine Parallele zu Star Trek auf. Hier verbietet es die »Oberste Direktive« der Föderation, sich in die Entwicklung anderer Spezies einzumischen.

Aber damit erschöpfen sich die Parallelen zu Star Trek nicht. Wie die U. S. S. Enterprise werden DDR-Raumschiffe von einer international und multiethnisch zusammengesetzten Crew gesteuert, auch in Star-Trek-TOS sind Geld und Ausbeutung abgeschafft. Technikoptimismus verbindet sich mit einer friedensorientierten und progressiven Grundgesinnung. Mit leichter Übertreibung kann man daher Gene Roddenberrys Star-Trek-TOS als eine fast schon sozialistische Utopie charakterisieren.⁵

Die Irrtümer der Großen Zauberer

Ein Jahrzehnt lang dominierte die Weltraumutopie die SF der DDR. Anfang der siebziger Jahre kamen neue Themen dazu, und statt technischer rückten moralische Fragen in den Vordergrund. Enttäuschte Erwartungen standen bei dieser Entwick-

lung Pate. »Überholen ohne einzuholen« hatte die Parole der letzten Ulbricht-Jahre gelaute. Die überlegene Gesellschaftsordnung, Wissenschaft und Technik (vor allem die Kybernetik!) sollten es möglich machen, dass der Osten am Westen vorbeizog. Anfang der siebziger Jahre war diese parteioffizielle Utopie ausgeträumt – so wie ja auch im Westen die »Grenzen des Wachstums« deutlich wurden.

Autoren wie Leser entdeckten nun, dass die »utopische Verfremdung«, der entlegene, von der Zensur schwerlich überprüfbare Schauplatz Gelegenheit zur kritischen Antiutopie bietet. So schildert Heiner Rank in dem Roman *Die Ohnmacht der Allmächtigen* (1973) auf den ersten Blick eine hoch technisierte Wohlstands- und Freizeit-Utopie.⁶ Der Held erwacht auf einem fremden Planeten, auf dem Arbeit unnötig, ja den Bewohnern mental unmöglich ist. So farbig und abwechslungsreich das lebenslange Hippiedasein mit freier Liebe und Drogen auch sein mag, es ist doch sinnentleert, und selbst diejenigen, die gegen ihre Nutzlosigkeit aufbegehren, können an dem Zustand nichts ändern, denn sie sind genetisch manipuliert und unfähig zur Gewalt. Rank griff nicht nur die aktuellen westlichen Konzepte von einer Überfluss- und Freizeitgesellschaft auf; schon wegen seiner Vision, die so gar nicht der kommunistisch-idyllischen Zukunftsverheißung entsprach, rief sein Roman einige Kontroversen hervor.

Näher in die Tabuzonen um das realsozialistische Regime wagten sich Günther und Johanna Braun. Bereits in ihrem SF-Erstling *Der Irrtum des Großen Zauberers* (1972) malten sie genüsslich und ironisch den fantasievoll-individualistischen Widerstand gegen einen Diktator aus, der seine Herrschaft auf Konsum und Massenverdummung gründet. Ihnen ging es um die »Kunstfehler in Harmonopolis« (so der Titel einer Erzählung von 1975), die blinden Flecken im Auge des Betrachters, der sich an einer oberflächlich heilen Zukunftsvision ergötzt. Erstmals in der SF der DDR griffen sie Umweltprobleme auf. So türmt sich in *Unheimliche Erscheinungsformen auf Omega XI* (1974) der Wohlstandsmüll zu wahren Gebirgen, von denen ein gesundheitsgefährdender Wind herabweht.

Waren bei del' Antonio noch Ingenieure und Kosmonauten die positiven Helden, so sind es bei den Brauns, bei Alfred Leman, Curt Letsche und einigen anderen Autoren dieser Zeit eher deren Gegenspieler, Menschen, die gegen die Konventionen eines verwissenschaftlichten Lebens aufbegehren, gegen die Professor Mittelzwergrks (G. und J. Braun: *Conviva Ludibundus*, 1978), die kurzsichtig wähnen, die Folgen ihrer Erfindungen im Griff zu haben, gegen technokratische (also: parteibürokratische) Reglementierungen. Bürokratie und Kampagnenwirtschaft, durchgeplantes Leben, undemokratisches Leitergebaren, Phrasendrescherei und Wissenschaftsgläubigkeit, sämtlich Züge der realsozialistischen Realität, wurden von den Brauns und zunehmend auch von anderen Autoren aufs Korn genommen.

Bisweilen bedienten sich nun Mainstreamautoren des Instrumentariums der SF. So etwa Christa Wolf (Erzählung »Selbstversuch«, 1975) und vor allem Franz Fühmann. Dessen Zyklus antiutopischer Erzählungen, der 1981 unter dem verfremdeten Titel *Saiäns-Fiktschen* erschien, zählt zu den eigenwilligsten und bedeutendsten SF-Werken der DDR. In ihm entblößte Fühmann die Verkrustungen einer Gesell-

4 Die »interplanetarische Revolution« wurde bereits von Alexei Tolstoi in dem Roman *Aëlitä* (1922), der in der DDR mehrfach verlegt wurde, eingeführt. Später hatte sich diese Thematik gründlich überlebt.

5 K. Steinmüller: »Beinahe eine sozialistische Utopie. U. S. S. Enterprise: Heimathafen DDR?«, in: Kai-Uwe Hellmann und Arne Klein (Hrsg.): »Unendliche Weiten ...« *Star Trek zwischen Unterhaltung und Utopie* (1997), S. 80–90.

6 Interessanterweise erschien ein Roman mit ähnlicher Thematik im Vorfeld des Prager Frühlings in der ČSSR: Cestmír Vejdeleš *Návrat z Ráje* (1963, deutsch: *Heimkehr aus dem Paradies*, Artia-Verlag Prag 1966).

schaft, in der die einzig wahre Ideologie alle Lebensbereiche durchtränkt und Probleme durch Klassikerzitate gelöst werden.

Hervorzuheben sind auch die beiden Bände Gerd Prokops um den Wissenschaftsprivatdetektiv Timothy Truckle (*Wer stiehlt schon Unterschenkel?*, 1977, und *Der Samenbankraub*, 1983). Flott und partienweise im Stile R. Chandler erzählt, verknüpft Prokop in beiden Bänden die Handlungsstrukturen von Kriminalgeschichte und SF-Erzählung – ein Verfahren, das auch andere Autoren (etwa Rainer Fuhrmann) nutzen. Prokops Schauplatz ist eine alpträumhafte USA der Zukunft, die bisweilen lehrbuchhaft und grotesk anmutet und die sich aber bei genauerem Hinsehen als eine antiutopisch verfremdete DDR entpuppt.

»Das geht nicht«: Erfahrungen mit der Zensur

Wie Literatur und Kunst in der DDR insgesamt, war auch die utopische Literatur einer bald mehr bald weniger direkten Zensur ausgesetzt. Lektoren und Verlagsleiter, Gutachter und das Ministerium für Kultur, aber auch die SED und die Massenorganisationen, bisweilen sogar einzelne Personen hatten – in unterschiedlichem Maße – ein Wörtchen mitzureden oder sogar dreinzureden. Trotz formaler Prozeduren wie der Erteilung der Druckgenehmigung durch die Behörden⁷ verloren sich oft Verantwortlichkeiten in einem Geflecht von Weisungen, Mitspracheansprüchen und Absprachen. Vom Autor über den Lektor bis hin zum Mitarbeiter der Genehmigungsbehörde – auf fast allen Ebenen stand individueller Mut gegen vorauseilenden Gehorsam und Duckmäuserei.

Ein »optimistisches Geschichtsbild« – was die Gesellschaft und auch die Konsequenzen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts anbelangte – blieb für Verlage, Behörden und Rezensenten das Hauptkriterium bei der Beurteilung. »Und das soll unsere Zukunft sein?« lautete die Killerfrage. Dies erlebten wir noch um 1980 bei der Arbeit an unserem Roman *Andymon. Eine Weltraum-Utopie* (1982). Der Roman spielt fernab der Erde und ohne Kontakt zu dieser, was an sich schon problematisch war. In einem Kapitel spekulieren unsere Protagonisten, dass sich die Menschheit vielleicht in einem Atomkrieg oder einer Umweltkatastrophe selbst zerstört habe. »Das geht nicht«, meinte unser Lektor. Wollten wir das Buch gedruckt sehen, mussten wir einen Lippendienst leisten. Rein formal-juristisch hatte der Verlag immer das Recht, selbst den laufenden Druck noch abzubrechen. Der Normvertrag enthielt einen Paragraphen, dementsprechend der Verlag den Vertrag kündigen konnte, »wenn das Werk nach Vertragsabschluss seine gesellschaftliche Wirksamkeit verloren hat«. Eine einzige hinzugefügte Mutmaßung – des Sinnes, dass sich eine Menschheit, die fähig sei, so hervorragende Raumschiffe zu bauen, wohl nicht auslöschen würde – genügte, »rettete« das Buch, wie unser Lektor sagte. Dennoch war es ein erzwungener Eingriff. Die »Schere im Kopf« kann auch Texte auseinanderschneiden, um Platz für Formulierungen zu schaffen, die den Zensor gnädig stimmen sollen.

Zensur operierte unter diesen Bedingungen auf zwei Ebenen: Einerseits ging es um den Gesamteindruck (die verblassende lichte Zukunft), zum anderen um einzelne Wörter, Sätze, Kapitel, Personen – um das »Denken in bedenklichen Stellen«, wie diese Art der Zensur in den in den achtziger Jahren genannt wurde.

7 Das eigentliche Genehmigungsverfahren lag in Händen der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel des Ministeriums für Kultur.

8 Christian von Ditfurth: *Die Mauer steht am Rhein* (2000), Marcus Hammerschmitt: *Polyplay* (2002), Simon Urban: *Plan D* (2011), Harald Martenstein / Tom Peuckert: *Schwarzes Gold aus Warnemünde* (2015).

So hatte unser Lektor auf seinem Schreibtisch einen Zettel mit den aktuellen Tabuwörtern liegen: Bürokratie (weil es die in der DDR ja nicht gab), Generationskonflikt (weil es in der DDR keinen Konflikt zwischen den Genossen und der Jugend, der »Kampfreserve«, gab). »Drittens: Sowjetmenschen – immer positiv darstellen. Russen, als Vorfahren der Sowjetmenschen, auch immer positiv darstellen.« Und Geld hatte im kommunistischen Zukunftsbild selbstverständlich keinen Platz. Der Cheflektor wachte persönlich darüber, dass es zumindest in Texten, die nach dem 1.1.2000 spielten, abgeschafft war. (»Politisch korrekte« Sprachregelungen lassen sich freilich auch heute bei vielen Verlagen finden.)

Tatsächlich strich uns der Lektor aus dem Roman *Pulaster* (1986) das Wort »Bürokratie«, was uns veranlasste, die bürokratischen Verhältnisse noch ein wenig plastischer auszumalen. Der eher lektorierende als zensierende Eingriff führte womöglich zu einem Substanzgewinn. In einem anderen Fall wollte der Lektor im Roman *Andymon* das kapitalistische Wort »Team« durch das sozialistische »Brigade« ersetzen, wogegen wir uns allerdings entschieden und erfolgreich verwehrten.

Nicht mehr die großen gesellschaftspolitischen Fragen trieben in den 1980er Jahren die Zensoren um, sie verhakten sich im Klein-klein, griffen eher zufällig, dann aber hart ein und reagierten zum Schluss fast nur noch auf Reizwörter. Parallel zum Niedergang des Herrschaftssystems haben auch die Zensoren im Gestrüpp ihrer Tabus und Empfindlichkeiten, hin- und hergerissen zwischen »bedenklichen Stellen« und der Furcht vor Skandalen, die über die Grenze getragen würden, die Orientierung verloren.

Von der Utopie zur Alternativgeschichte

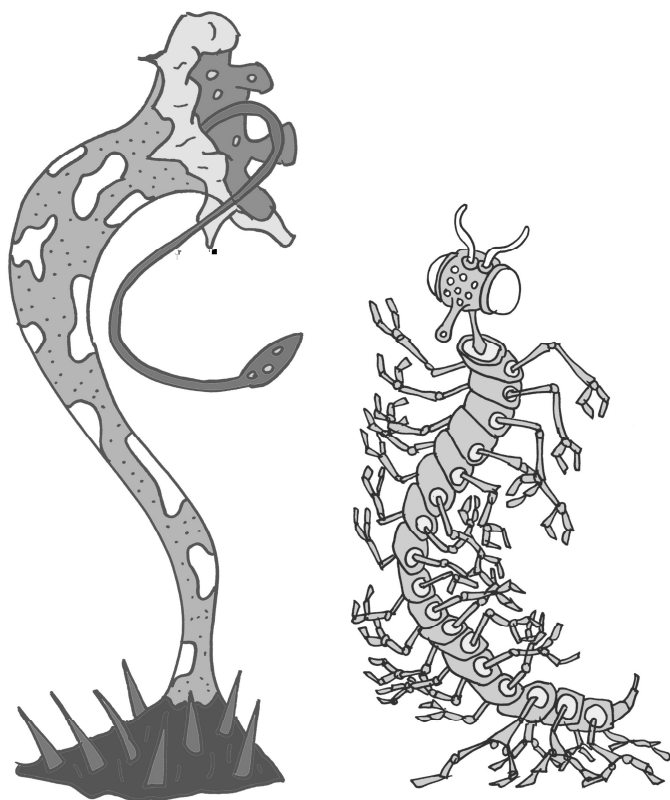
In Andreas Melzers Erzählung »Vorstoß nach Andromeda« (1990) wird ein Astronaut auf dem Flug zum Andromedanebel von einem Astronautenkollegen in einem neueren, fortschrittlicheren Raumschiff eingeholt; seine Mission ist hinfällig geworden. Doch während der Protagonist noch dabei ist, die veränderte Situation zu akzeptieren, trifft bereits das nächste, wiederum schnellere Schiff ein. Ein sofortiger Weiterflug scheint wenig ratsam, denn: »Je länger man wartet, desto rascher gelangt man ans Ziel.« Da steigt bereits der Pilot aus dem vierten Schiff, die Mission, das Ziel Andromeda, ist aufgegeben, er soll die Astronauten nur noch zurückholen. – Eine Erzählung, die sich nicht nur als ein Spiel mit den Paradoxien des Fortschritts, sondern als Parabel auf den Verlust des utopischen Ideals liest. Aus »überholen ohne einzuholen« wurde »Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.«

Mit der DDR und ihrem geschützten SF-Binnenmarkt verlor ein Großteil der ostdeutschen SF-Autoren ihre Basis. Einige wenige, vor allem von den jüngeren, haben sich behaupten oder erfolgreich etablieren können, wie etwa Karsten Kruschel mit seiner Vilm-Trilogie.

Mit der DDR hat auch die »utopische Literatur« DDR-spezifischer Prägung ein Ende gefunden. Die DDR selbst ist in den Bereich der Alternativgeschichte hinabgesunken, wie eine wachsende Zahl von teils skurrilen, teils polemischen, selten nostalgischen Ausflügen in Parallelwelten mit einer Wiedervereinigung unter inversem Vorzeichen oder schlicht einer fortgesetzten Spaltung zeigen.⁸ So gesehen teilt die DDR am Ende doch das Schicksal der mythischen Insel Atlantis.

Versteckte Juwelen der deutschen Science-Fiction

Die Fernsehfilme des Rainer Erler



Jürgen Lautner

Das deutsche Fernsehen strahlte in den siebziger Jahren eine Reihe hochkarätiger Filme aus, die sich mit der näheren Zukunft befassten. Mich prägten vor allem die Werke von Rainer Erler, der meist Regie führte und das Drehbuch schrieb. Am meisten beeindruckte mich die fünfteilige Serie »Das Blaue Palais«, die 1974 und 1976 veröffentlicht wurde.

Zu Beginn der ersten Folge namens »Das Genie« verlässt eine Gruppe Menschen das alte Palais, ein Institut, in dem sie als unabhängige Wissenschaftler jenseits ethischer Schranken arbeiten. Ein neues Teammitglied gilt es zu begrüßen: Felix van Reijn, ein isoliertes menschliches Gehirn, nur von Maschinen am Leben erhalten, verbunden mit Computern. Eines Tages hoffen sie, sein Geheimnis zu teilen, wie man gleichzeitig ein Genie im Klavierspielen, Schach oder japanischer Malerei werden kann. All diese neuen Fähigkeiten von van Reijn wurden aus den Gehirnen toter Menschen extrahiert, mittels RNS. Van Reijn ist dabei beileibe kein brutaler Mörder. Er bewahrt nur die außerordentlichen Fähigkeiten von Einzelpersonen vor dem Verlust, wenn sie an Krebs, Herzinfarkt oder aufgrund hohen Alters verstürben. Er begeht am Ende Selbstmord, doch sein Gehirn überlebt und wartet nun auf dem Kontakt zu den Wissenschaftlern des »Blauen Palais«.

Am meisten beeindruckte mich die vierte Episode: »Unsterblichkeit«. Bei der Arbeit mit Fruchtfliegen (*Drosophila melanogaster*) erschafft der schottische Wissenschaftler Ian Mackenzie unsterbliches Leben. Er beendet der Verlust an Informationen bei der Teilung der DNS, lange bevor Enzyme wie Telomerase in die öffentliche Diskussion gerieten. Doch die Konsequenzen einer Übertragung seiner erfolgreichen Versuche auf höhere Organismen, oder am Ende auf Menschen, veranlasste die Universität von Cambridge Mackenzie zu entlassen. Zusammen mit seiner Frau Eva (im Buch ist sie seine Tochter) geht er zurück auf seinen Familienstammsitz, Eilean Donan Castle, um seine Arbeiten zu beenden. Sibilla und Jeroen aus dem Team des »Blauen Palais« stoßen zufällig auf seine Veröffentlichungen. Über Cambridge erreichen sie Eilean Donan Castle, wo sie auf Mackenzie treffen. Der hat seine Forschungen an der Unsterblichkeit eingestellt. Eine schwere Krankheit zwingt ihn in den Rollstuhl, doch das ist nicht der Grund. Er hat Angst vor der Überbevölkerung der Erde, wenn eines Tages niemand mehr stirbt. Menschen wie Tiere, wie Fliegen.

Zurück im »Blauen Palais« schlagen alle Versuche von Sibilla und Jeroen fehl, Mackenzies Erfolg zu wiederholen. Da taucht plötzlich Eva auf, Mackenzie ist gestorben und sie hat alle seine wichtigen Aufzeichnungen in einem Koffer mitgebracht. Jeroen bricht seine Zusammenarbeit mit Sibilla ab, die das Verfahren Unsterblichkeit zu erlangen am eigenen Körper testet. Dann erlaubt der Mentor des »Blauen Palais« eine Studie an Menschen jeglichen Alters. Als diese eintreffen, sind sie voller Ideen und Tatendrang, was sie in ihrer Freizeit alles unternehmen könnten. Kartenspielen, Schach oder zusammen musizieren.

Selbst nach 40 Jahren kann ich mich noch immer an eine sehr beeindruckende Szene erinnern. Eva trifft eines Nachts auf zwei Teammitglieder. Es ist völlig still im Institut, obwohl dort gerade mehr als zwei Dutzenden Versuchspersonen leben. Doch die denken, sie hätten nun unendlich Zeit. Warum soll man heute zusammen Schach spielen, wenn man das auch in 10 Tagen oder Jahren tun könne. Warum soll man irgendetwas riskieren, sich ein Bein beim Sturz auf der Treppe brechen und sein unsterbliches Leben riskieren.

Doch nur Jeroen weiß, dass die Tests fehlschlagen werden, er hat die Proben vor der Impfung deaktiviert. Für Sibilla endet die Geschichte in einer Katastrophe. Zurück auf Eilean Donan Castle konfiszieren Wissenschaftler aus Cambridge zusammen mit Jeroen und Eva alle Notizen und Unterlagen von Mackenzie, um sie her-

nach zu vernichten. Ein Polizist wird beauftragt, die unsterblichen Fliegen zu töten, doch er lässt sie entkommen.

»Ich töte keine Tiere, warum sollte ich!« war seine schockierende Antwort am Schluss, als Millionen unsterblicher Fliegen aus dem Labor im Schloss entflochten.

»Das schöne Ende dieser Welt« (1984): Dr. Dr. Michael Brandt (Robert Atzorn) ist Mitarbeiter eines deutschen Chemieriesen. Er wird nach Australien geschickt, um unerkannt Land zu erwerben. Auf dem Flug lernt er die Stewardess Elaine kennen, die sich mit ihm verabredet, doch statt sie anzutreffen wird er angegriffen, niedergeschlagen, sein Hotelzimmer verwüstet und Ausweis wie Geschäftspapiere gestohlen. Doch er gibt nicht auf und fliegt zurück, sondern erkundet den Landstrich, das er aufkaufen möchte. Dort warten ein Mann namens Craig (Götz George) und die Angreifer auf ihn. Doch sie wiederholen nur ihre Warnung und bringen ihn zu Elaine, Craigs Schwester. Er erhält seinen gestohlenen Pass und die Papiere zurück, um hernach auf eine Besichtigungstour eingeladen werden, zu allen Industrieanlagen ausländischer Firmen, die die Umwelt verschmutzen. Erneut besichtigen er und Elaine das geplante Industriegebiet, beobachteten eine japanische Delegation von Geschäftsleuten und werden plötzlich von einem Buschfeuer eingekesselt.

Doch sie überleben. Brandt schlägt sich auf die Seite der Umweltschützer, doch seine Exfrau Ursula wird ihm zur Kontrolle hinterher geschickt, und um ihm einen Scheck zum Erwerb der Industrieflächen zu überbringen. Er nimmt das Geld, flüchtet nach Singapur und trifft Elaine wieder, die ihn überzeugt, den Scheck zurückzugeben. Dann werden Ursula und er von Craigs Begleitern entführt und im Niemandsland des Outbacks ausgesetzt. Wieder werden sie von Craig gerettet, der Zeugen gegen seine Begleiter braucht, die gar nicht für die Umweltschützer, sondern für ein konkurrierendes Chemieunternehmen arbeiten, das ebenfalls am Kauf von Industriearealen interessiert ist.

»Fleisch« (1979) erzählt die Geschichte eines Ehepaars, als während der Flitterwochen der Mann Mike von Sanitätern eines Rettungswagens entführt wird. Seiner Frau Monika gelingt die Flucht und zusammen mit dem Lkw-Fahrer Bill kommen sie einer gefährlichen und perfekt organisierten Organisation auf die Spur, die die Wohlhabende der Welt mit Organen junger, gesunder Menschen versorgt.

Und dort sah ich sie wieder: Charlotte Kerr in der Hauptrolle der Ärztin Dr. Jackson, an einem Krankenhaus in Roswell, die Teil dieser Organisation ist. Sie möchte aussteigen und unterstützt Monika, ihren Mann Bill zu befreien.

Ich kann mich noch gut an die Diskussion in den Medien über eine sichere und faire Versorgung mit Spenderorganen erinnern, denn ich schrieb seinerzeit 1979 einen Artikel über diese Thema in unserem Fanzine »Almagest«. Doch weil SF niemals hilft, eine miserable Zukunft zu verhindern, sehen sich heute viele Länder mit dem Missbrauch der Organtransplantation konfrontiert. Auch wenn es egoistisch erscheinen mag: Wenn ich die Möglichkeit hätte, für Geld auf der Warteliste für eine Niere oder Leber ein paar Stufen überspringen zu können, würde ich mich einen Teufel drum scheren und zahlen, um zu überleben.

2007 verlegte eine völlig grundlose Neuverfilmung den Plot nach Südafrika, grundlos sowohl für den neuen Handlungsort als auch für die Neuverfilmung selbst. Und »Fleisch« ohne Charlotte Kerr ist für mich natürlich sterbenslangweilig.

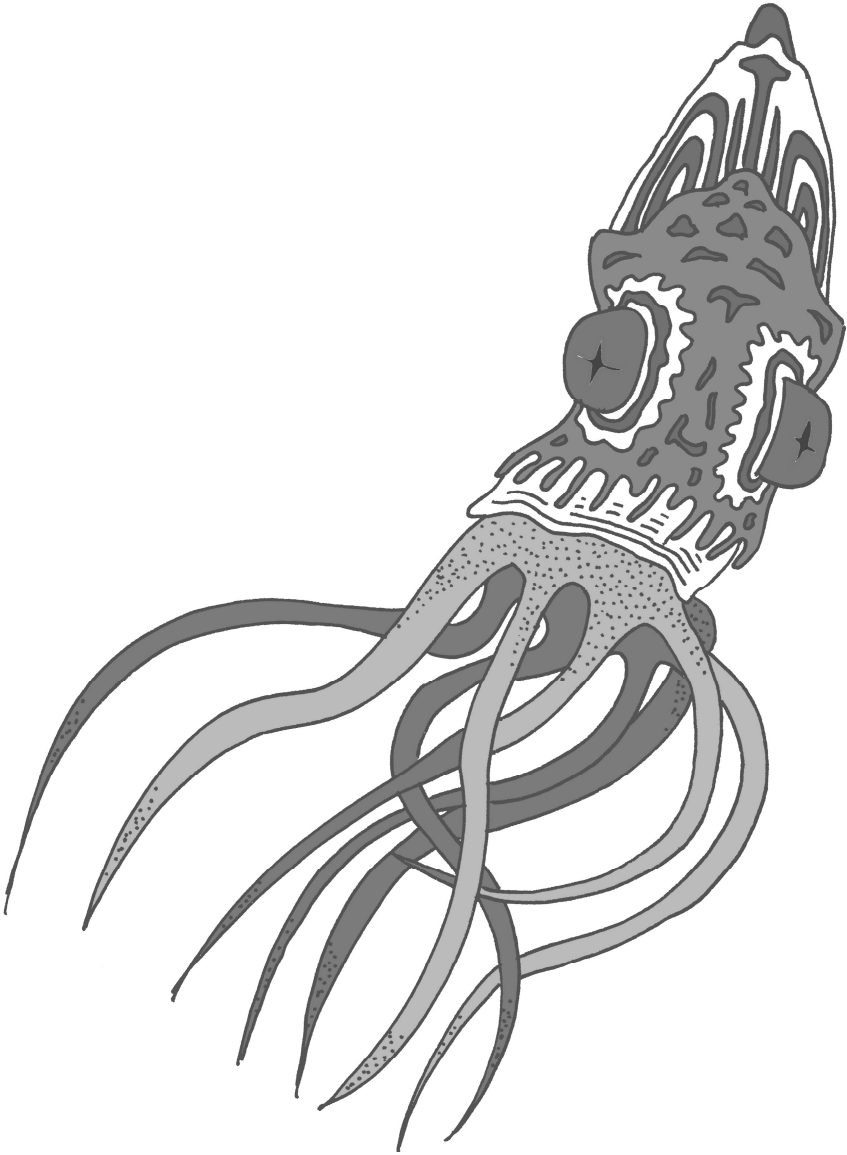
Erlers Original wurde auf der ganzen Welt in mehr als 120 Ländern ausgestrahlt, auch als Kinoversion. Nur in der »DDR« wurde der Film etwas zensiert, zum Beispiel in der Szene, in der Bill Monika erzählt, er hätte polnische Vorfahren. Paranoide Sozialisten!

Am Schluss im Abspann des Films fragte der Sänger Ronnie L. Williams in seinem Lied: »How much is anyone worth«, »Wie hoch ist der Wert eines Menschen«, was zeigt, wie aktuell dieser Film auch heute noch ist, 40 Jahre später.

Rainer Erler hat viele weitere Filme gedreht, die sich mit der chemischen oder radioaktiven Umweltverschmutzung befassten, häufig mit Charlotte Kerr. Und er hat ein klassisches Weltraumraumepos geschaffen: »Operation Ganymed«, bar jeglicher effekthaschenden Action, dafür mit langen Dialogen und einer Botschaft jenseits von »Kauf' bitte unbedingt meine Fanartikel«.

In den siebziger Jahren waren Umweltthemen im Fernsehen eher ungewöhnlich, besonders wenn sie in Form eines Thrillers präsentiert wurden. Erler wurde gelegentlich für seine Actionszenen, die Liebesgeschichten und alle Rettungen seiner Helden in letzter Sekunde gescholten. Doch wer die wenigen Actionszenen mit heutigen Filmen im Fernsehen und Kino vergleicht, wünscht sich gelegentlich zurück in der Zeit, als diese versteckten Kleinode des deutschen Fernsehens ausgestrahlt wurden.

Eutopia



Robert Corvus

Nazir liebte den Duft von Malikas Haar. Nie würde er sie fragen, was für ein Öl oder welche der Salben, die sie in der Batterie von Flakons und Tiegeln in ihrem Badezimmer aufbewahrte, für diesen Wohlgeruch verantwortlich war. Lieber stellte er sich vor, dass es einfach *sie* war, die so gut roch. Wohlig rekelte er sich und brachte dadurch seine Nase noch ein wenig näher an ihren Kopf, der angenehm schwer auf seiner nackten Brust lag. Die Sonne wärmte Nazirs Haut, die Seeluft nahm der Hitze den Druck, und das Boot schaukelte sanft auf den ruhigen Wellen. Nazir streichelte die weiche Haut an Malikas Oberarm. Sie küsste seinen Hals, legte den Kopf aber sofort wieder ab.

Träge öffnete Nazir die Lider gerade weit genug, um zu erkennen, dass die Anzeige noch immer gelb leuchtete. Mit dem Netz war alles in Ordnung, doch die Sardinen ließen sich Zeit. Das war ihm recht, er hatte gestern und vorgestern genug gefangen. Sollten die Fische heute das schöne Wetter genießen. Ein ruhiger Tag war ihnen sicher auch lieber, als wenn ein Sturm den Atlantik aufwühlte.

Leise klatschten die Wellen an den Rumpf, und die Dünung rauschte gegen die Felsen am Strand. Die Aufhängung des Netzes knirschte.

Aber da war noch ein anderes Geräusch. Ein Knacken, und es wurde lauter. Nazir fuhr seit zwanzig Jahren hinaus aufs Meer, erst mit seinem Vater und nach dessen Tod allein, beinahe jeden Tag. Er hatte seine Mutter durchgebracht und die Geschwister, bis diese nach Casablanca gezogen waren, und auch jetzt noch genoss er das Fischen, obwohl die Sardinen weniger einbrachten, als Malika mit dem Programmieren verdiente. Aber nichts ging über einen frischen Fang für das Abendbrot, und Nazir liebte die Zeit auf seinem Boot. Er konnte in der Form der Wolken lesen, wie sich das Wetter entwickelte, er kannte die hundert Farben des Wüstensandes, den der Ostwind auf das Wasser trug, und die Tönungen der Wellen, die dem Kundigen verrieten, woher die Strömung sie getragen hatte. Und weil er mit den Geräuschen der See vertraut war, wusste er, dass dies hier nichts mit den Fischen, den Wasservögeln oder einem anderen Boot zu tun hatte.

Er öffnete die Augen, zog Malika vorsichtig auf die Seite, wobei sie leise protestierend seufzte, und setzte sich auf.

Über dem Land näherte sich ein europäischer Kopter. Im Grunde war das nicht ungewöhnlich, die Europäer flogen immer wieder über dem Stadtgebiet von Casablanca und die Umgebung. Niemand wusste, weshalb sie das taten, aber ihre vogelähnlichen Luftgefährte mit den abgeknickten Tragflächen störten auch nicht. Jedenfalls nicht sehr. Die Leuchtplatten unter den Flügeln konnten nachts lästig sein, und manchmal fühlte man sich beobachtet, aber so weit Nazir wusste, antworteten die Europäer nie auf Funkrufe, sie wichen dem Flugverkehr aus, und die Geschichten von Kopterbesatzungen, die ihre Maschinen verlassen hätten, wurden von Märchenerzählern vorgetragen, nicht von Nachrichtensprechern. Sie waren wie die großen Geier der Wüste: Man sah sie immer wieder am Himmel, aber mit den Menschen, die hier lebten, hatten sie nichts zu tun. Normalerweise bewegten sich die Kopter auch ebenso lautlos wie die Geier, aber dieser machte ein zischendes Geräusch, in das sich das metallische Knacken mischte, das Nazirs Aufmerksamkeit erregt hatte. Und wenn er sich nicht täuschte ...

Er setzte sich vollständig auf, was Malika zu einem etwas lauterem Protest veranlasste. Sie rollte sich ein Stück zur Seite und bettete den Kopf auf eine Taurolle. Sie war so wunderschön! Der feine Schwung ihrer Brauen, die goldene Blüte in ihrer zierlichen Nase, die olivfarbene Haut, die vollen Lippen ...

Aber mit dem europäischen Kopter stimmte etwas nicht. Nazir hatte richtig gesehen: Er zog eine Rauchfahne hinter sich her. Und er trudelte dem Strand entgegen. Normalerweise bewegten sich die Kopter losgelöst von den Gesetzen der Aero-

dynamik, schnurgerade in jede beliebige Richtung, noch flexibler als ein Hub-schrauber. Nazirs zweitjüngster Bruder schwärmte davon, er war selbst ein Flieger. Aber dieser Kopter flog Spiralen, und der Rauch wurde zusehends dicker und dunkler.

»Er stürzt ab!« Nazir sprang auf, sodass das Boot schwankte.

»Wer?«, fragte Malika.

»Der Europäer!« Er ging die zwei Meter zum Bug, an die Steuerkonsole, als könnte er dadurch besser erkennen, was sich am Strand tat.

Der Kopter verharrte in der Luft. Er stieg sogar ein paar Meter auf.

Lag Nazir doch falsch?

Malika rieb sich den Schlaf aus den Augen und lehnte sich an seine Seite, damit er den Arm um ihre Schultern legte. Jetzt roch er ihren Duft aber nur am Rande seiner Wahrnehmung, zu sehr faszinierte ihn das Geschehen.

Ein Europäer, der Schwierigkeiten mit seinem Fluggerät hatte ... war das überhaupt möglich? Nazir kannte sich sehr gut mit seinem Boot aus, dem Motor, den Aquaschubdüsen, dem Echolot. Er reparierte es nicht nur selbst, sondern bastelte auch ständig daran herum, um es zu verbessern. Die anderen Fischer baten ihn oft darum, ihnen mit der Elektronik zu helfen. Aber was er von der europäischen Technologie gesehen hatte, wirkte wie die Zauberei von Dschinnen. Konnte auch so etwas Fortschrittliches versagen?

Nazir sah an der Küste entlang, bis zur fernen Silhouette von Casablanças Wolkenkratzern, aber sie waren allein mit dem Kopter. Kein Boot, kein anderes Flugzeug.

Ein grelles Licht blitzte am Kopter auf. Nazir blinzelte, und Malika zuckte. Die Maschine fiel wie ein Stein und schlug hinter dem Damm auf, wovon ein Donnern und eine Staubwolke zeugten.

Nazir drückte das Sensorfeld für den Notstart. Die Automatik koppelte das Netz ab, es blieb mit einer Signalboje zurück. Der Motor erwachte mit einem tiefen Summen, die Düsen stießen das Boot so plötzlich voran, dass Malika gefallen wäre, wenn Nazir sie nicht gehalten hätte.

»Was tust du?«, fragte sie.

»Wir müssen ihm helfen.«

Nazir kannte diesen Küstenabschnitt gut. Die Felsen konnten den Rumpf aufreißen, aber sie formten auch natürliche Anlegestellen. Er steuerte durch eine Fahrinne, deaktivierte den Motor, nahm eine an der Relling verknottete Leine und wartete ungeduldig, bis sein Boot anstieß. Er sprang heraus und befestigte das Boot an einem aufragenden Felsbrocken.

Malika hatte das Medkit aus dem Staufach geholt und reichte es ihm. Er half ihr an Land, dann lief er los. Er war schneller als sie, das ständige Sitzen am Computer machte sie ein bisschen träge.

»Sei vorsichtig!«, rief sie ihm nach. »Um der Barmherzigkeit Allahs willen, denk daran, was deinem Vater zugestoßen ist!«

Natürlich wusste Nazir um die Gefährlichkeit der Europäer. Ihr Kontinent war eine einzige, große Festung. Europa, das verbotene Land. Wer träumte nicht davon, was wohl hinter der Mauer aus blaugrauem Plast lag, die seine Küstenlinie markierte? Nazirs Vater war der Verlockung erlegen. Das Licht der Lasertürme hatte ihn verbrannt, wie Tausende jedes Jahr, deren Träume stärker waren als ihre Vernunft.

Auf dem Damm hielt Nazir inne. Der Kopter lag schräg auf dem Dach, eine Tragfläche war gebrochen, im Hauptkörper klafften Risse, und ölig schwarzer Rauch trieb in die Wüste hinein. Der Fischer brauchte einen Moment, um sich selbst davon

zu überzeugen, dass er wach war und wirklich eine europäische Maschine abgestürzt vor ihm auf dem Sand lag.

Heftig atmend holte Malika zu ihm auf. Sie fasste seinen Arm.

»Dort ist jemand in Not«, sagte er.

»Das weißt du nicht.« Sie beugte sich vornüber und stützte sich auf einem Knie ab, hielt ihn aber weiter fest. »Es könnte eine Drohne sein.«

Skeptisch betrachtete Nazir das Wrack. Düsen stießen Schaum aus, der Rauch wurde dünner.

»Ist dort jemand?«, rief er. »Können wir helfen?«

»Europäer können sich selbst helfen.« Die Verehrung, die Malika für die Hochzivilisation im Norden empfand, zitterte in ihrer Stimme. Sie hatte die verlassene Enklave Melilla nicht nur als Touristin besucht, sie hatte als Freiwillige an den Ausgrabungen teilgenommen und verfolgte noch immer die Veröffentlichungen mit den Spekulationen über die geheimnisvollen Artefakte, die man dort gefunden hatte.

Aber die Europäer waren Menschen, keine Engel. Nazir löste sich von seiner Frau und ging zum Kopter. »Wir wollen helfen!«, rief er.

Ein Knacken ließ ihn zusammenzucken. Es rührte jedoch nicht von einer Waffe her, die sich auf ihn ausgerichtet hätte, sondern war nur dem abkühlenden schwarzblauen Metall geschuldet. Er schluckte und ging weiter.

Je näher er kam, desto dramatischer sahen die Schäden aus, obwohl der helle Schaum seine Mission erfüllt hatte und der Rauch erstickt war. Durch den gebrochenen Flügel erinnerte die Maschine an einen verkrüppelten Vogel, und eine rote Flüssigkeit trat aus. Bestimmt war es Schmiermittel oder Treibstoff, aber sie sah aus wie Blut. Einige verbogene Metallkomponenten ragten gleich gesplitterten Knochen aus der Konstruktion, kleinere Trümmer lagen in der Umgebung verstreut. Im Inneren flackerten Lichter.

Nazir ging halb um das Wrack herum und bückte sich, um durch einen großen Riss zu spähen. »Hallo? Ist dort jemand?«

Plötzlich klappte eine runde Luke auf. Da der Kopter halb auf dem Dach lag, ragte die Öffnung zwei Meter über dem Boden schräg in die Höhe.

Malika stand fünf Meter vom Wrack entfernt und sah besorgt herüber.

Nazir schluckte. Er rückte den Schultergurt für das Medkit so zurecht, dass es ihn nicht störte, und fasste vorsichtig an einen Vorsprung. Das dunkle Metall war warm, aber nicht so heiß, dass er sich daran verbrannt hätte. Er kletterte hinauf und zog sich ins Innere der Maschine.

Sein Puls pochte in den Handgelenken, die Kehle wurde trocken. Er kannte niemanden, der einen Kopter von innen gesehen hatte.

Die Kanzel durchmaß knapp drei Meter. Der Pilotensessel war aus der Verankerung gerissen, die sich wegen der Lage des Wracks schräg über Nazir befand. Lichter huschten über ringsum angebrachte Konsolen, eine Wand leuchtete in einem fahlen Blau.

In ihrer Helligkeit erkannte Nazir den verdrehten Körper des Europäers. Er hatte zwei Arme, zwei Beine und einen Kopf – aber damit endete die Ähnlichkeit zu den Menschen, die Nazir kannte. Statt eines Gesichts wölbte sich eine glatte Halbschale auf der Vorderseite des Schädels, in der sich die Einrichtung und auch Nazir spiegelten, und anstelle von Ohren saßen kleine Chromschüsseln an der Seite des Kopfes. Der rechte Arm war mehrfach gebrochen, ein Knochen stach durch die hellgraue Kombination, die der Mann trug.

War der Pilot überhaupt männlich?

Nazir suchte nach Anzeichen. Jedenfalls wölbte sich nichts an der Brust, und die Schultern waren wesentlich breiter als die Hüfte. Die Beine waren sehr kurz, nicht

länger als Nazirs Oberschenkel, der linke Arm dafür außergewöhnlich lang. Statt in einer Hand lief er in einem metallischen Greifer aus.

»Verbindung ...«, stöhnte der Europäer mit kaum modulierter Stimme. »Bitte ...«

Nazir näherte sich über den schrägen Untergrund und hockte sich neben ihn. Er öffnete das Medkit und besah den gebrochenen Arm. Er fand es beruhigend, dass die Verletzung blutete. Damit konnte er noch am ehesten etwas anfangen. Aber war es auch die schwerwiegendste Wunde? Bei einer inneren Verletzung hätte er ohnehin kaum etwas ausrichten können, und auch, wenn die ... nichtmenschlichen Komponenten? ... an diesem auf so unheimliche Weise fremden Körper verletzt ... oder beschädigt? ... wären, hätte Nazir nicht helfen können.

»Bei Allah, wie weit seid ihr gegangen?«, murmelte er.

»Verbindung ...«, stöhnte der Europäer.

»Ich werde den Bruch richten.« Nazir hob einen Streck-Druck-Verband vor den spiegelnden Kopf. »Dann schaffe ich dich hier raus und ...«

»Nein!« Die Metallhand schloss sich so plötzlich und so fest um Nazirs Unterarm, dass er aufschrie. »Verbindung ... benötige ... Antenne ... draußen.«

Nazir blickte zur Luke. »Ich brauche etwas, mit dem ich dich ablassen kann. Ich könnte ein Seil aus meinem Boot ...«

»Du musst die Antenne ... Bitte ... Mein Körper ... ist nicht so wichtig.« Der Europäer ließ ihn los.

Verwirrt zog sich Nazir zurück.

Malika kletterte zu ihm in die Kanzel. Auch sie starrte den Europäer an. »Dieser Absturz wird nicht unbemerkt geblieben sein.« Sie schlang die Arme um den Oberkörper. »Man wird ihn in Casablanca beobachtet haben. Andere werden kommen. Die Algerier vielleicht. Sie könnten ihn als Geisel nehmen, um Europa zu erpressen.«

»Aber das wäre eine Katastrophe!« Fragend sah Nazir zum Piloten, doch der schien sie nicht zu hören. Seine Metallhand bediente einige Sensorfelder, deren Funktion Nazir noch nicht einmal zu erraten vermochte.

Wenn die Algerier einem Europäer schadeten, der in Marokko in Not geraten war, konnte das ein großes Unglück auslösen. Aber vielen von ihnen wäre das in ihrem Rachedurst egal. Europäische Waffen hatten ihre Heimat verseucht, Algier war auf Generationen hinaus unbewohnbar. Außer ihrer Verbitterung besaßen die Entwurzelten kaum etwas.

»Wir sollten verschwinden«, schlug Malika vor. »Raus aufs Meer. Das hier geht uns nichts an.«

»Er ist ein Mensch, der unsere Hilfe braucht!«

»Ein Mensch?«, fragte Malika. »Wirklich?«

Nazir musste eingestehen, dass der Europäer sehr fremd aussah. Er hatte ja noch nicht einmal ein Gesicht.

Aber es war nicht das Gesicht, das einen Menschen ausmachte. Nicht der Körper, sondern die Seele, die Allah ihm eingehaucht hatte. Wie konnte Nazir seiner Frau begreifbar machen, dass es nicht nur um einen Fremden ging, sondern um sie selbst? Sie würden Schaden nehmen, wenn sie einen Menschen in der Not verließen. Immer würde sich Nazir daran erinnern, und er würde sich dafür schämen, und Malika erginge es ebenso. Sie hatte Angst, aber sie besaß eine sehr schöne Seele. Wäre sie erst in Sicherheit, würde sie sich schwere Vorwürfe machen.

»Wie heißt du?«, fragte Nazir.

»Roland«, antwortete der Europäer.

Dieses eine Wort, dieser Name, reichte aus. Malika begriff.

»Was sollen wir tun?«, fragte sie.

»Er hat gesagt, wir müssten die Antenne richten.«

Gemeinsam kletterten sie hinaus. Nazir ließ zunächst Malika ab, dann folgte er und sprang in den ockerfarbenen Sand.

Die abgebrochene Antenne lag nur ein paar Schritte entfernt. Sie holten den glänzenden Metallstab, der sich trotz seiner Länge von vier Metern nicht durchbog.

»Ich frage mich, was das für ein Material ist.« Malika klopfte mit den bemalten Fingernägeln darauf. »So leicht und doch so stabil.« Ihr Blick wanderte zum Wrack. »Und wie halten sie die Kopter in der Luft? Ob sie wirklich die Gravitation beherrschen? Dann müssten sie die Raumzeit glätten können.«

Für einen Atemzug gönnte sich Nazir, an die leuchtenden Augen seines Vaters zurückzudenken, wenn dieser von den Wundern geschwärmt hatte, die es in Europa geben sollte. Schwebende Häuser, verbunden mit Wasserwegen, die durch die Luft führten. So viel Schnee, dass man daraus Statuen bauen konnte, mit kugelig runden Bäuchen. Öfen, die ohne Zutun die köstlichsten Speisen bereiteten. Die Menschen dort blieben immer gesund und wurden drei Jahrhunderte alt. Sie trugen feinstes Tuch, das in der Sonne seine Farbe wechselte. In Europa gab es keinen Streit, keinen Neid, keine Not. Jeder lebte so, wie er es wollte. Anders als hier in Marokko, wo Nazirs Onkel seinen Vater um den Großteil seines Vermögens gebracht hatte.

»Hilf mir, die Stelle zu suchen, an der die Antenne abgebrochen ist«, bat er.

Sie fanden sie rasch und benutzten die Pflaster und Fäden aus dem Medkit, um die Stange wieder zu verbinden. Da die Bruchstelle im Sand lag und sie den Kopter unmöglich ausrichten konnten, war nun ein Knick in der Antenne, damit die Spitze in den Himmel ragte, aber das Metall hatte Kontakt. Das musste reichen.

Hier an Land brannte die Hitze stärker als draußen auf dem Boot. Die Arbeit hatte Nazir und Malika erschöpft. Der Schweiß glänzte auf seinem Oberkörper und ihrem Gesicht. Sie lächelten sich an und fassten sich an den Händen. Sie wussten, dass sie das Richtige getan hatten.

»Denkst du, die Retter aus Europa schaffen es vor den Leuten aus Casablanca?«, fragte Malika.

Das Wrack lag in einer Senke, von hier aus konnte man die Stadt nicht sehen. Zweifelnd betrachtete Nazir den wolkenlosen Himmel. Wie weit war der nächste Kopter wohl entfernt? Und wie lange bräuchte er hierher?

Ob die Europäer denken würden, dass die beiden Marokkaner etwas mit dem Absturz zu tun hatten? Und was sollten sie tun, wenn wirklich zuerst zornige Algerier auftauchten? Sie könnten Roland nicht beschützen.

Nachdenklich nahm Nazir das Medkit auf. Er hatte Rolands Bitte erfüllt, aber seine Wunden hatte er nicht versorgt. Er sollte wenigstens schauen, ob er noch blutete.

Er sah die Besorgnis in Malikas Augen, aber sie nickte ihm zu.

Nazir kletterte zurück in die Kanzel. Roland lag noch an derselben Stelle.

»Die Antenne ist repariert, soweit wir es hinbekommen.« Er musterte den Europäer. »Konntest du eine Nachricht abschicken?«

Er bekam keine Antwort.

Die Kontrollleuchten hatten auch bei seinem ersten Aufenthalt gewechselt, aber jetzt sahen sie vollkommen anders aus. Ein Holotank zeigte eine Gitterlandschaft, dreidimensionale Kurven in Grün und Gelb.

Nazir macht vier Schritte über den schrägen Boden und kniete sich neben Roland. »Ist bei dir alles in Ordnung?«

Noch immer schwieg der Europäer, und er bewegte sich auch nicht.

Nazir fasste in an der Schulter und rüttelte ihn vorsichtig. »Bist du wach?«

»Ich danke dir, Marokkaner«, erklang eine Stimme, die jener von Roland ähnelte, aber sie kam aus dem Holotank. »Du hast mir das Leben gerettet.«

»Aber ... es ist noch niemand gekommen.«

»Ich bin gegangen, und auch du musst jetzt diesen Kopter verlassen. Nimm deine Frau und entferne dich wenigstens fünfzig Meter. Wir können nicht zulassen, dass unsere Technologie in die falschen Hände gerät.«

Die Härchen an Nasirs Nacken stellten sich auf. Bedeutete das etwa, dass ein Selbstzerstörungsmechanismus angelaufen war?

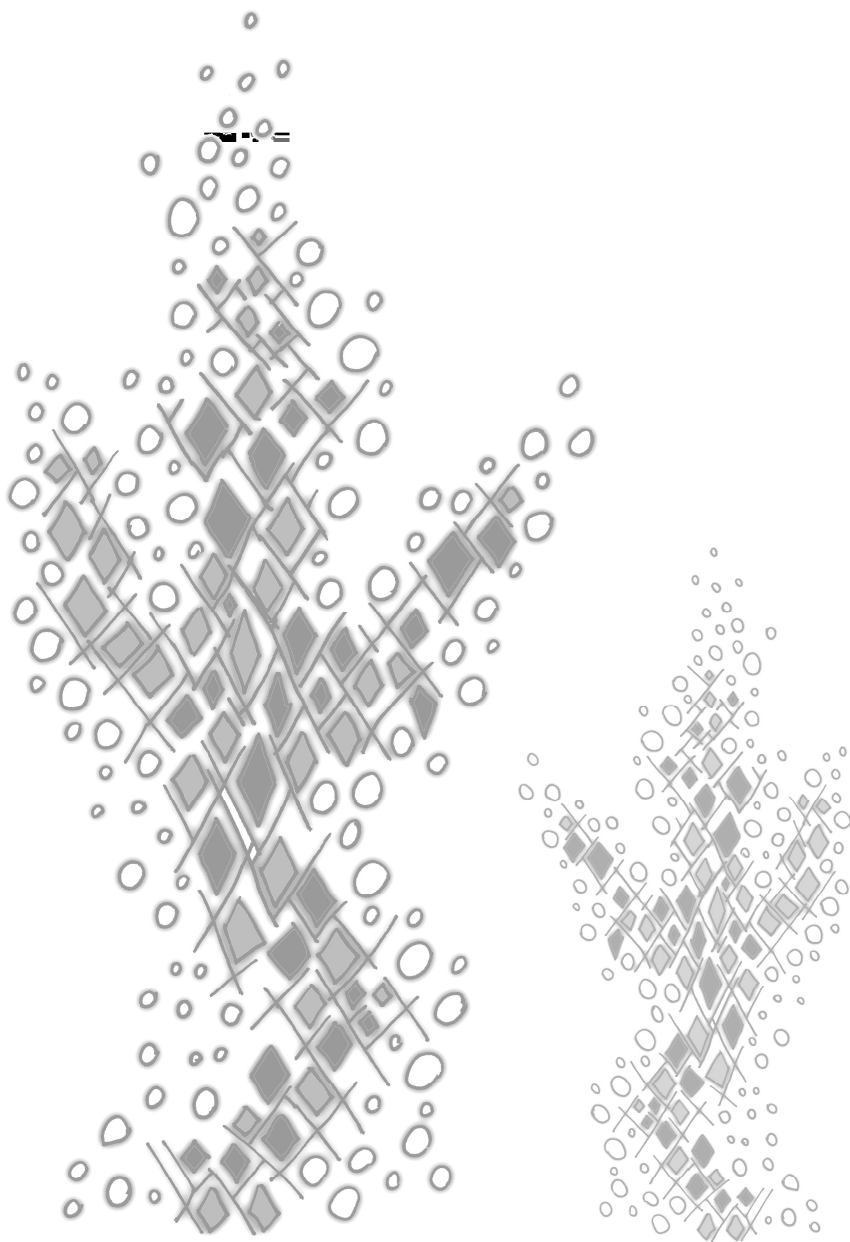
»Ich brauche Zeit, um dich hier herauszubringen!« Nazir griff unter Rolands Achseln.

»Lass den Körper hier. Ich benötige ihn nicht mehr.«

Nazirs Blick fiel auf ein Anzeigefeld mit einer grünen Bestätigungsnachricht.

Übertragung an Basisstation abgeschlossen. Bewusstsein vollständig transferiert.

Auf festem Kurs



Clemens Nissen

Vuoto-Skorbut. Wie betäubt starrte Maarten auf die Anzeige. Die medizinische Diagnoseeinheit hatte den Befund mehrfach bestätigt. Mit Bordmitteln ließ sich die Krankheit nicht beheben. Ohne Behandlung blieben ihm allenfalls noch sechs Monate.

Blickte er auf sein Leben zurück, so sah er viel Schwärze. Es war die Dunkelheit des Weltalls. Jahrzehnte hatte er hier verbracht. Auf Reisen durchs Nichts. Im Vakuum. In einer stählernen Hülle, die Platz bot für ihn, seine Frau und eine Frachtmenge, die noch als lukrativ gelten konnte. Ein Arbeitsplatz, ein Fleckchen zum Leben und ein auswegloses Gefängnis.

Manchmal schien ihm, dass ihn die Kälte dem Tode näher brachte.

Vuoto-Skorbut. Eine Krankheit, die bei langjährigen Raumfahrern auftrat, allerdings nichts mit Vitaminmangel zu tun hatte. Eine innere Auflösung, die schleichend begann und stetig schlimmer wurde. Maarten wusste nicht, ob er das Ende der Reise erleben würde. Ihm blieb nur, sich in einen künstlichen Tiefschlaf zu begeben, um die Körperfunktionen zu verlangsamen – und damit das Fortschreiten der Erkrankung. Nach einer Rückkehr würde er dringend ins Krankenhaus verbracht werden müssen – zu wochen-, wenn nicht monatelanger Therapie.

Bis zur Erde dauerte es noch ein ganzes Jahr.

Das Zusammenleben mit Esther war das einzig Menschliche auf den langen Fahrten. Es wärmte beide und bewahrte sie vor Einsamkeit und Lethargie.

In drei Wochen würde seine Frau aus ihrer Tiefschlafphase erwachen. Sie hatten das letzte Stück der Reise gemeinsam verbringen wollen. Mal ging der eine, mal der andere mehrere Monate in Kälteschlaf, dazwischen gab es Zeiten der Gemeinsamkeit. Ein Mittelweg. Eine Bewirtschaftung ihrer Lebenszeit, die dieser speziellen Ödnis geschuldet war.

Maarten konnte nicht warten, bis Esther erwachte. In den drei Wochen konnte ihn bereits der Tod ereilen. Und weckte er sie vorzeitig, so brachte er sie in Gefahr. Der Kälteschlaf war für den menschlichen Körper zutiefst unnatürlich. Nur ein ausgeklügeltes System langsamer Abläufe erlaubte es, ihn schadlos zu überstehen.

Maarten konnte sich also nicht einmal von Esther verabschieden.

Das Jahr würde hart für seine Frau werden. Klärte er Esther auf, so würde sie sich die ganze Zeit sorgen. Natürlich stand, wie immer, ein künstlicher Begleiter mit seinem Antlitz bereit, um ihr während seiner Abwesenheit Gesellschaft zu leisten. Der Bordrechner hatte von Anfang an das Verhalten der Besatzungsmitglieder registriert und konnte eine glaubwürdige Simulation aufbauen. Dem Avatar wäre es ein Leichtes, Esther die Krankheit zu verschweigen.

Doch wie sollte Maarten begründen, dass er sich plötzlich in den Tiefschlaf begab? Dass er ein Jahr gemeinsamen Lebens absagte?

Sie hatten einander im Glauben gefunden, Harmonie darin erlebt, dass sie auf Gott vertrauten – und obendrein beide Protestanten waren. So schien ihnen die verbale Verständigung die eigentliche Hürde zu sein. Um sie zu überwinden, lernte Esther

Niederländisch, er Deutsch. Aber mit der Zeit merkten sie, dass es Mentalitätsunterschiede gab. Diese wurzelten in den Kulturen und hatten Ursprünge auch auf religiösem Gebiet.

Seine Arbeitsethik und Bescheidenheit empfand Esther oft als zu strikt.

Mit zitternder Hand verfasste Maarten eine Nachricht für seine Frau.

Esther hätte ihm gesagt, dass er selbst bestimmen könnte, ob er sich einfrieren ließ oder nicht – getreu dem lutherischen Prinzip der Gewissensfreiheit. Dass er sich Zeit nehmen könnte, um letzte Stunden zu genießen, sei es allein, sei es mit ihr. Es wäre seine Entscheidung gewesen. Er aber wusste, dass er in Wahrheit keine Wahl hatte. Setzte er die Lebensfunktionen nicht herab, so starb er schon von dem Eintreffen am Zielort. Je länger er wartete, umso schlechter wurden die Heilungschancen. Es war klar, wie er sich entschied. Auch wenn es wehtat. Sein Schicksal war vorgezeichnet. Er begegnete ihm mit Demut, von klein auf gewöhnt an Prädestination. Calvins Lehren schienen streng, entstammten jedoch tiefer Weisheit. Gott war nicht böse, sondern so gewaltig, dass der Mensch ihn weder verstehen noch sich ihm in irgendeiner Weise widersetzen konnte.

Maarten machte sich keine Vorwürfe. Natürlich wäre er nicht an Vuoto-Skorbut erkrankt, wenn er nicht zu den Sternen gestartet wäre. Aber dafür war er geschaffen. Das war seine Mission. Auch wenn sie jetzt zu Ende ging. Bei allem Leid. Ein höherer Ratschluss.

Es war schwer, all dies in einen Brief zu bringen – in einer Weise, die einigermaßen zu ertragen war angesichts der niederschmetternden Nachricht. Aber ihm blieb nichts Anderes übrig. Esther würde versuchen, es zu verstehen. Sie kannten einander, auch wenn sie verschiedenen Lehren folgten. Den Anschauungen Calvins und Luthers. Jahrhunderte nach dem Tode der beiden Reformatoren und Lichtjahre von der Erde entfernt.

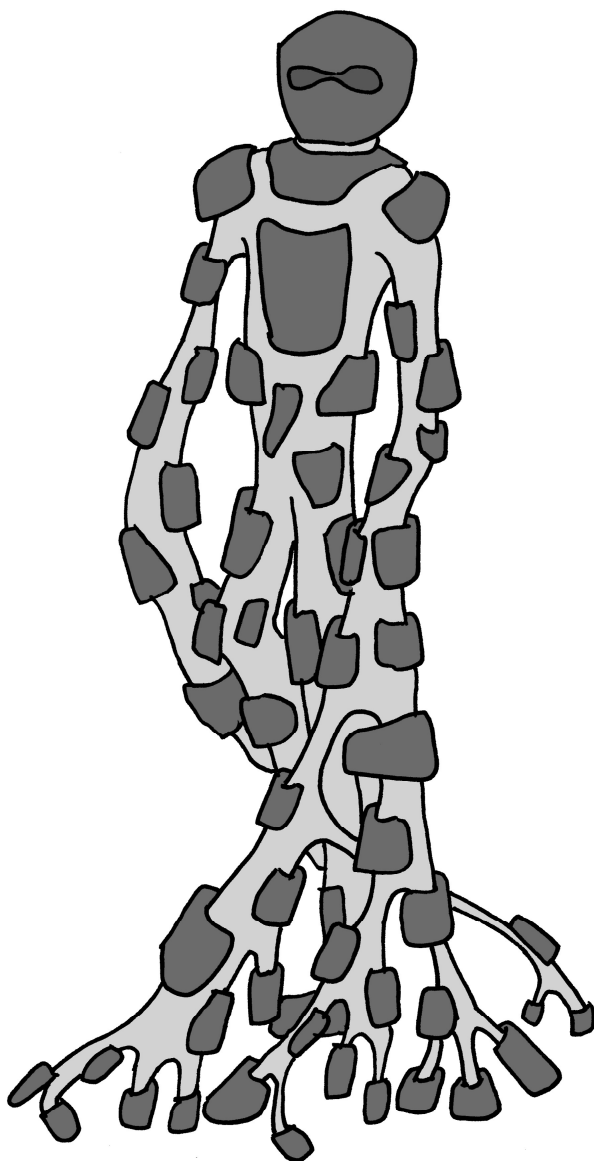
Einer Heimat, die Maarten vielleicht nie wiedersehen würde.

Einem gemeinsamen Kontinent, auf dem er dann nie wieder leben könnte.

Ein Großteil der menschlichen Geistesgeschichte wurzelte dort – und würde es ewig tun. Etwas, das die Menschen noch in Situationen prägte, die weder Calvin noch Luther hätten voraussehen können. Und das immer mitreiste.

Die transparente Haube der Schlafkabine schwang auf. Langsam, aber ohne Zögern legte Maarten sich hinein. Vielleicht würde er wieder aufwachen und genesen sein – oder der Behandlung entgegenblicken – oder nie wieder die Augen öffnen. Er vermochte es nicht vorauszusehen. Es war Gottes Wille, den er nicht verstehen und nicht bewerten konnte. Er fügte sich in das, was kommen würde.

Euroleaks



Christiane Gref

Es war neblig am Morgen des 5. Januar 2018. Peer Nijhusen zog die Magnetkarte aus der Innentasche seines Mantels und hielt sie an das Lesegerät. Er fluchte, weil seine Beine unsanft mit der Metallschranke kollidierten. Was war das denn? Normalerweise leuchtete ein grünes Licht auf, die Schranke gab nach und Peer konnte seinen Arbeitstag beginnen. Dass er nicht in das Parlament gelassen wurde, war neu. Er hielt seine Karte wieder und wieder an den Scanner. Nichts. Das Licht blieb rot. Irritiert gab er den Weg für die nachfolgenden Mitarbeiter frei. Er atmete tief durch und versuchte sich an die Inhalte seines Entspannungskurses zu erinnern. Geduld ist Achtsamkeit, Geduld ist Selbstliebe, Geduld ist eine Tugend, wiederholte er das erlernte Mantra.

Endlich sah er einen Wachmann. Peer winkte mit beiden Armen. Der Mann kam auf ihn zu. Peer roch kalten Rauch. Wenn er nicht auf den Sicherheitsmann angewiesen wäre, hätte er ihn jetzt zur Rede gestellt. Es herrschte absolutes Rauchverbot. Wer nikotinabhängig war, musste während des Dienstes auf Kaugummis oder Pflaster zurückgreifen. Erneut rasselte er innerlich sein Mantra herunter, dann schilderte er dem Wachmann seine missliche Lage.

»Ist vermutlich zu kalt. Wenn die Karten beschlagen und sich die Feuchtigkeit unter der Folie sammelt, haben die Lesegeräte oft Probleme. Darf ich mal?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm der Wachmann Peer die Karte aus der Hand und begutachtete fachmännisch die Kanten. »Da, sehen Sie?« Er deutete auf den Rand, wo das Plastik minimal gewellt war. »Das genügt schon, um den Laser schachmatt zu setzen.«

»Aber ich muss zur Sitzung.«

»Ich schau mal, was ich für Sie tun kann.«

Der Wachmann verschwand mit der Karte in seiner verglasten Kabine. Peer sah, wie er eine neue Karte aus einer Schublade nahm und anschließend beide Karten durch ein horizontales Lesegerät zog. Dann tippte er auf der Computertastatur herum. Ein Bild von Peer erschien. Es füllte den ganzen Bildschirm aus. Das Foto war zu Beginn seiner Amtszeit aufgenommen worden, das war vor vier Jahren gewesen. Damals hatte die senkrechte Falte noch nicht seine Nasenwurzel geteilt. Damals hatte er optimistischer ausgesehen. Damals hatte er noch Visionen gehabt. Visionen eines besseren Europa. Er seufzte und erschrak fürchterlich, weil der Sicherheitsmann unbemerkt neben ihn getreten war. »Entschuldigung. Sie waren gerade ganz weit weg, wie?«

Peer lächelte verlegen und nahm mit einem dankbaren Nicken die neue Karte an sich. Er führte sie an das Lesegerät und siehe da, das grüne Licht hieß ihn einzutreten.

Peer entschied, die Sitzung zu schwänzen, die ohnehin bereits begonnen hatte, und stattdessen liegen gebliebenen Bürokratz zu erledigen.

An diesem Freitag waren es nur fünf Unterschriftenmappen voller Dokumente. Manchmal waren es acht, oft auch mal zehn. Beiläufig blätterte er um, überflog ab und an ein Schriftstück. Doch sein Interesse weckte nur ein Brief, den seine Assistentin mit einer neongelben Klebenotiz versehen hatte. *Das ist schon die elfte Drohung in einem Monat von denen! Bitte um Info, wenn ich die Polizei einschalten soll. Danke, Sonia*, wies die akkurate Schrift aus. Peer sah sich den Brief genauer an. Er war auf Englisch verfasst und trug das merkwürdige Emblem, das er sich – trotz der Unzahl an Briefen und Petitionen – gemerkt hatte. Es war eine Justitia, mit einer Waage in der einen und einem Schwert in der anderen Hand, deren Gesicht mit einer Augenbinde teilweise verdeckt war. Doch das Besondere an dieser Figur war, dass eine Gesichtshälfte wie ein Totenkopf aussah. Unter der Frau befand sich der Schriftzug »Veritas«.

*Hallo Peer Nijhusen,
die Wahrheit tut weh, aber sie reinigt. Über diesen Satz sollten Sie, und ganz besonders Sie, einmal nachdenken. Aufmerksam verfolgen wir seit zwei Jahren jede Rede, jeden öffentlich diskutierten Gesetzesentwurf. Auffällig ist die Diskrepanz, die Ihre Wahlreden im eigenen Land von den abgestimmten Themen in Straßburg trennt. Um es auf den Punkt zu bringen: Sie sind ein Lügner – und Sie bewegen sich unter Ihresgleichen. Wir möchten, dass die Bürger das bekommen, was sie verdienen. Eine ehrliche Führungsriege, die im Sinne und zum Wohle der Bevölkerung existiert. Sie hatten genügend Chancen. Jetzt sind wir am Zug.*

Veritas vincit! – Paul Levalle

Sollte Peer die Polizei einschalten? Er wusste es nicht. Die anderen Briefe hatte er stets ohne Umwege in den Schredder befördert. Einfach aus dem Grund, weil er einfacher an das Gerät kam als an seinen Papierkorb. Wer immer sich das Raumkonzept mit den am Boden festgeschraubten Mülleimern ausgedacht hatte, wollte wohl, dass die Politiker sich öfter aus ihren Sesseln erhoben. Peer erinnerte sich an die stundenlange Debatte, die das Parlament meinungsmäßig gespalten hatte. Er als Vertreter der grünen Partei hatte natürlich dafür votiert, wieder normale Papierkörbe zu benutzen. Die fest installierte Variante benötigte Mülltüten, was für Papierabfall nicht nötig war. Der grünen Partei zur Seite standen die Wirtschaftsnahe, die in den Mülltüten einfach eine Geldverschwendung witterten. Peer hatte bei der Abstimmung jedoch nur im Sinn gehabt, nicht mehr für jede zerknüllte Petition aufstehen zu müssen. Das hätte er natürlich niemals zugegeben.

Mit einem Brummen sprang das Gerät an, als Peer den Brief in den Reißwolf schob. Raschelnd verwandelte sich die Totenkopf-Justitia in einen Haufen harmloser Papierstreifen. Peer nickte zufrieden und widmete sich den übrigen Dokumenten. Als er das Büro am späten Nachmittag verließ, hatte er den Brief schon wieder vergessen.

Als Peer in die Einfahrt zu seinem Anwesen im Stadtteil Robertsau einbog, war es bereits dunkel. Neblige Kälte kroch aus dem Garten. Peer wartete wie immer ab, bis sich das Garagentor vollends gesenkt hatte, dann ging er ins Haus. Es roch nach Essen.

Mariel begrüßte ihn mit einem flüchtigen Kuss. »Kinder, Essen«, rief sie ins Treppenhaus hinauf.

»Setz dich«, sagte sie nun an Peer gewandt. »Was gibt es Neues?«

Eine rhetorische Frage, wie Peer wusste. Er schüttelte daher nur vage den Kopf und nahm sich Brokkoli aus der Schüssel.

»Essen!«, rührte Mariel. »Dass man denen immer alles zweimal sagen muss.« Auch sie bediente sich und gleich darauf reichlich an Kartoffeln, Fleisch und Soße.

Sie isst wirklich zu gerne. Peer betrachtete ihre Hände. Der Ehering schnitt tief in die Haut des Ringfingers. Einst hatte er locker gegessen. Dann kam Klaas zur Welt, es blieben mindestens fünf Kilo Babyfunde übrig. Alina folgte vier Jahre später. Wieder waren etliche Kilos hängen geblieben. Versonnen dachte Peer an Sonia, seine Assistentin. Sie war auch 35 wie Mariel, sah jedoch um Längen besser aus. Kunststück, sie hatte ja auch ein straffes Programm und keine Zeit, Kilos anzusammeln. Arbeitete mindestens 50 Stunden die Woche, ging abends aus und besuchte regelmäßig ein Fitnessstudio. Mariel besuchte allenfalls ihre Freundinnen, um sich bei ihnen mit Kuchen und Pralinen zu mästen. Im Haushalt musste sie nichts tun, weil sie eine Haushaltshilfe eingestellt hatten. Klar, sie kümmerte sich um die Belange der Kinder, was ja auch irgendwie wichtig war.

Liebe ich sie überhaupt noch?

Nach dem Essen griff er nach dem Stapel Post, den Mariel ihm ins Arbeitszimmer gelegt hatte. Ein Brief jagte ihm ein Frösteln über den Rücken. Auf dem Kuvert prangte das Emblem dieser Wahrheitsspinner. Mit zitternden Fingern riss er den Umschlag auf und entnahm ihm einen Bogen Papier. Dieser fühlte sich seltsam an, geradeso, als würde er Samt anfassen. Entsetzt starrte Peer auf seine Finger. Ein bläuliches Puder haftete an ihnen. Peers Herz begann zu jagen, kalter Schweiß brach ihm aus den Poren.

Gift. Es muss Gift sein.

Er tastete nach seinem Handy, wählte den Notruf, schilderte seine Situation. Es dauerte nur zwölf Minuten, bis die Rettungssanitäter und der Notarzt vor Ort waren. Zwölf Minuten, das waren 720 Sekunden. Jede einzelne davon bangte Peer um sein Leben.

$\text{Mg}_3[\text{Si}_4\text{O}_{10}(\text{OH})_2]$ stand auf dem Ausdruck, den der Arzt Peer in die Hand gedrückt hatte. »Natürlich konnten Sie es nicht wissen. Woher auch. Aber hier haben Sie es schwarz auf weiß. Sie haben absolut keinen Grund zur Sorge.« Der Arzt reichte Peer die Hand und verließ das Behandlungszimmer.

»Ich komme mir so bescheuert vor«, sagte Peer zu seiner Frau.

Mariel hielt einen Schokoladenriegel in der Hand, den sie sich aus dem Automaten gezogen hatte. Mit verschmierten Lippen lächelte sie ihn an. »Du konntest es doch nicht wissen. Stell dir vor, du hättest tatsächlich Gift geschickt bekommen. Dann wäre deine Panikattacke ein Todeskampf gewesen.«

Peer betrachtete sie. »Musst du immer so viel fressen?« Verdammt, hatte er das etwa laut gesagt? Mariel ließ den angebissenen Riegel sinken. Ihre Augen weiteten sich, füllten sich mit Tränen.

Peer umfasste ihren Ellenbogen. »Es tut mir nicht leid. Ich hasse es, wie du mittlerweile aussiehst.«

Mariel heulte auf. »Warum bist du so gemein zu mir?«

Peer biss sich auf die Lippen und schüttelte nur leicht den Kopf. Hatte der Arzt ihm statt Kochsalzlösung ein Wahrheitsserum injiziert?

Mariel weinte jetzt richtig und Peer wusste, dass sie sich auch in den nächsten Stunden nicht beruhigen würde. Bisher hatte er Mariel nur vier Mal richtig weinen sehen. Das war, als Alina ins Krankenhaus gemusst hatte, weil ihre Leber verrückt spielte, zweitens als Mariels Vater gestorben war, das dritte Mal als Peer nach Straßburg ins Europaparlament berufen worden war und sie Utrecht verlassen mussten. Und jetzt.

Peer nahm ihr den Autoschlüssel und den Schokoladenriegel aus den Händen. Letzteren warf er in den Mülleimer. Dann zog er sein Jackett an und lief geradewegs zur Tiefgarage des Klinikums, ohne sich umzublicken. Er fragte sich, warum er nicht einfach seine Schnauze gehalten hatte.

Am Montag traf er wie gerädert im Parlament ein. Er wurde geradewegs zum Versammlungssaal gerufen. Sondersitzung. Merkwürdige Vorkommnisse. Peer hatte die Nase voll von Vorkommnissen. Ihm hatte das Wochenende gereicht. Zahlreiche Streits hatten die beiden bewogen, das Wort »Scheidung« in den Mund zu nehmen. Und was er ihr alles an den Kopf geknallt hatte. Dummerweise hatte Klaas das Meiste mit angehört. Und was noch schlimmer war: Peer hatte seinem Sohn um die Ohren gehauen, dass er ihn für ein Weichei und einen Versager hielt. Der Familiensegen hing nicht nur schief, er war in Trümmer gegangen.

Mit blutunterlaufenen Augen saß Peer an seinem Platz im Plenarsaal und überflog das Memo, das den Bildschirm ausfüllte. Der Italiener, wie Peer den Präsi-

ten insgeheim nur nannte, hatte es selbst verfasst. Es ging um das Problem, dass am Wochenende einige Abgeordnete gegenüber der Presse ziemlich ausfallend geworden waren. Nun galt es, sich auf eine offizielle Sprechweise zu einigen. Peers Blicke schossen zu den Pressekokpitten. Sie waren leer. Sitzung unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Das würde im Nachgang erst recht zu Spekulationen führen. Aber der Italiener musste wissen, was er tat. Kurz später trat Besagter vor das Rednerpult.

»Kollegen, manchen von uns ist es offenbar nicht möglich, sich verbal zurückzuhalten. Daher ordne ich an, gegenüber der Presse einfach mal die Fresse zu halten.« Die Stille, die sich nun über den Raum senkte, war fast greifbar. Peer glaubte, dass jeder im Raum pikiert die Luft anhielt. Was bildete sich dieser arrogante Mistkerl eigentlich ein? Der Präsident fuhr fort: »Jeder von euch Spritzern, der sich nicht daran hält, wird mit einem ordentlichen Bußgeld bedacht, von dem ich gedenke, einen Gutteil in meine eigene Tasche wandern zu L...« Er brach ab und sah sich mit erschrockener Miene um. Ausnahmslos alle Augenpaare waren auf ihn gerichtet. Hinter Peer flüsterten zwei Frauen miteinander, dann begannen sie, zu kichern. Mit hochrotem Kopf eilte der Präsident aus dem Raum. Eine Frau nahm seinen Platz ein. Peer kannte sie nicht, fand sie jedoch sehr attraktiv.

»Sehr verehrte Anwesende. Mein Name ist Sara Parine und ich bin die neue Pressesprecherin des Europäischen Parlaments. Es geht nun darum, Schadensbegrenzung zu betreiben. Zwei unserer Abgeordneten wurden am Wochenende in einem Restaurant von der Klatschpresse behelligt. Dabei fand einer der beiden sehr deutliche Worte für das Blatt im Allgemeinen und die Arbeit des Reporters im Besonderen. Der Kollege fügte seine Ansichten hinzu und schlug den Journalisten, weil dieser ihm schon lange ein Dorn im Auge gewesen sei. Wäre nicht der Restaurantkellner dazwischen gegangen, wäre es wohl nicht dabei geblieben. Der Journalist zeigte die beiden Kollegen umgehend bei der Polizei an. Nachdem wir sie vom Revier abgeholt hatten, wurden sie selbstverständlich befragt. Es kam heraus, dass sie keine Ahnung haben, wie diese Ausfälligkeiten zustande kamen. Wir alle sind schließlich geschult, was den integren Umgang der Presse angeht. Wir lassen uns für gewöhnlich von einem Klatschblattjournalisten nicht aus der Reserve locken. Aber es ist geschehen. Wir sollten in der nächsten Zeit vorsichtiger sein und uns an den Leitfaden halten, den Sie auch auf Ihre Rechner gespielt bekommen haben. Es ist mehr denn je wichtig, dass wir eine gemeinsame Sprache sprechen. Das wäre von meiner Seite aus alles. Vielen Dank.«

Peer wurde vom Applaus aus seiner Träumerei gerissen. Fasziniert hatte er die Lichtreflexe auf ihrem honigblonden Haar betrachtet, wenn Sara Parine den Kopf neigte, um von ihrem Bildschirm abzulesen. Ihren französischen Akzent fand er überaus sinnlich. Außerdem hatte er lange keinen Sex mehr gehabt. Mariel war in der letzten Zeit ständig müde gewesen. Angesichts der traurigen Lage zu Hause würde das in absehbarer Zeit auch nichts mehr werden. Peer ging Richtung Ausgang und stieß beinahe an der Tür mit ihr zusammen. »Gut gesprochen«, sagte er.

»Danke, Herr ...«, sie blickte auf sein Namensschild »... Nijhusen.«

»Haben Sie morgen Abend schon etwas vor?«

Sara Parine runzelte die Stirn und schüttelte missbilligend den Kopf. »Wenn Sie etwas Dienstliches zu besprechen haben, lassen Sie sich bei meiner Assistentin einen Termin geben. Ansonsten wäre das von meiner Seite aus alles.«

»Arrogante Ziege«, entfuhr es Peer. Auch damit wurde die Pressesprecherin spielend fertig. Sie tat einfach so, als existiere Peer nicht. Kein Peer, keine Beleidigung.

gung. Was zur Hölle war nur mit ihm los? Natürlich hatte er *arrogante Ziege* gedacht. Warum aber musste er es sagen? Konnte es sein, dass die beiden Kollegen genauso betroffen waren? Peer zog sich in sein Büro zurück. Wobei er darauf achtete, mit niemandem reden zu müssen. Er stellte sein Telefon auf den Anrufbeantworter und malte gedankenverloren Kreise auf seine Schreibtischunterlage. Irgendetwas musste am Wochenende geschehen sein, das der gemeinsame Nenner der geistigen Aussetzer war. Peer ließ den Stift sinken. *Das ist es.*

Er zog die Tastatur zu sich heran und rief das Mitarbeiterverzeichnis des Europäischen Parlaments auf. Von den beiden Kollegen, die den Journalisten auf dem Gewissen hatten, wusste er die Namen nicht. Sein Ziel war jedoch der Präsident. Er hatte auch Ausfälle, definitiv. Er wählte die interne Rufnummer und landete im Vorzimmer des Italieners. »Verbinden Sie mich bitte mit dem Präsidenten«, bat Peer.

Die Assistentin seufzte leise in den Hörer. »Tut mir leid, er möchte nicht gestört werden.«

»Es ist aber dringend.«

»Das sagt jeder, der heute hier anruft.«

Peer seufzte nun seinerseits. »Okay, dann fragen Sie ihn bitte, ob er am Wochenende Post mit einem Pulver versehen bekommen hat. Es ist wirklich dringend. Fragen Sie ihn bitte gleich. Ich bleibe so lange dran.« Peers Kugelschreiber malte wilde Tornados auf das Papier. Er hörte, wie sich stöckelnde Schritte entfernten. Dann kehrten Schritte zurück, allerdings schwere. »Pronto?«

Bingo, dachte Peer. Er schilderte, was ihm am Wochenende zugestoßen war. Er verschwieg auch nicht, was er seiner armen Mariel um die Ohren gehauen hatte. Es stellte sich heraus, dass sich seine Geschichte fast komplett mit der des Präsidenten deckte. Nur, dass der Präsident auf seine Schwiegermutter losgegangen war. »Was nicht weiter schade ist, ich konnte diese Xanthippe noch nie leiden«, beendete der Präsident seinen Bericht. »Was tun wir?«

»Ich hatte schon Zeit, mir Gedanken zu machen«, sagte Peer. »Erstens müssen wir herausfinden, wie lange diese Substanz diese Wirkung aufrechterhält. Dass sie nicht schädlich ist, das haben die im Krankenhaus bereits herausgefunden. Auch auf Strahlung wurde das Pulver untersucht. Vielleicht gibt es irgendetwas, um das Pulver zu neutralisieren. Und wichtig ist auch, ob wir vier die Einzigen sind oder ob noch mehr von uns Post nach Hause bekommen haben.«

Im Hintergrund wurde es plötzlich laut. »Entschuldigen Sie, irgendwas geschieht hier gerade. Ich rufe Sie zurück.«

Peer biss sich auf die Fingerknöchel. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die ersten Angebote zum Ausplaudern parlamentarischer Interna eintrudeln würden.

Der Flurfunk war schließlich schneller als der Rückruf des Präsidenten. Zwei Mitglieder ein und derselben Partei waren in eine heftige Diskussion geraten. Dabei hatte sich herausgestellt, dass einer der beiden stets nur ein Mitläufer gewesen war, der die Interessen seiner Partei sogar heimlich torpedierte. Peer suchte den Mann, sein Name war Günther Schmitz, umgehend auf, ehe dieser suspendiert und für ihn nicht mehr zugänglich war. Schmitz saß an seinem Schreibtisch, den Kopf schwer in die Hände gestützt. Aus rot unterlaufenen Augen sah er zu Peer auf.

»Entschuldigen Sie, ich weiß, dass es Ihnen nicht gut geht.«

Schmitz stieß ein verächtliches Prusten aus. »Das können Sie laut sagen. Ich weiß nicht, was hier los ist.«

»Aber ich.«

Schmitz richtete sich auf und blickte Peer nunmehr aus schmalen Augen an. »Ach ja?«

»Haben Sie mit der Post einen Brief erhalten, in dem Puder war?«

»Nein. Wieso?«

»Sind Sie sicher?«

Erneut erklang das Prusten aus Schmitz' Mund. »Das wüsste ich. In Zeiten des Terrors würde ich mich bestimmt an Puder erinnern.«

Peer rieb sich die Nasenwurzel. »Haben Sie schon einmal von einer Sekte namens Veritas gehört?«

»Veritas wie Wahrheit? Nein, habe ich nicht.«

Ein Klopfen unterbrach das Gespräch. Die Assistentin von Schmitz trat, mit dem Präsidenten im Schlepptau, ein. »Es tut mir leid, Sie zu unterbrechen.« Ihr Blick fiel auf Schmitz. »Der Präsident wünscht, Sie zu sprechen.«

»Wie ich sehe, haben Sie sich schon schlaugemacht«, wandte sich der Präsident an Peer. Er nickte. »Allerdings bin ich jetzt ziemlich verwirrt.« Peer schilderte dem Präsidenten die neuen Erkenntnisse. Der Italiener wiegte seinen massigen Schädel hin und her. »Das ist nicht gut. Gar nicht gut. Wir müssen wohl doch von einem hinterhältigeren Anschlag ausgehen als bislang angenommen.«

Peer nickte abermals. Schmitz machte ein ratloses Gesicht. Die Assistentin verließ das Büro. Nach einer Minute des Schweigens straffte sich Peer und sagte: »Was nun? Wollen Sie Europol einschalten?«

Der Präsident nagte auf seiner Unterlippe. »Nein«, beschied er. »Wir halten das noch geheim. Zumindest bis morgen. Dann sehen wir weiter. Solange sind Sie für interne Ermittlungen freigestellt. Falls Ihnen der Zutritt verweigert wird oder sich Abgeordnete dagegen sperren, mit Ihnen zu reden, geben Sie mir bitte Bescheid. Ich werde das für Sie regeln.«

Peer rief seinen ehemaligen Kommilitonen, Madsen, an, der im zweiten Studiengang Medizin studiert und sich auf Laborkram spezialisiert hatte, wie er es selbst lax nannte. Sein Labor befand sich im Robert-Koch-Institut in Berlin.

»Hey, Madsen. Lange nichts mehr gehört«, sagte Peer.

»Ich glaub's ja nicht. Peer, du alter Sesselfurzer. Wie stehen die Dinge in Straßburg?«

»Nicht so gut. Deshalb rufe ich an.«

Madsen hörte sich geduldig Peers Ausführungen an. Als Peer mit seiner Schilderung fertig war, bat Madsen: »Leg mir doch bitte mal die Testergebnisse aus dem Krankenhaus aufs Fax. Ich schau mir das mal an und melde mich bei dir.«

»Danke, ich schulde dir was.«

»Ich werde dich beim nächsten Treffen daran erinnern.«

Kaum hatte Peer aufgelegt, klopfte es an der Tür. »Ja?«

Der Präsident trat ein. Er war kreideweiß und ließ sich schwer in den Stuhl vor Peers Schreibtisch fallen.

»Meine Güte, wie sehen Sie denn aus? Wollen Sie ein Glas Wasser?«

Der Präsident lächelte gequält. »Ein Schnaps wäre mir jetzt lieber.«

»Was ist passiert?«

»Die Presse. Sie wissen es. Aber was noch viel schlimmer ist, wir sind zur Zielscheibe für sämtliche außereuropäischen Geheimdienste geworden.«

Peer griff zur Fernbedienung und schaltete seinen Fernseher ein. Tatsächlich lief ein »Breaking News«-Ticker über den Bildschirm. *Zurück in die Steinzeit, Europaparlament außer Rand und Band +++ Beleidigungen und schwere Vorwürfe aus Straßburg +++ Aus mit freundlich, jetzt wird es laut in Europa*

Peer klickte sich durch zahlreiche Kanäle. Je nach Programm waren die Newsticker mehr oder weniger reißerisch, im Grunde drückten sie jedoch alle dasselbe aus. Die Wahrheit.

Madsen hatte sich nicht mehr gemeldet. Peer hinterließ ihm seine Handynummer auf der Mailbox und bat um Rückruf. Zwei Sicherheitsleute warteten bereits darauf, Peer nach Hause zu begleiten. Sie wirkten entnervt. Schließlich war es nach 19 Uhr und entsprechende Überstunden hatten die beiden Männer schon ableisten müssen. Sie schwiegen, als sie zu Peers Auto gingen. Auch Peer sagte nichts. Er hatte Angst, nach Hause zu kommen. Angst, wieder etwas Falsches, aber Wahres zu sagen. Der Tag war bisher glimpflich abgelaufen, weil er keinen Grund gehabt hatte zu lügen. Mit dem Präsidenten war gut auszukommen. Die Notlage schweißte zusammen und Peer hatte seine herablassende Meinung über den Italiener ernsthaft revidiert.

Im Haus brannte überall Licht. Die Sicherheitsleute geleiteten Peer bis zur Haustür. Einer der beiden sagte: »Wir holen Sie morgen früh um 8 Uhr ab.«

»Gut, danke«, sagte Peer und nestelte seinen Hausschlüssel aus dem Mantel.

Drinne fand er pures Chaos vor. Auf dem Boden verstreut lagen diverse Kleidungsstücke, offenbar war ein Teller zu Bruch gegangen. Die Scherben knirschten unter Peers Sohlen. »Mariel?« Keine Antwort. »Alina, Klaas?« Wieder nichts. Verdammt.

Im Schlafzimmer fand er Mariel. Sie lag im Bett und schnarchte. Ihrer schlaffen Hand war eine fast leere Flasche Wodka entglitten. Auf Peers Seite des Betts lagen Ausdrucke im DIN-A4-Format, die allesamt Frauen zeigten. Er erkannte sie auf Anhieb. »Scheiße«, flüsterte er. Er ging hinaus. »Alina, Klaas?«

Die Zimmer der Kinder waren leer. Er eilte die Treppe herunter. Das Licht des Anrufbeantworters blinkte. Der Telefoncomputer verkündete zwei Nachrichten. Die Erste war von Mariels Mutter. »Hallo Mariel. Ich wollte dir nur sagen, dass die Kinder gesund und munter bei mir eingetroffen sind. Melde dich doch bitte kurz, wenn du wieder da bist.«

»Gottseidank«, entfuhr es Peer. Er lauschte. Die zweite Nachricht begann mit einem Räuspern. »Wie gefällt Ihnen der erste Tag der Wahrheit? Ist es nicht schön, ohne Zensur, ohne schmutzige Geheimnisse zu leben? Es ist erst der Anfang. Schauen wir doch mal, was die nächste Zeit bringen wird.«

Peer krümmte sich unwillkürlich. Eine kalte Hand schien ihn im Genick zu packen.

Der Präsident hatte Europol nun doch eingeschaltet. Der Anschlag hatte außerdem, wenn auch indirekt, das erste Todesopfer gefordert. Ein junger Abgeordneter hatte im Streit seinen Lebensgefährten aus dem Fenster geworfen. Ein Unfall, wie er der Polizei später zu Protokoll gab. Für die Presse gab es kein Halten mehr. Die Abgeordneten wurden belagert. Auch vor Peers Haus versammelten sich einige Pressevertreter. Doch glücklicherweise schützte die lange, gewundene Zufahrt das Anwesen vor neugierigen Blicken.

Um zwei Uhr in der Nacht klingelte das Telefon. Es war der Sicherheitsdienst des Parlaments. »Herr Nijhusen, Sie werden gleich abgeholt. Es gibt eine Sondersitzung, die keinen Aufschub duldet.«

Peer war nicht undankbar. Mariel war in den letzten Stunden mehrfach auf die Toilette gewankt und kreidebleich wieder herausgekommen. Hilfe von Peer hatte

sie kategorisch abgelehnt, ihn lediglich mit heiserer Stimme einen miesen Ehebrecher genannt. Peer zog sich einen Anzug an und wartete mit einer Tasse extrastarken Kaffee in der Hand, dass der Sicherheitsdienst mit seinem Wagen kam. Die Klingel ertönte. Peer betätigte den Toröffner. Der Wagen rollte langsam zum Haus. Peer ging seinem Chauffeur entgegen.

»Guten Abend«, sagte Peer und stieg hinten ein.

Der Mann am Steuer nickte ihm freundlich zu und verließ das Grundstück der Nijhusens. Für Mariel hatte Peer eine Nachricht hinterlassen. Sie erreichten das Parlamentsgebäude. Surreal zu dieser späten Stunde hier zu sein. Peer stellte fest, dass viel Sicherheitspersonal im Foyer stand. Die Männer waren allesamt richtig bewaffnet. Peer steuerte den Plenarsaal an und suchte seinen Platz auf. Der Saal füllte sich schnell. Plötzlich schlugen die Türen knallend zu. Davor bezogen Sicherheitsleute Stellung. Jetzt kommt keiner von uns mehr raus, ging es Peer durch den Kopf. Eine Gänsehaut überzog seinen Rücken.

Der Präsident wurde nach vorne geleitet. Neben ihm lief die PR-Frau, einen Arm jovial um die Schultern des Präsidenten gelegt, in der anderen hielt sie eine Pistole, die sie ihm in die Seite drückte. Das Gesicht von Sara Parine war eine Maske des Triumphes.

Peer sah sich um und blickte in lauter erschrockene Gesichter. Sogar die Männer und Frauen in den voll besetzten Presserkabinen sahen entsetzt drein. Der Italiener und Sara Parine erreichten das Rednerpult. Sie ergriff das Wort:

»Liebe Kolleginnen und Kollegen von der Presse. Ich heiße Sie zu dieser besonderen Sitzung herzlich willkommen. Es sind ausnahmsweise alle geladenen Abgeordneten erschienen. Sie wissen ja: Je wichtiger die Themen, desto weniger Abgeordnete befinden sich normalerweise in der Sitzung.« Auf der Projektionsfläche für Präsentationen erschien ein Bild. Es zeigte den beinahe leeren Plenarsaal. Keiner der anwesenden Politiker saß aufrecht, geschweige denn aufmerksam, in seinem Stuhl. Einige schliefen, die anderen hielten die Blicke auf ihre Handydisplays gesenkt. Der Fotograf hatte hinter einem Mann gestanden, der Tetris spielte. Die Frau am Rednerpult wirkte desillusioniert. Die Bildunterschrift lautete: *Verabschiedung der Novellierung des Emissionsschutzgesetzes und neue Vorgaben für die CO₂-Zertifikate (2013)*.

Zwar war Peer zu diesem Zeitpunkt noch kein EU-Abgeordneter gewesen, aber die Sitzungen sahen heute noch genau so aus. Und leider musste er Parine recht geben. Die wichtigen Themen wurden von den Lobbyisten akribisch aufbereitet, so dass die Politiker sie nur noch schnell durchwinken mussten.

Parine räusperte sich. »Ist es da nicht verwunderlich, dass die Bürger irgendwann die Schnauze voll haben? Sie fragen sich, warum an diese Menschen Steuergelder verschwendet werden.« Wieder erschien ein Bild. Dieses Mal zeigte es zwei Politiker, die selig während einer Sitzung schliefen. Der eine mit dem Kopf im Nacken, den Mund weit geöffnet. Der andere hatte sein Haupt auf die Arme gebettet, ein Speichelfaden rann aus dem Mundwinkel. Das Bild war gut ausgewählt. Es machte aggressiv. Die Bildunterschrift lautete: *18500 Euro monatlich im Schlaf verdient*.

»Liebe Kolleginnen und Kollegen von der Presse. Sie fragen sich sicherlich, was mein Vortrag bezwecken soll. Schließlich bin ich als PR-Manager bei der EU angestellt. Ich sollte an dieser Stelle eigentlich verlogene Parolen von mir geben. Aber ich weigere mich. Und selbst wenn ich wollte, ich könnte nicht. Denn durch die Lüftungsschlitze dringt eine Substanz in die Atemluft, die uns zwingt, die Wahrheit zu sagen. Keine Sorge, sie ist ungefährlich. Die chemische Zusammensetzung finden

Sie in Ihren Pressemappen, die wir Ihnen am Eingang ausgehändigt haben. Sie können jederzeit die Formel bei einem Chemiker verifizieren lassen. Sollten Sie Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Worte haben, so dürfen Sie selbstverständlich jederzeit den Raum verlassen. An einigen der Abgeordneten haben wir das Mittel schon vorab getestet. Die Tests sind zu 100 Prozent erfolgreich verlaufen. Aber genug geredet, denn Sie sind die Hauptpersonen dieser Sitzung. Ich bitte Sie nun, Fragen zu stellen, die Ihnen auf der Seele brennen. Fragen, die Ihnen der Abgeordnete Ihrer Wahl beantworten wird. Ach noch eines. Sie dürfen filmen, live übertragen, Podcasts erstellen, wie es Ihnen beliebt. Die Zeiten der Zensur sind vorbei. Veritas dankt Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen.« Sie verneigte sich und nahm den tosenden Applaus aus den Presselogen entgegen. Peers Blicke flogen zu den Türen. Keine Chance. Es waren zu viele Bewaffnete.

Die erste Frage ging an den Präsidenten, dessen Stirn glänzte, als habe man sie in Öl getaucht. »Wie verantworten Sie, dass Sie für 365 Tage pro Jahr Tagesgeld kassieren, obwohl Sie beileibe nicht jeden Tag einer Sitzung beiwohnen? Ihre Kollegen erhalten die 304 Euro nur, wenn sie auch physisch da sind.« Die Reporterin deutete bei dem Wort »physisch« auf das Bild der schlafenden Abgeordneten. Gelächter erscholl. Der Italiener hustete, wurde von Parine in die Seite gestoßen. Er wankte auf das Mikrofon zu. »Das ist meinem Sonderstatus zu verdanken. Und was heißt verantworten? Würden Sie das Geld nicht einstreichen, hä?«

Gar nicht gut, dachte Peer. Er lässt sich provozieren.

»Stimmt es, dass Sie im Vergleich zu den Bürgern der EU-Länder, Ihr Gehalt nur zum Bruchteil versteuern müssen?«

Als der Präsident verstockt schwieg, machte Parine eine auffordernde Geste mit ihrer Pistole. »Ja.« Er lief knallrot an und ballte die Fäuste. »Was soll das Affentheater? Wenn die Polizei das Parlament stürmt, wird sie euch abknallen. Noch können wir das vielleicht einigermaßen friedlich lösen.«

Parine griff nach dem Mikrofon. Sie lächelte eiskalt. »Lenken Sie nicht ab. Konzentrieren Sie sich nur auf die Fragen. Alles andere machen wir.«

»Eine Frage an Peer Nijhusen«, meldete sich eine ältere Frau mit einem Block in der Hand zu Wort. Ihr Akzent klang niederländisch. Peer ahnte nichts Gutes. »Warum sind Sie EU-Abgeordneter geworden?«

Peer blickte zur nächstgelegenen Tür. Der Sicherheitsmann davor schloss seine Hand fester um den Griff seiner Waffe. »Reden Sie schon«, sagte Parine.

»Ich bin nach Straßburg gekommen, weil ich hier mehr verdiene, weil ich meiner Frau, die mich für einen Schlappschwanz hält, beweisen will, dass ich es drauf habe.«

»Apropos Schlappschwanz«, hakte die Reporterin nach. »Es gibt da diverse Gerüchte. Betrügen Sie Ihre Frau?«

»Wo ich nur kann«, gab Peer wie aus der Pistole geschossen zurück. Trotzdem er glühende Hitze in Wangen und Ohren fühlte, so war es doch irgendwie befreiend, die Wahrheit zu sagen. Buhrufe und wütendes Gemurmel drangen aus den Presselogen.

Der nächste Abgeordnete wurde aufgerufen. Er hatte Gelder unterschlagen, wie sich aus dem perfiden Frage-Antwort-Spielchen erschloss. So ging das weiter und weiter und weiter. Peer wurde nichts mehr gefragt. Es gab ja noch über 700 andere Kollegen. Allmählich wurde die Luft schlecht. Es war stickig und Peer hatte unglaublichen Durst. So ging es wohl den Meisten. Ein Blick auf seine Rolex zeigte, dass sie fast schon vier Stunden eingesperrt waren. Der Präsident saß kreideweiß auf seinem Stuhl, die Hand auf sein Herz gepresst. Er atmete stoßweise. Dann kipp-

te er zur Seite. Blitzlichtgewitter flammte auf. Parine sah mit ausdruckslosem Gesicht zu, wie der Präsident nach Luft schnappte.

»So holt doch einen Arzt«, brüllte Peer. »Das kann ja wohl nicht in eurem Interesse sein, einem Mann live beim Leiden zuzusehen.«

Einige Abgeordnete am Rand ließen sich durch die Drohgebärden der maschinenpistolenbewehrten Soldaten einschüchtern, als sie zur Tür stürmten. Peer indes sprang auf und lief nach vorne. Er zog den Präsidenten von den Stühlen weg, lagerte ihn flach auf dem Boden und öffnete dessen Krawatte. Dann zog er sich selbst sein Jackett aus, rollte es und bettete den verschwitzten Kopf des Präsidenten darauf. Zum Glück glotzten alle nur, niemand hielt ihn auf. Die Lippen des Präsidenten liefen blau an. Er verlor das Bewusstsein. Der Herzschlag war unregelmäßig und setzte dann aus. Peer begann mit der Herzmassage. Er dachte nicht nach, sondern vertiefte sich in die Routine der Erste-Hilfe-Maßnahmen. Irgendwann wurde er weggezogen. Sanitäter übernahmen, einer der beiden Männer blickte Peer an. »Ich habe im Fernsehen gesehen, was Sie gemacht haben. Respekt. Sie haben Ihrem Boss vermutlich das Leben gerettet.«

Peer nickte dem Mann erschöpft zu. Dann setzte er sich mit leerem Blick wieder auf seinen Platz. Seine Aktion hatte das Konzept der Sekte wohl durcheinandergebracht. Es kamen noch einige halbherzig geäußerte Unterstellungen vonseiten der Reporter, die entweder verneint oder bejaht wurden. Dann meldete sich keiner der Pressevertreter mehr zu Wort. Parine verkündete gerade das Ende der Sitzung, als plötzlich gleichzeitig alle Türen mit einem ohrenbetäubenden Knall barsten. Rauch drang ins Innere des Saals. Schwarz gerüstete Einsatzkräfte mit Gesichtsmasken drangen ein. Es kam zu Schießereien. Peer warf sich hinter seinen Tisch und verharrte dort, bis die Schüsse verklungen waren.

Zwei Polizisten von Europol holten ihn aus dem Plenarsaal. Sie hatten sich in einer Ecke des Foyers einen provisorischen Verhörraum errichtet. Mit Trennwänden, die zwar nicht schallgeschützt waren, jedoch vor neugierigen Blicken schützten. Einer der beiden Polizisten drückte ihm eine Tasse Kaffee in die Hand. Peer nickte ihm dankbar zu. »Haben Sie Ihren Ausweis dabei?« Peer reichte dem Mann seinen Personalausweis. »Den meine ich nicht. Sondern den für das Parlament.«

»Sonst wäre ich ja wohl nicht rein gekommen«, bemerkte Peer und reichte dem Polizisten die Magnetkarte.

Der Polizist blieb freundlich. »Stimmt auch wieder.« Der andere brachte Wasser und ein Sandwich. Peer aß und trank, derweil sich die beiden Beamten leise unterhielten.

»Was wissen Sie von dieser Sekte?« Peer berichtete alles, was ihm im Zusammenhang mit *Veritas* einfiel. Von den Briefen – dabei musste er gestehen, dass er sie alle vernichtet hatte, und dass er sich nicht an den namentlichen Absender erinnern konnte. Nur, dass es ein Männername gewesen war. Von dem Wahrheitspuder, von seinem Gespräch mit dem Präsidenten, ja, sogar von seinem Ehestreit erzählte er. Peer erfuhr, dass Sara Parine bei dem Feuergefecht schwer verletzt worden war. Es würde wohl einige Tage dauern, wenn nicht gar Wochen, bis sie vernehmungsfähig sein würde. Peer blickte auf sein Handy. Madsen hatte versucht, ihn zu erreichen. Na, das war jetzt auch egal. Peer gähnte herzhaft. Einer der Polizisten sagte: »Wir bringen Sie jetzt nach Hause. Alle Abgeordneten sind für die Dauer der Ermittlungen freigestellt. Sobald es Resultate gibt, werden wir Sie in Kenntnis setzen.«

Als Peer die Haustür aufschloss, fiel ihm die Ordnung auf. Nichts lag auf der Treppe, die Garderobe war beinahe leer. Er ging in die Küche und betätigte den Knopf der

Kaffeemaschine. Während die Maschine aufheizte, ging Peer ins obere Stockwerk und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Mariel stand vor dem Schrank und hielt einen Stapel T-Shirts in der Hand. Neben ihr stand ein Mann, den Peer nicht kannte. Sein Blick wirkte intelligent. Er besaß ein schmales Gesicht, seine Haare waren dunkel und leicht gewellt. Er trug keinen Bart, dafür längere Koteletten. Jeans und Leinenhemd. Er wirkte wie ein Langstreckenläufer, schmal und seh-nig. Die beiden lachten. Mariel wirkte so glücklich, wie seit Langem nicht mehr.

»Ah, gut, dass du da bist«, sagte sie. »Ich ziehe vorerst mit den Kindern zu meiner Mutter.«

»Aber ...«

Mariel unterbrach ihn harsch: »Wage es bloß nicht, um die Kinder zu kämpfen. Das Recht ist auf meiner Seite. Schließlich hast du vor Millionen von Fernsehzuschauern eingestanden, ein verantwortungsloser Ehebrecher zu sein.«

Peer schnappte nach Luft. »Und wer sind Sie überhaupt?«, wandte er sich an den Mann.

Der sah Peer ruhig an. »Paul ist mein Name.«

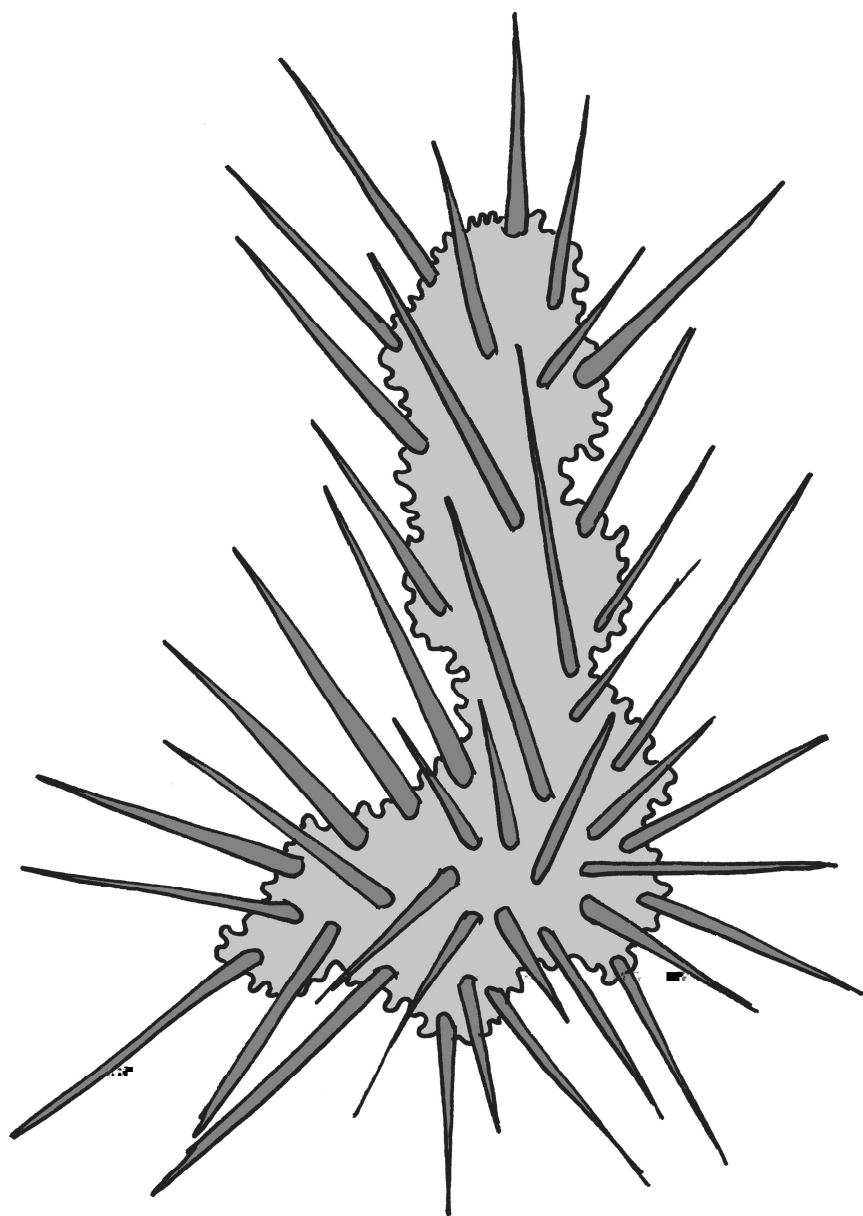
In einer hilflosen Geste warf Peer die Arme nach oben. »Was heißt vorerst, Mariel? Wann kommt ihr zurück?«

»Das weiß ich nicht.« Mit einem Klicken schloss sich der Koffer. Dieser Paul nahm ihn Mariel ritterlich ab. Die beiden gingen grußlos an Peer vorbei und verließen das Haus. Peer stand am Küchenfenster und sah Paul zu, wie er Mariels Koffer in einem roten Passat verstaute und dann auf der Fahrerseite einstieg.

Die Stimme des Mannes war ihm bekannt vorgekommen. »Nein«, flüsterte er tonlos. Dann rannte er aus dem Haus, dem Auto hinterher, das auf dem Kiesbelag nicht schnell fahren konnte. »Hey, bleibt stehen.« Paul blieb nicht stehen, wurde aber wenigstens langsamer und kurbelte die Scheibe herunter. Sie befanden sich schon fast am Tor. Peer keuchte vor Anstrengung. »Wie heißt du mit ganzem Namen?«

»Paul Levalle.« Die Scheibe wurde hochgekurbelt. Das Auto erreichte die Straße, beschleunigte und verschwand.

Tranz Ähropa Espresso



Uwe Post

Als Zug 1 der TÄE-Gesellschaft an Gleis 3 in die alte Kölner Bahnhofshalle rollt, sehen sich sogar einige der Tauben nach ihm um. Einer wird das zum Verhängnis, weil sich ein mit Tarnfarben bemalter Junge aus dem toten Winkel anschleicht und ihr blitzschnell den Hals umdreht – Mittagessen.

Der Schaffner springt aus der letzten Tür, schaut sich ergriffen um und ruft aus vollem Hals: »Köln Hauptbahnhof! 4711! Bis auf Weiteres Aufenthalt!«

Stinkend verstummt die Zuglok, ein ehemals blaugraues Ungetüm aus tschechischer Fertigung. An ihr hängen in dieser Reihenfolge ein braun verkrusteter Kesselwagen mit Aufschrift BIOGAS sowie ein im Jahr 2016 ausrangierter Schlafwagen, frisch rot und beige lackiert unter der seit Paris gesammelten Staubschicht; seitlich hat man in Holzlettern den Schriftzug TRANZ ÄHROPA ESPRESSO drangeschraubt.

Der Bahnhofsvorsteher, gekleidet in eine rot-weiße Uniform, den Zeremoniensäbel gezückt, schnauft heran.

»Wat wollt ihr denn hier?«, rasselt er.

»Alaaf«, grüßt der Schaffner korrekt und wirft sich in die Brust. Glatzköpfig, die Uniform perfekt; Fahrgäste und Bahngesellschaft nennen ihn respektvoll General. Nur der schwere Rucksack stört das Bild vom klassischen Eisenbahner. »Heißen Sie willkommen den ersten Tranz Ähropa Espresso seit dem Reboot, den Luxuszug, der die Menschen in Ähropa wieder näher zusammenführt. Wir bauen Brücken!«

Zuerst gafft der Bahnhofsvorsteher den Schaffner an, dann den Zug.

Der Lok entfährt ein letzter Seufzer, Metall knackt, Rost rieselt. Dunkle Scheiben verwehren den Blick ins Innere. Aus dem Fenster der Lok winkt schüchtern Triebfahrzeugführer Shoulders.

»Also bleibt ihr nicht für länger?«, brummt der Vorsteher.

»Die Fahrgäste stärken sich ein wenig in der Gaststätte eures pittoresken Bahnhofs«, sagt der General, »dann geht es weiter.«

»Von wo nach wo fahrt ihr Witzfiguren denn?«

»Wir haben ein Zuglaufschild«, sagt der General geduldig und deutet darauf:

Paris – Brüssel – Aachen – Köln –

Hannover – Berlin – Dresden – Prag

Der Bahnhofsvorsteher schiebt seine Mütze in den Nacken und kratzt sich am Kopf. »Und ihr habt echte Fahrgäste dabei? Die müssen ja total bescheuert sein.«

Dem Wagen entsteigt in diesem Moment eine komplett in schwarz gekleidete, schlanke Dame mit Hut. Ihr Auftreten erinnert an das einer Diva, die keinesfalls für ein billiges Flittchen gehalten werden möchte. »Zahlungskräftig sind sie jedenfalls«, sagt sie mit französischem Akzent. »Ich bin die Reiseleiterin.«

»Mme Carefree«, stellt der General vor.

»Nun gut«, brummt der Bahnhofsvorsteher. »Dann bestellt von mir aus ein paar Knackwürste mit Brötchen. Aber ihr bleibt nicht länger als nötig und benehmt euch, sonst hängt ihr zügig oben am Dom.«

»Ihr hängt Leute, die ihr nicht mögt, an den Dom?«, entfährt es Mme Carefree.

»Nur Ausländer«, schränkt der Bahnhofsvorsteher ein. »Nistmaterial für unsere mutierten Kampfwespen.«

»*Mon dieu*«, haucht Mme Carefree. »Biowaffen!«

»Müssen bereit sein für den nächsten Krieg.«

»Noch ein Krieg?«

Der Bahnhofsvorsteher nickt ernst. »Die dauernden Provokationen aus Düsseldorf lassen uns keine andere Wahl.«

Nach und nach treten die Fahrgäste auf den Bahnsteig und machen sich unter Führung des Generals auf den Weg zur Verköstigung.

In der Bahnhofsgaststätte warten Pendler auf die nächste S-Bahn, die laut Kreidenotiz auf einer Tafel am Eingang heute gegen 16:05 Uhr Richtung Chorweiler abfährt. Billiges Kölsch für anderthalb K-Mark sorgt für gute Laune, der eingestellte Radiosender vertreibt sie wieder.

»Bluten meine Ohren schon?«, fragt Beimann Head. Sein Bruder und Lokführer, Shoulders, bewacht lieber die Maschine.

»Andere Länder, andere Musik«, brummt General Schaffner. »Die Kultur Ähropas ist vielfältig.«

»Kein Wunder, dass alles in Kleinstaaten zerfallen ist«, versetzt Head und beißt in seine Knackwurst. Fett spritzt, Senf tropft, im Radio eine Durchsage: »Achtung, Achtung, ein Hinweis der Polizei. Am Appellhofplatz drängt gerade ein Schwarm Ratten aus dem ehemaligen U-Bahn-Tunnel an die Oberfläche.«

»Das ist ja furchtbar«, entfährt es Mme Carefree.

»Jede Familie nur eine Ratte, wir wünschen guten Appetit«, ergänzt das Radio, dann dudelt es ohne zu zögern ein neues Trinklied.

Head starrt sein Würstchen an. »Ich glaube, ich werde Vegetarier.«

»Gehen wir an die Luft«, schlägt der Schaffner vor. Die Luft in der Gaststätte dick vor Rauch; Zigarren, Gras, Overstolz.

Vor dem Bahnhof gibt es einen großzügigen Platz, Tauben picken gurrend an einem Pferdekadaver; zwei Droschken und drei Rikschas warten auf Kundschaft. Der Geruch von Fleisch, Dreck und Bier. Ein Geek schlurft vorbei, eine überfüllte Stofftasche über der Schulter, zehn kaputte Handys an einer Halskette, die Zottelmähne ungezähmt, braunes Shirt und Hosen, barfuß. Aus tief in ihren Höhlen liegenden Augen starrt der Mann die Besatzung des TÄE an, murmelt »Adava Kedavra« und wankt weiter.

Der General, Mme Carefree und Head beaufsichtigen die Fahrgäste ihres TÄE aus sicherer Entfernung. Die Männer und Frauen – Politiker, Journalisten, Abenteurer – bestaunen die lokale Folklore und fotografieren sich gegenseitig vor der beeindruckenden Kulisse des Doms. An dessen Fassade baumeln tatsächlich Leichen zwischen den Ornamenten; in schwindelnder Höhe, mit bester Aussicht, nur ohne Augen.

»Chef«, sagt Head, »wir können auch jederzeit weiter.«

Der General nimmt die Mütze ab und wischt sich über die Glatze. Ihm obliegt die Verantwortung für den Zug und die Reisenden, allerdings nur, solange sich letztere in ersterem befinden. Verstößt jemand gegen lokale Gesetze – die niemand bis ins Detail kennt – so ist er des Teufels. Bislang gibt es keine Toten zu beklagen, allerdings fehlt seit dem Aufenthalt in Liège ein Pfarrer, dessen Fahrkarte eigentlich bis Hannover galt. Was auch immer mit dem Mann geschehen ist – der Schaffner hat sich nichts zuschulden kommen lassen.

Die Bahngesellschaft hätte keinen Besseren auswählen können. Der General hat in drei Kriegen in Nordfrankreich, Casablanca und Ceuta gekämpft, und abgesehen vom linken kleinen Zeh ist er intakt geblieben. Die Wirren des neu-feudalen Ähropa können ihn nicht schrecken.

Er strafft sich und seine Uniform, nickt knapp und bläst in seine Trillerpfeife. Die Fahrgäste wissen, was gut für sie ist, und folgen dem Schaffner und seinen Kollegen zurück zum Bahnsteig.

»An Gleis 3 bitte einsteigen«, dröhnt der General. Er sieht den Bahnhofsvorsteher an Gleis 1 stehen und nickt ihm kaum merklich zu. Dann hebt er die Kelle, ruft »Türen schließen, Vorsicht bei der Abfahrt!« und stellt sich auf die Treppe des Personenwagens. Shoulders winkt aus dem Seitenfenster der Lok, die einen scharfen Pfiff ausstößt und dröhnend und stinkend Fahrt aufnimmt.

Der Schaffner knallt die Tür zu, der TÄE rollt aus der Bahnhofshalle, quietscht durch die enge Kurve, direkt auf den Rhein zu, schleicht schon auf die Hohenzollernbrücke.

Der Zug bremst scharf ab, weil mitten auf der Brücke eine Barrikade die Strecke blockiert.

Der General streckt den Kopf aus dem Türfenster.

Sandsäcke, ein MG-Nest, bestahlhelmete Truppen.

Ein Kindersoldat mit rot-weißer Standarte nähert sich der haltenden Lok, neben ihm zwei Infanteristen mit Maschinenpistolen.

»Hier ist doch gar keine Grenze«, sagt Mme Carefree, deren Kopf aus dem Nachbarfenster schaut.

»Wer weiß«, sagt der General. »Bitte beruhigen Sie die Reisenden, während ich mich um die Angelegenheit kümmere.«

»Gut, dass Sie Ihren Rucksack haben«, sagt Mme Carefree.

Der General tastet nach dem Gepäckstück auf seinem Rücken. Er nickt grimmig, dann drückt er die Türklinke runter und klettert aus dem Zug.

»Alaaf«, grüßt der Standartenträger zackig. »Halt, im Namen des Fortschritts.« Es klingt nach einer Mischung aus Stimmbruch und zu viel Kölsch. An der zu großen Uniform prangt ein Namensschild, das den Jungen als einen Fähnrich Ulrich identifiziert.

Der General legt betont lässig zwei Finger an die Schirmmütze. »Warum ist die Brücke gesperrt?«

»Masern«, sagt der Kindersoldat einsilbig.

»Eine Epidemie? Das ist ja furchtbar.«

»Kann sein«, sagt Fähnrich Ulrich. »Der Chefarzt vom Deutzer Brückenkopf lässt nur Nahverkehrszüge bis Bayerkussen durch.«

»Wir wollen Richtung Wuppertal«, erklärt der General. »Ohne Halt bis Solingen. Die Masern können uns nichts anhaben.«

»Dachte ich auch«, sagt der Fähnrich mit kippender Stimme und entblößt blutende Zähne. »Dann dürft ihr durch. Zahlt einfach die Sicherheitsgebühr.«

Der General atmet tief durch. »Wie viel?«

»999 Kölschmark. Pro Person.«

Nach einer kurzen Überschlagsrechnung schüttelt der General den Kopf. »Jetzt hört mal gut zu, Jungs. Unser Zug baut Brücken durch Ähropa, und ihr seid noch zu unbewaldet am Pipimann, um das zu kapieren, also geht ne Runde schwimmen, oder ich zünde die Wasserstoffbombe in meinem Rucksack.«

Die Infanteristen laden und entschleunigen ihre Kanonen.

Fähnrich Ulrich grinst und deutet mit dem Daumen über die Schulter Richtung Deutz. »Wir haben auch eine Atombombe. 1:1 unentschieden, würde ich sagen.«

»Herr Schaffner!«, ruft in diesem Moment Lokführer Shoulders von seinem Arbeitsplatz aus. »Wir könnten die Lok umspannen und eine andere Strecke fahren.«

»Das wäre ein Umweg«, brummt der General.

»Unter den gegebenen Umständen ...«, sagt Shoulders und deutet vorsichtig auf die Soldaten. Der eine der beiden Infanteristen zieht eine Flasche Kölsch aus einer Uniformtasche und nimmt einen tiefen Schluck.

Der General wischt sich mit einem karierten Taschentuch über die Stirn. »Welcher Weg wäre das dann?«

»Über Chorweiler, Dormagen, Neuss und Düsseldorf«, sagt der Lokführer. »Früher sind da auch schon mal internationale Schnellzüge gefahren.«

»Also gut«, meint der General und zuckt die Schultern. »Lassen wir die Halbstarcken hier weiter Krieg spielen. Alleine.« Ohne noch ein Wort zu verschwenden, klettert er zurück in den Wagen.

Als Head und Shoulders den Zug langsam zurück in den Bahnhof drücken, bleiben die Kindersoldaten kichernd auf der Brücke zurück und prostern sich zu.

Unzufrieden verfolgt der General an der Tür, wie der Zug wieder in die Bahnsteighalle rollt. Während sich Head an der Kupplung zu schaffen macht, stellt ihn ein korpulenter Fahrgast zur Rede. Der Mann trägt einen Hercule-Poirot-Gedächtnisschnauzer und eine bordeauxrote Schiebermütze. »Monsieur«, nimmt er seine sirenenhafte Stimme in Betrieb, »ohne Zweifel bedeuten die umfangreichen Rangiermanöver eine erhebliche Verspätung!«

Der General deutet auf seinen Rucksack. »Sie meinen, ich hätte die Bombe zünden sollen?«

»Keineswegs«, meint der Fahrgast. »Zumal Ihr Rucksack gar keine Bombe enthält, sondern nur alte Kursbücher und zwei Flaschen Cognac.«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen«, versetzt der General mit ernster Miene. »Sie haben eine Fahrkarte bis Wuppertal«, erinnert er sich. »Sicher ist es ärgerlich, so kurz vor dem Ziel ...«

»Ich habe einen wichtigen Termin, und wer weiß, was uns ... aha, womöglich ...« Monsieur Schiebermütze winkt mit seinen auffallend kurzen Ärmchen. »... müssen wir durch die *Metropole Ruhr* fahren!«

»Das ist völlig unmöglich«, sagt der General. »Bekanntlich hat die Islamische Republik Duisburg eine Mauer gebaut, die nur von den Gesängen der Muezzin überwunden wird, und das Bistum Essen unter Herzog Martin dem Frommen hat alle Schienen als modernes Teufelszeug abgebaut und an rumänische Schrotthändler vertickt, um vom Erlös eine Kathedrale zu bauen, mit einem Turm, der hoch genug ist, damit die Duisburger die Glocken auch wirklich hören können.«

»Das mag ja alles sein«, heult der Fahrgast, »aber wenn ...«

Ein Ruck geht durch den Zug, weil die Lok sich samt Tankwagen ans andere Ende gesetzt hat. Um ein Haar fällt der dicke Passagier dem General in die Arme.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagt der General. »Sie werden sehen, wir sind im Handumdrehen in Düsseldorf, und im Nu auch in Wuppertal.«

Er lässt den weiter lamentierenden Fahrgast stehen und geht den Gang entlang zum anderen Ende des Wagens. Es kostet ihn etwas Geschick, die klemmende Tür zu öffnen, dann nickt er Head zu, der gerade damit fertig ist, den BIOGAS-Wagen anzukuppeln. Die blaue Lok stößt stinkende Wolken aus, die sich in der prahlerischen Halle ausbreiten.

Haben die Kölner nicht besser verdient, denkt sich der General. Er gibt schweigend das Abfahrtszeichen, ohne noch einmal den Kölner Bahnsteig zu betreten.

Unangefochten passiert der Zug die Haltestelle Hansaring, den Abstellbahnhof mit seinen verrotteten Elektrozüge, biegt Richtung Norden ab und durchfährt Hochhaussiedlungen, fast ohne beschossen zu werden. Dormagen wird passiert, kurz vor Neuss erst muss der Zug vor einem Signal stoppen. Der General verfolgt vom Fenster aus, wie Shoulders (oder ist es Head? Er weiß es nicht genau) aus der Lok klettert, den weißen Kasten mit dem schwarzen F öffnet und mit dem Stellwerk telefoniert. Es dauert eine ganze Weile, bis die Weichen Richtung Düsseldorf gestellt sind und der TÄE im Schrittempo durch den verlassenenen, zugewachsenen Bahnhof von Neuss rollt, um sich dann in mehreren Kurven erneut dem Rhein zu nähern.

Am Haltepunkt Düsseldorf-Hamm stoppen besoffene Grenzer den Zug.

»Heidewitzka«, donnert ein drahtiger Kerl in Anzug und Krawatte, »was ein selbener Besuch – ein *Zug!* Sonst kommen hier nur Kölner Kinder über die Brücke, um heimlich vernünftiges Bier zu trinken.«

Die Kolleginnen und Kollegen des Grenzers brechen in lautes Gelächter aus.

»Wir sind in friedlicher Mission unterwegs«, erklärt der General. Er stellt Mme Carefree vor, die nach ihm ausgestiegen ist. Auch einige weitere Fahrgäste nutzen die Gelegenheit, sich auf dem Bahnsteig die Füße zu vertreten. Vom Rhein her weht ein gar ekelhaftes Lüftchen; auf einer alten Bank auf dem Bahnsteig stapeln sich leere und volle Bierkästen, einige mit deutlich erkennbaren Einschusslöchern.

»Ey Kölner ey!«, grölt der Grenzer, will Mme Carefree umarmen, aber die nimmt Reißaus und versteckt sich hinter dem dicken Mann mit der Schiebermütze.

Eine Assistentin des Chefgrenzers schiebt sich nach vorn und ihre schmale Brille zurecht. »Entschuldigen Sie«, kommt es genuschelt, »mein Kollege hat schon ein paar Gläser geleert. Der Dienst hier ist etwas langweilig, ab und zu kleinere Bier- und Schusswechsel mit verirrtten Kölnern, zwischendurch kontrollieren wir die gepanzerten Güterzüge aus Holland Richtung Schweiz. Alt und Kölsch ist eben wie Jahwe und Allah.«

»Wir sind der erste Tranz Ähropa Espresso, der nach Jahrzehnten der Kleinstaaterei wieder Brücken durch Europa baut«, erklärt Mme Carefree nachdrücklich. »Unser nächster planmäßiger Halt ist Wuppertal.«

»Mein Kollege und ich begleiten Sie gerne als lebende Transitvisa«, sagt die Assistentin. »Legen Sie am Hauptbahnhof eine Pause ein und besuchen Sie unsere Prachtstraßen für einen unbeschwerten Bummel. Der Mindesteinkauf beträgt pro Person nur 50 Düsselthaler.«

Der Grenzer streckt die Hand aus, wirkt plötzlich wieder einigermaßen nüchtern. »Ich bin Herr Tagesthemen, und das hier ist Frau Echter-Pelz. Willkommen in der Grafschaft Düsseldorf!«

»Merci«, sagt der General. »Ich bin der Zugchef. Bitte steigen Sie ein.«

»Mit Vergnügen«, sagt Frau Echter-Pelz und klettert durch die Tür in den Wagen.

»Alles einsteigen!«, ruft der Schaffner über den Bahnsteig.

»Und Pässe bereithalten!«, ergänzt Herr Tagesthemen und wischt sich mit seiner Krawatte über die Lippen. »Wir kontrollieren wirklich, wir tun nicht nur so!«

Als der Zug sich in Bewegung setzt, um in den folgenden Häuserschluchten mit Fäkalien und Altgläsern beworfen zu werden, putzt Frau Echter-Pelz in aller Ruhe ihre Brille. »Wir haben ein paar Problemregionen, aber der Graf kümmert sich rührend auch um die, die nicht das Geld haben, um auf der Kö einzukaufen. Gerade letzte Woche hat er ein nagelneues Reiterstandbild in Oberbilk eingeweiht.«

»Vorbildlich«, murmelt der General, während er beobachtet, wie Herr Tagesthemen nacheinander die Abteile betritt, Pässe kontrolliert und Einkaufsnachweisformulare verteilt.

Im Hauptbahnhof wartet eine bunt bemalte S-Bahn nach Ratingen Ost auf Fahrgäste, als der TÄE an Gleis 6 in die zugige Halle rollt.

Der Grenzer und seine Assistentin führen die Fahrgäste durch den mit Prunkgeschäften vollgebauten Fußgängertunnel und preisen jeden einzelnen Laden in höchsten Tönen. »Unsere motivierten Kundendienstmitarbeiter verbringen 20 Stunden täglich mit Beratungsgesprächen und schlafen 4 Stunden lang, zwei Treppen tiefer, in einer der Unterkünfte im ehemaligen U-Bahnhof.«

Der General betrachtet abwechselnd den Tand und die Designerklamotten in den Auslagen und das Formular in seiner Hand. »Auch das Zugbegleitpersonal unterliegt dem Mindesteinkaufsgesetz«, erklärt Frau Echter-Pelz beinahe mitleidig. »Aber keine Sorge, unser Graf ist ein weiser Mann.«

Der steht gerade höchstpersönlich auf dem Platz vor dem Bahnhof Modell für ein neues Reiterstandbild.

Besser gesagt: Er sitzt, und zwar auf einem braunen Klepper, der unter dem Gewicht beinahe zusammenbricht. Auf einem Steinsockel nebendran sind drei Stein-

metze damit beschäftigt, eine protzige Skulptur zu modellieren. Der Graf ist eine Person, für die Adjektive wie »rund« und »stämmig« erfunden wurden, um nicht »fett« sagen zu müssen und wegen Majestätsbeleidigung und Hochverrat im Kerker zu landen. Der blaue Parademantel wurde vermutlich aus zweien zusammengenäht, und der schwarze Dreispitz mit einer langen Feder lässt sich vermutlich nur mit einem Spachtel wieder von der verklebten Haarpracht lösen. Die Äuglein blitzen schlau und gefährlich hinter der dickrandigen, goldenen Designerbrille.

»Heidewitzka, Hoheit!«, ruft Herr Tagesthemen aus. »Besuch aus Ähropa ist da!«

Der General deutet eine Verbeugung an, und Mme Carefree macht einen Knicks. »Es ist uns eine Ehre, Eure Hoheit kennenzulernen«, sagt der General ausgesucht höflich, »während unser Zug in Eurem Bahnhof hält. Wir sind der erste Tranz Ähropa Espresso seit dem Reboot und unterwegs, um Brücken zu bauen und die Menschen Ähropas wieder zusammenzuführen.«

»Aber nicht die Kölner, hoffe ich«, sagt der Graf mit einer überraschend hohen Stimme und schwenkt den Zeigefinger.

»Alle Menschen in Ähropa wünschen sich Frieden und Freiheit«, sagt der General so allgemein wie vorsichtig.

»Habt ihr eine Diesellok?«, fragt der General. »Unsere S-Bahn fährt noch mit altmodischem Strom, aber wir stehen kurz vor dem wissenschaftlichen Durchbruch, um Freie Energie nutzbar zu machen.«

»Wie überaus erstaunlich«, entfährt es dem General.

Mme Carefree eilt zu einigen Fahrgästen, die gerade von Frau Echter-Pelz animiert werden, an einem Verkaufsstand zweifach polarisiertes homöopathisches Wasser in vergoldeten Phiolen für 39 Düsseldorfaler das Stück zu erstehen.

»Ja«, säuselt der Graf oben auf seinem schnaufenden Pferd, »dann können wir endlich Köln mit Desintegratorstrahlen den Erdboden gleichmachen. Hauptsächlich, aber nicht nur, wegen der wirklich ekelhaften und schlecht polarisierten Abwässer im Rhein. Und diese kulturlosen Barbaren haben kein einziges Reiterstandbild auf ihrem Bahnhofsvorplatz! Man stelle sich das vor!«

Der General lässt seinen Blick schweifen. Auf Anhieb zählt er vier überdimensionale Statuen, die den Graf oder eine ihm vage ähnliche, aber deutlich leichtere Person, in verschiedenen Posen auf edlen Rössern zeigen. Sein Blick bleibt an einer älteren Dame hängen, die gerade ihren Hund an den Marmorsockel eines der Standbilder pinkeln lässt. Etwas stimmt nicht mit dem Tier, aber der General kommt aufgrund der Entfernung nicht gleich drauf.

»Ähropa ist das Opfer der Glühballisierung«, sinniert der Graf und schaut hinauf zu der großen Uhr am Bahnhofsturm, als hätte er einen dringenden Termin, vermutlich Modellsitzen für ein weiteres Standbild im Nachbarstadtteil. Einer der Steinmetze heult auf, sicher hat er sich auf einen Finger gehämmert.

»Dabei wollte niemand etwas mit den ganzen Fremden zu tun haben. Polen, die nachts die Räder vom Auto klauen, und Rumänen, die Komm-puter billig hacken und die Geldomaten gleich mit. Syrer, die stabilere Autobahnbrücken bauen als wir! Ekeleregend!« Der Graf kratzt sich am Hinterkopf.

Abschätzend wägt der General seine nächsten Worte ab. Der Graf gehört in die Gruppe der keineswegs harmlosen Wahnsinnigen, ähnlich wie der Große Karl von Aachen oder der sagenumwobene Kaiser von München – ein Wink, und die Reise endet im giftigen Wasser des Rheins. Wenn man Glück hat. »Die Menschen haben sich entfremdet«, zitiert der General aus der Werbebroschüre des TÄE, »sie kannten anonyme Fremde im Internet besser als ihre Nachbarn, als die Seuchen kamen. Unser Espresso bringt die Menschen wieder näher zusammen, wenn er wöchentlich

zweimal Paris und Prag verbindet, und die zweihundert Länder, Stadtstaaten und Herzogtümer dazwischen.«

»Die Seuchen waren doch Fake News«, macht der Graf und winkt ab. »Verbreitet von den Illuminaten. Sobald wir über unsere Quelle der Freien Energie verfügen, nehmen wir den Flughafen wieder in Betrieb, dann kann man viel schneller als mit dem Zug in jede ferne, herrliche Hauptstadt reisen, ohne die hässlichen Hinterhöfe von Köln oder Frankfurt sehen oder riechen zu müssen.«

Derweil hat sich die ältere Dame mit ihrem Hund genähert, und der General begreift jetzt, was ihm an dem Tier sonderbar vorkam: Es handelt sich um einen verkleideten Menschen. Als das Paar den General passiert, schnüffelt der falsche Hund an seinen Stiefeln, aber glücklicherweise hat es Frauchen eilig und zieht ihr Haustier nach einem knappen Knicks vor dem Graf zu dem Stand mit dem zweifach polarisierten homöopathischen Wasser.

Der Graf hat den ungläubigen Blick des Generals bemerkt. »Ah, süßer Fortschritt! Nicht nur in Parawissenschaften sind wir ganz weit vorn, auch was die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft angeht. Jener pelzige Freund macht gerade sein freiwilliges Jahr als Haustier. Darüber hinaus gibt es ein freiwilliges Bildhauerjahr und ein freiwilliges Kinderbetreuungsjahr. Nur ich – ich muss das hier mein ganzes Leben lang machen.«

»Du meine Güte«, sagt der General. »Dann stören wir besser nicht weiter.« Er dreht sich um und hofft inständig, nicht zurückgepiffen zu werden.

Aber der Graf zieht es glücklicherweise vor, seine Steinmetze zusammenzustauen.

Nachdem der General Mme Carefree und die Fahrgäste eingesammelt hat, macht er sich mit ihnen auf den Weg zum Bahnsteig. Nicht in ein Verkaufsgespräch verwickelt zu werden, erfordert die Zielstrebigkeit einer zehnjährigen Dampflok mit kaputten Bremsen.

»Ich musste eine rote Herrenstrumpfhose kaufen«, echauffiert sich Triebfahrzeugführer Head. »Einfach nur, weil ich mich geweigert habe, freiwillig irgendetwas anderes zu ...«

»Das ist noch gar nichts«, sagt Shoulders und streckt den Kopf aus dem Fenster der Lok. »Ich musste ein historisches *Automagazin* kaufen, dabei kann nun wirklich jeder sehen, dass ...«

»Danke, die Herren«, fährt der General dazwischen. »Ich habe den Graf dieses Stadtstaats persönlich kennengelernt und kann Ihnen versichern: Je schneller wir Schwellen anderer Nationalität unter die Räder kriegen, desto besser für unseren Verstand.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, sagt Mme Carefree und besteigt hinter dem letzten Fahrgast den Wagen. »Der Herr, der nach Wuppertal möchte, hat angefangen, melancholische Lieder zu singen. Über Zombiedrachen, die von minderjährigen Vampirfräuleins verschmäht werden.«

»Wir beeilen uns«, sagt Head und fährt die Maschine hoch.

»Alles einsteigen! Vorsicht bei der Abfahrt!«, ruft der General, dann klettert er in den Wagen und knallt die Tür in dem Moment zu, als der Zug sich in Bewegung setzt.

Zwischen grauen Hinterhoffassaden schnauft der TÄE durch Flingern, vorbei an einer Schrebergartensiedlung, in der gerade die eine oder andere Orgie unter freiem Himmel stattfindet, und über die schwer bewachte Grenze Richtung Erkrath.

Am Fuß der berühmten Steigung nach Hochdahl nehmen Head und Shoulders Anlauf. Der Zug schlingert und kreischt auf den windschiefen Gleisen durchs niederbergische Land, und schafft es immerhin bis zu der Brücke über die ehemalige

Autobahn 3, die ähnlich wie früher praktisch ein sehr langer Parkplatz ist, bloß geht es jetzt überhaupt nicht mehr vorwärts.

Die Bremsen quietschen, der TÄE steht, und das schief.

Der General manövriert sich an dem Sänger mit der Schiebermütze vorbei, klappt die Tür auf und marschiert durch den Schotter des Parallelgleises zur Lok.

»Männer!«, ruft er. »Macht mich nicht schwach!«

Head schaut aus der Lok. »Kein Sand mehr! Und unser Treibstoffwagen ist zu schwer. Wir müssen Gülle ablassen.«

»Die fließt dann bis Düsseldorf«, schreit Shoulders hinter ihm.

»Das würde euch so passen«, sagt der General. »Wir ...« Er stutzt.

Über einen Feldweg nähern sich bärtige, in Felle gekleidete Gestalten mit Ochsenkarren. Zielstrebig, wie bei einer Routineveranstaltung, spannen sie die Tiere ab und führen sie vor die Lok.

»Hilfe ist schon da«, ruft Head. »Was für nette Menschen!«

Der General ist sich da nicht so sicher. Er macht den mutmaßlichen Anführer der Truppe aus und stellt ihn zur Rede.

»Dies ist der erste TÄE seit dem Reboot, unterwegs quer durch Ähropa, um die Menschen wieder zusammenzuführen. Wir freuen uns über unsere Hilfe, hat unser Triebfahrzeug doch einen leichten Schwächeanfall.«

Der Anführer gafft ihn aus schwarzen Knopfaugen an. Seine Stirn ist flach, sein Kiefer breit. »Ihr zahlen für Ochsenkraft!«

»Verstehe«, sagt der General verkniffen. Rufe ertönen, Peitschen knallen. Die Ochsen stemmen sich in ihre Geschirre, Head und Shoulders geben gleichzeitig Vollgas. Die Räder der Lok drehen durch und sprühen Funken. Aber der Zug bewegt sich.

Der General stellt sich auf die unterste Stufe der Einstiegsleiter. »Nennt mir euren Preis«, sagt er zu dem Wilden, der gemütlich neben dem Zug hergeht.

»Zwei Weiber«, sagt er. »Oder 50 Düsselthaler.«

»Mme Carefree!«, ruft der General in den Zug. »Haben Sie heute noch einen Termin?«

»Was meinen Sie damit?«, fragt die Dame, die froh ist, einen Grund zu haben, den dicken Sänger sich selbst überlassen zu können.

»Wir haben drei Möglichkeiten«, raunt der General ihr zu. »Entweder, wir zahlen diesen freundlichen Herren 50 Düsselthaler. Oder wir überlassen ihnen zwei weibliche Fahrgäste.«

»Sie sprachen von *drei* Möglichkeiten«, sagt Mme Carefree sofort.

»Möglichkeit Nummer drei ist in meinem Rucksack«, sagt der General.

Mme Carefree seufzt. »Ich hole das Geld.«

Der General nimmt den enttäuschten Gesichtsausdruck des Neoneandertalers zur Kenntnis.

Als die Steigung bezwungen ist, rollt der Zug wieder aus eigener Kraft gen Wuppertal. Die Hochhausruinen von Millrath huschen vorbei, einen Moment lang bietet sich ein Fernblick bis hinunter zu den rauchenden Resten Bayerkusens. Köln müsste dahinter zu sehen sein, ist aber nicht mehr als die Ahnung eines Schemens.

An der grünen Grenze zu Wuppertal, kurz vor Vohwinkel, bremst der Zug.

»Was ist nun schon wieder los?«, stöhnt der General, als er den Kopf aus dem nächsten Fenster steckt.

Head steht neben seiner Lok und zeigt zu der Landstraße, die hier parallel zur Bahnstrecke verläuft. »An jeder Laterne hängt eine verwesene Leiche«, sagt der Triebfahrzeugführer. »Es reicht. Ich fahre nicht weiter.«

»Das Tal war lange Zeit fest in muslimischer Hand«, sagt der General. »Bis die Künstlerszene zu den Waffen griff.«

»Und die haben die Leichen nicht abgenommen?«

Der General zuckt mit den Schultern. »Sie haben sie dort aufgehängt. Für uns besteht keine Gefahr, solange wir nicht auf die Knie fallen und gen Mekka beten.«

»Eine radikalere Künstlerszene hat es nie gegeben«, erklärt Mme Carefree, die hinter dem General aufgetaucht ist. »Einige der Leichen sind bunt bemalt«, stellt sie fest.

»Das soll wohl fröhlich aussehen«, sagt der General. »Fahren wir weiter, Head. Umso schneller kommen wir in angenehmere Gegenden.«

»Es gibt hier irgendwo angenehme Gegenden? Sagen Sie mir bitte Bescheid, damit ich sie nicht übersehe.« Kopfschüttelnd besteigt der Lokführer wieder seine Maschine.

Als der TÄE in Elberfeld einrollt, steht auf dem Nachbargleis gerade ein anderer Personenzug. Stählerne Wagen, silbern geriffeltes Blech, vergitterte Fenster, Blut-spritzer, Kratzer, Dellen, Einschusslöcher, alle Türen fest geschlossen. Auf dem letzten Wagen thront ein MG-Nest und hindert die örtliche Künstlerszene daran, den Zug mit mehrdeutigem Graffiti zu verzieren. Die Passanten beschränken sich notgedrungen auf Sprechchöre und Mittelfingerzeigen.

»Der Orient-Espresso«, haucht der General.

Der berühmte Zug verkehrt auf Schleichwegen von den muslimischen Hochburgen durchs Bergische zur nächsten türkischen Großstadt, Wien. Damit hat er beinahe einen längeren Laufweg als der TÄE, aber ganz sicher nicht dieselbe optimistische Mission.

Begrüßt von jazzigen Gesängen der Bahnhofsmusiker betreten die Fahrgäste des TÄE im Schlepptau ihres Schaffners das Empfangsgebäude. In dem hohen Saal werden die aktuellen Veranstaltungen auf einen ausgestopften Elefanten projiziert:

13:30 Vernissage mit Armin McDonalds Fastfood-Gemälden,

14:00 Bemalen eines Schwebebahnwagens für Kinder,

15:00 Kundgebung der SF-Autoren unter dem Motto »Wir haben's euch ja gesagt« auf dem Iwoleit-Platz.

Der korpulente Fahrgast mit der Schiebermütze wischt sich fahrig eine Träne fort. »Endlich zu Hause«, schluchzt er.

Der General sieht ihm nach, als er die Unterführung betritt, hört die Jazzband übergangslos zu Irish Folk wechseln und verfolgt, wie ein nackter Passant Mme Carefree zum Tanz auffordert. Ihm selbst bietet jemand eine Tüte exorbitanter Größe an.

Der General prüft noch, ob sein Rucksack sicher verschlossen ist, dann greift er zu und genießt den Aufenthalt.

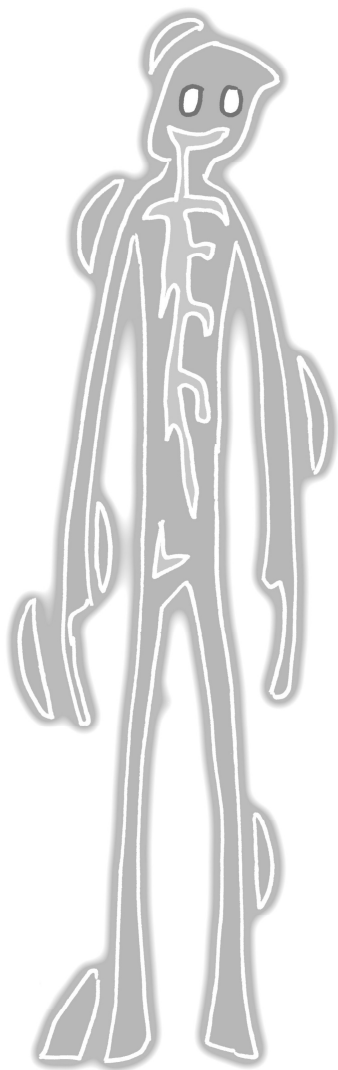
Erst tief in der Nacht torkeln Besatzung und Passagiere des Tranz Ähropa Espresso nach und nach in den Schlafwagen.

Der General steht am Zugschluss und zündet die Kerzen in den roten Laternen an.

Während eine Gruppe Maler die an den Bahnsteiglaternen hängenden Leichen mit frischer Farbe versehen, klettert der General in den Zug und gibt das Abfahrtsignal. »Alles einsteigen! Vorsicht bei der Abfahrt des Tranz Ähropa Espresso nach Prag!«

Dann pustet er besonders kräftig in seine Pfeife, und der Zug setzt seinen Weg fort, vorwärts, immer weiter, hinein in die kühle, erfrischende Nacht Ähropas.

**Picken und mit den Flügeln
schlagen, bis der Himmel
Maschinen zeitigt**



Carlos Suchowolski

Braulifemo?

Ich habe ihn am Tag meiner Havarie kennengelernt. Die Maschine steckte zur Hälfte im Felsen, wie es jenem »Zeitreisenden« ergangen sein mag, der auch nicht zurückkehrte, gerade wie ich ...¹

Zum Glück war die eine Hälfte der Maschine außerhalb des Felsens geblieben, sodass ich den Schlag öffnen und aussteigen konnte. Glück? Manchmal denke ich – wenn ich überhaupt denke –, es wäre besser gewesen, am Ende der Reise gar nicht erst wieder zu mir zu kommen. Die Situation war hoffnungslos, wenn ich mir auch anfangs nicht vorzustellen vermochte, wie hoffnungslos. Als ich mir die Gegend so ansah, dachte ich – wie üblich gestützt auf das, was ich mir angelesen hatte –, dass es einen dritten, verheerenden Weltkrieg gegeben haben musste, und ich versuchte erst einmal, die Maschine wieder anzuwerfen, um abzuhaufen. »In tausend Jahren«, sagte ich mir, »hätte die Menschheit Zeit genug gehabt, die Erde hundert und aberhundert Mal kaputt zu machen.« So dachte ich und kam gar nicht auf den Gedanken, dass mich die Reise auch räumlich versetzt haben könnte. Dabei befand ich mich über tausend Kilometer östlich von zu Hause. »Ein Kilometer pro Jahr ..., oder noch viel mehr, nach ein paar weiteren Runden?«, würde ich mich ein wenig später fragen, als ich versuchte, den Landeplatz bei meiner Rückkehr zu berechnen, gesetzt den Fall, ich könnte die Maschine wieder in Gang setzen – ein letztes, naives Fitzelchen Hoffnung angesichts der Lösung, die Braulifemo mir anbieten sollte.

Der Ort war öde und steinig und grenzte an einen Wald. Im ersten Moment traute ich mich kaum wegzugehen, aus Angst, die Maschine aus den Augen zu verlieren, mich zu verlaufen und nicht zurückzufinden (obwohl ich daran dachte, es mit dem Trick von Hänsel und Gretel zu versuchen, ohne dieselben Fehler zu machen, natürlich). Aber dann sah ich plötzlich einen Ritter vorbeitraben – ja, wirklich, kaum zu glauben, mit Rüstung und Helm und Lanze und allem, was man so aus Filmen, Büchern und Museen kennt! – und da ging ich lieber erst einmal zwischen den Bäumen in Deckung.

»Fehlt nur noch ein Drache!«, dachte ich. Völlig verunsichert legte ich mir eine beruhigende Erklärung zurecht: Die drehen wahrscheinlich einen Film, ja, auch in der Zukunft gibt es noch Historienfilme, oder besser, Prähistorienfilme ... Und ich fing nervös an, zu kichern. Aber die Zweifel blieben, und statt hinter dem Ritter herzulaufen, ließ ich ihn ziehen und ging zur Maschine zurück, um nachzuschauen, welche Ankunftszeit ich denn eigentlich eingestellt hatte. Verflixt: Da fehlte die erste Ziffer! Ich war im 9. Jahrhundert gelandet – und die Zeitmaschine war hinüber! Und zum ersten Mal sah ich ein, dass meine Mutter recht gehabt hatte, wenn sie meinte, ich sei ein sehr intelligentes, aber auch sehr unaufmerksames und leichtsinniges Kind. Ja, stimmt, Mama: Es war wirklich äußerst riskant, mich einfach so in die Maschine zu setzen und sie in Richtung auf die Zukunft in Gang zu setzen, weil ich unbedingt dort hinwollte, ohne es erst einmal mit einem Versuchskaninchen zu probieren. Und trotz allem: Wie gut, dass ich nicht einfach weiter so machen konnte, wie jener »Zeitreisende« ... In meinem Fall wäre ich wohl unter Neandertalern und Mammuts gelandet!

Plötzlich – und das versetzte mir den nächsten Schock – trat *er* aus dem Wald hervor: Gehüllt in einen zerschlissenen schwarzen Burnus, wie er wohl in dieser Epoche üblich war, das Antlitz verborgen unter einer enormen Kapuze, forderte er mich auf, ihm zu folgen, in einer Sprache, die irgendwie italienisch klang. Und da

1 » ... wie es jenem »Zeitreisenden« geschehen sein mag, als er nicht zurückkehrte, wie ich ...« (Anspielung auf H. G. Wells: *Die Zeitmaschine*).

ich mir ohne Weiteres zutraute, diesen ausgemergelten Kerl zusammenzufalten, falls er mir dumm kommen sollte, ging ich mit zu seiner Hütte.

Und wieder sehe ich seine gespenstische Erscheinung vor mir, sehe seinen Schatten tanzen, während er in dem Gebräu herumrührt, das er ohne groß Zeit zu verschwenden angesetzt und in einem Kessel zum Kochen gebracht hat. In meiner Erinnerung brabbelt er dabei ohne Unterlass vor sich hin, völlig sinnloses Zeug wahrscheinlich, aber mir war das damals egal, denn ich klammerte mich an jene einzige Hoffnung, in meine eigene Zeit zurückzukehren oder gar die gewünschte Reise in die Zukunft wieder aufzunehmen zu können ... Und diesmal wollte ich die Maschine ganz sorgfältig programmieren, damit sie auch wirklich um mehr als zweitausend Jahre nach vorne sprang!

»Hier, für dich!«, höre ich wieder sein piemontesisches Kauderwelsch, von dem ihn nichts und niemand abbringen konnte. »Betrachte es als Medizin ...«, meinte ich zu verstehen.

»Und wenn der Alte verrückt ist?«, fragte ich mich. »Mir wäre lieber, er würde mir ein paar Werkzeuge verschaffen und mich zu meiner Maschine zurückbringen, ich könnte es wenigstens versuchen ...« Das wollte ich zu ihm sagen ... Vielleicht habe ich es auch gesagt. Aber nun hatte er mir diese Idee eingeblasen – zum Teufel damit! – und ich erlag schließlich der Versuchung. Wahrscheinlich stellte ich mir vor, auf diese Weise zum Augenzeugen eines der größten Geheimnisse jener magischen und längst vergangenen Welt zu werden, und, ohne eigentlich so recht daran zu glauben, ließ ich mich darauf ein, bei diesem Wunder die Rolle des Helden zu spielen. Der Alte mochte verrückt sein, aber mein Verstand sagte mir, dass ich bei einem Versuch nichts zu verlieren hätte ...

Ja, das, was er mir da so vollmundig in Aussicht stellte, hat mich verführt. Meine infantilen Unsterblichkeitsfantasien waren nämlich keineswegs überwunden. Zwar waren sie von der wissenschaftlichen Vernunft, die man mir aufgezwungen hatte, eingelullt worden, doch nun feierten sie dank jenes bedauerlichen Unfalls wieder fröhliche Urstände. Der Prozess, in dessen Verlauf die kindlichen Beschwörungsformeln von der Technologie abgelöst worden waren, kehrte sich um. Die Technik hatte mir die Verwirklichung eines Kindheitstraums versprochen: Den Zugriff auf die gesamte Zukunft. Aber die Wissenschaft hatte mich mit der einfachsten aller arithmetischen Operationen hereingelegt. Ein simpler Zahlenpatzer hatte ausgereicht, um mich in die entgegengesetzte Richtung zu schicken, das heißt, in die Vergangenheit – und in dieser unwissenden, entmutigenden Vergangenheit schließlich hatte die Technik einen geringeren Stellenwert als die Fabel und war – verglichen mit jener vor sich hinköchelnden handfesten Brühe – ein reines Hirngespinnst.

Jedenfalls, dank meiner Zeitmaschine hatte sich die Welt geändert ...

Mehr und mehr fühlte ich mich wie eine Figur aus einem dieser Fantasyfilme, die ich als Kind so geliebt hatte, mit Braulifemo in der Rolle des Zauberers von Oz oder als Merlin ... Oh, ja! Dort in jenem Topf über dem Holzfeuer, in dem es brodelte und wallte, wurden diese Fantastereien mehr als tausend Jahre vor ihrer eigentlichen Erschaffung wiedergeboren und boten mir freundlich die Hand, um mich auf dem wundersamen gelben Ziegelsteinweg zu entführen. Dem einzigen Weg, wie Braulifemo nicht müde wird zu betonen, während er unentwegt in seiner Brühe rührt.

»Dank dieses Zaubertranks kannst du in die Epoche zurückkehren, aus der du angeblich kommst. Du wirst wohl nach Ablauf von tausend Jahren – oder wie viel es eben sind – wieder dort landen. Allerdings musst du sie eines nach dem anderen durchleben, wie jeder gewöhnliche Sterbliche ... Aber dafür kann der Tod künftig weder deiner Seele noch deinem Leben etwas anhaben, zumindest solange du Un-

fälle vermeidest und der menschlichen Niedertracht aus dem Wege gehst. Und jetzt hilf mal mit und gib mir das Glas mit den Hühnerfüßen, da drüben, zu deiner Linken.«

»Unsterblichkeit? Meinen Sie das im Ernst, mein Herr?«, frage ich den Schatten.

Und Braulifemo nickt und nickt und nickt, Traum um Traum:

»Da es sich um einen Zaubertrank handelt, der nicht auf Flaschen gezogen, sondern jedes Mal frisch gebraut wird, gibt es allerdings keine absolute Garantie, dass er genauso wirkt wie bei früheren Gelegenheiten«, warnt er mich. »Aber anscheinend sind meine zukünftigen Kollegen mit ihren Basteleien ja auch nicht gänzlich unfehlbar ... Wie auch immer, anders kann ich dir nicht helfen«, beteuert er und schielt ein wenig ratlos unter seinen langen Zottelhaaren hervor, gelbe Matzen in den entzündeten Augen. »Wie jeder weiß, der wie ich in die Zukunft geschaut hat, gibt es im gegenwärtigen Zeitalter weder Maschinen wie jene, die dich hergebracht hat, noch Mittel, sie zu reparieren, obwohl alle Welt von unseren magischen Fähigkeiten redet. Hier, die Dohle da in dem Käfig, die ist schon zwanzig Jahre alt und sieht aus wie neu. Meine beste Arbeit bislang. Und es hat ihr anscheinend nicht im geringsten geschadet ...«

Und so brabbelt der Hexer weiter vor sich hin, mal hier vor der Steinmauer, mal da oben und in weiter Ferne, am Himmel, mit vielen Wiederholungen, wie ein ganz gewöhnlicher Tattergreis, während er sein Gebräu nicht aus den Augen lässt und dabei halb fertige Sätze über Holzräder und Flaschenzüge, Katapulte, Angriffstürme, Armbrüste und siedendes Öl absondert.

»Wie dem auch sei, mein Sohn, nur indem du ewig lebst, kommst du in deine Zeit zurück.«

Und wenig später verrät er mit einer höchst beunruhigenden Äußerung seine Angst, den Freiwilligen zu verlieren, den die »magische Vorsehung« ihm über den Weg hat laufen lassen. Er stammelt nämlich:

»Bist du soweit?«

»Ja«, erinnere ich mich mit überraschender Festigkeit gesagt zu haben, »ich gehe das Risiko ein.«

»Also, wie gesagt: Ich kann nicht sämtliche Folgen absehen ... Ich kann das, was dir bevorsteht, nicht gegen feindliche Kräfte abschotten, die unterwegs auftreten mögen ...«, betonte er. »Du machst keinen Rückzieher, nicht wahr? Der Zauber wirkt nur, wenn man daran glaubt.«

Ich schaute noch einmal zu der Dohle hinüber. Sie schien mir zuzulächeln.

Braulifemo? Ach, was ich dich noch fragen wollte: Was ist eigentlich aus deinen anderen »Arbeiten« geworden?

Braulifemo?

Ja, dort sehe ich seine Silhouette, wie einen Scherenschnitt gegen das Mondlicht, und ich weiß: Wenn ich mich vorbeuge, sehe ich, wie er davonstrampelt ..., auf seinem Hexenbesen davonreitet, meine ich, unerreichbar, taub für mein Gejammer und Gezeter (*und für meine Warnschreie!*), und wie er in den Wolken verschwindet, welche die Gipfel krönen.

Ich habe also geantwortet. Der Dampf steigt aus dem Kessel, der Nebel verdichtet sich vor mir zu einem unregelmäßigen Kreis, vom Licht des Mondes zerschnitten. Die Benommenheit des Traumes, aus dem ich um Mitternacht auftauche, verebbt um mich wie Ringe einer Kugelwelle. Wer weiß, seit wie vielen Nächten schon Braulifemos Augenlider kurz vor Morgengrauen jene Botschaft eines selbstzufriedenen Frankenstein morsen.

»Braulifemo?«

Der Wind streicht schnurrend den Berg herab und schabt am Höhleneingang entlang. Draußen wölbt sich die Nacht über ein durchaus geschäftiges Tal: Finstere, widerwärtige Geschöpfe fallen übereinander her oder verdrücken sich in die Defensive.

»Braulifemo?«

Er antwortet nicht.

»Braulifemo? Wo bist du gerade?«

Braulifemo? Ach, hätte ich ihn doch nur gefragt, warum er nicht selber davon gekostet hat, wozu Dr. Jekyll immerhin den Mut hatte! Bah, er hätte natürlich behauptet, die Ewigkeit ginge ihn nichts an.

Ha! Als ich den Becher zum Munde führte, dachte ich wohl daran, ihn zu fragen. Es war ja auch kaum damit zu rechnen, dass es klappen würde. Ich trank alles in einem Zug aus. Und spürte – nichts. »Müsste ich nicht irgendetwas merken, Braulifemo, so wie Jekyll? Geht so etwas wirklich ganz ohne Zuckungen und Krämpfe ab?« Der Zauberer zuckte die Schultern. Er beobachtete mich schweigend, mit gespannter Aufmerksamkeit, und die Dohle tat es ihm gleich.

»Und woher weiß ich, dass ich nicht umsonst warte?«, fragte ich schließlich.

Da sagte er, bestimmt um mich zu beruhigen:

»Früher oder später merkt man, wie die Zeit vergeht. Ich habe lange gebraucht, bis ich sah, dass die Dohle tatsächlich alterte ... und doch einen Winter nach dem anderen überlebte ...«

Es war schon spät und wir legten uns hin, doch ich fand keinen Schlaf. Sechsmal stand ich auf in dieser Nacht und sechsmal umschlich ich den Kessel. Schließlich füllte ich den Becher mit dem kalten Gebräu und trank ihn aus und wartete vergeblich auf Wirkung, weshalb ich mir eine zweite und eine dritte Portion genehmigte. Plötzlich übermannte mich der Schlaf. Als ich erwachte, es war schon heller Morgen, war der Zauberer verschwunden. Später, noch am selben Tag und zum ersten Mal, seit ich von Zuhause aufgebrochen war, schaute ich in einen Spiegel, um herauszufinden, woher dieser Juckreiz in meinem Gesicht kam, aber das Glas war dermaßen angelaufen, dass ich nicht glauben mochte, was ich sah. Also ging ich zu einem nahe gelegenen Teich, um mich im Wasser zu spiegeln. Und da startete mich von der anderen Seite der durchsichtigen und zitternden Oberfläche ein Wesen an, das ich nicht sein konnte und doch zugleich sein musste.

Ja, das warst du, du Teufelsbrut, du warst es, was ich im Widerschein erblickte, du hast mich angesehen, mit meinen eigenen entsetzten Augen starrtest du mir aus dem Wasser entgegen!

Oh, es reicht, ich halte es nicht mehr aus! Komm schon, wach auf! Wach endlich auf, verdammt noch mal! Du, ich, wen kümmert das? Wen kümmert Braulifemo? Ja, das war ich, und du warst ich, und du hast mich dazu gebracht, deine Angst zu empfinden, so wie du es schaffst, sie immer wieder aufs neue heraufzubeschwören, jede Nacht, wenn ich in Panik erwache! Wann gibst du endlich Ruhe?

Oh ja, ich weiß es noch genau! Mir wurde mit einem Male klar, dass ich für immer und ewig die Ewigkeit mit mir herumschleppen würde ... Braulifemo hat es vor mir erkannt, damals, als ich schlief und im Traume schrie, und er muss entsetzt davon-gelaufen sein, als er dich sah.

Das kannst du ihm nicht zum Vorwurf machen. Klar, du wärst auch gern davon-gelaufen, ich weiß, aber du konntest es nicht und kannst es auch jetzt nicht, sowenig wie ich von dir loskomme. Ich würde schon wollen! Vergiss also den Zauberer. Der kommt nicht mehr zurück. Der antwortet nicht mehr. Der wird nichts für uns tun. Inzwischen ist er wahrscheinlich längst tot ... Er hätte die arme Dohle mitnehmen sollen, die wohl auch unsterblich ist, wie du. Ha! Wie ein treues Schoßhünd-

chen wäre sie ewig um die Leiche des Hexers herum, um zu gucken, ob er wieder aufersteht.

Dein erster roher Bissen, weißt du noch? Ach, komm, stell dich nicht so an, vor so was muss man sich doch nicht ekeln ... Das war nun mal der Weg, auf dem es sich überleben ließ. Und auch Rache nehmen, offenbar.

Oh, halt doch ein für alle Mal den Schnabel! Manchmal hätte ich Lust, dich froh und glücklich zu machen und es einfach wie die anderen Geschöpfe des Tals zu machen. Die denken nicht und leiden nicht und regen sich nicht auf, wenn sie töten, um zu überleben. Sie erinnern sich nicht an ihre Albträume, sie wissen nicht, was vor einem Jahrhundert geschehen ist, noch was in einem Jahrtausend geschehen wird. In all dem unterscheiden sie sich von mir: Ich träume, denke und erinnere mich, ich schaue voraus und kann meinen Zustand kaum ertragen. Tagsüber jage ich, nachts wälze ich mich schlaflos herum, oder ich schlafe, von Albträumen geplagt, und finde mich beim Erwachen in einer grässlichen Traumwelt wieder. Keine dieser Kreaturen könnte ich jemals Sigismund nennen ... oder Samsa². Was mich dagegen angeht, denke ich zuweilen, dass gerade einer dieser Namen am besten zu mir passen würde. Klar hätte ich es schlimmer treffen können. Ich hätte ein Nachtraubtier werden können, das unter diesen Geschöpfen jagen muss. Und tagsüber schlafen. Vielleicht kopfunter an der Decke irgendeiner Höhle. Oder in einem Sarg, wie Dracula. Dracula? Samsa? Sigismund? Woher kommen diese Namen, zu welcher Welt gehören sie? Die einzig einleuchtende Erklärung ...

Ach, ja? Glaubst du?

Absolut einleuchtend: Ein Mensch des 21. Jahrhunderts würde sich auf keinen Fall einfach damit abfinden, dass es ihn in eine unwirtliche Welt verschlagen hat, nicht einmal dann, wenn er dort hineingeboren wäre, und ohne Zweifel würde er versuchen, sie seinen Bedürfnissen anzupassen, sie vertrauter zu machen, indem er die Lebensumstände, die er erduldet, mit den Namen und den Symbolen bezeichnet, von denen er sich niemals trennen würde ...

»Niemals«? Was bedeutet denn für unsereinen »niemals«?

Schweig still, verfluchtes Biest, reiz mich nicht! Dieser junge Mann des 21. Jahrhunderts, der sich in die Vergangenheit verirrt hat, schaut mich an wie ein Spiegelbild, in welchem ich meinen Ursprung und meine Bestimmung wiederfinde, die ich beide verloren glaubte. Mir will nicht einleuchten, dass ein Wesen des 11. Jahrhunderts, mag seine Vorstellungskraft noch so ausgeprägt sein, Überlegungen meiner Art anstellen oder meine Geschichte erzählen könnte. Ich glaube auch nicht, dass Tollheit je derartig fantastische und zugleich glaubwürdige »Wahnvorstellungen« hervorrufen könnte. Der Quijote ...? Ach, was! Es ist eine Sache, aus den Windmühlen der Mancha Riesen zu machen, aber die Zeitmaschine ist doch etwas ganz anderes! Und gut, gehen wir einmal davon aus, dass ich kein Monster aus diesem Jahrhundert bin, war ich dann wirklich vor hundert, hundertdreißig, zweihundert Jahre jener junge Mann, der vier oder fünf Mal hintereinander den selben Fehler gemacht und seinen Becher mit Braulifemos Zaubersaft gefüllt hat? Ist es wirklich möglich, dass ich vor mehr als hundert Jahren um ein ganzes Jahrtausend zurücksprang, um die Unendlichkeit zu erobern, kann das sein? Und kann es sein, dass dieses Jahrtausend, das ich immer noch nicht vollendet habe, wirklich einmal um ist, dass mein Ziel sich nicht in Luft auflöst, sich nicht verflüchtigt wie meine Tagträume, sondern dass es weiter existiert, fest, vor meinen Augen, um am Ende einer langen

2 »Keine dieser Kreaturen könnte ich jemals Sigismund ... oder Samsa nennen ... (Calderon: *Das Leben ist ein Traum*; Kafka: *Die Verwandlung*).

und leidvollen Zeit der Strafe erreicht zu werden? Langwierig und leidvoll ...? Vielleicht immerwährend ... wie die Aufgabe, zu der Prometheus verdammt ist?

Ha, krah! Quark ...!

Meine Tagräuberaugen gewöhnen sich schließlich an das Halbdunkel der Höhle. Das Mondlicht lässt die Unebenheiten an den Wänden hervortreten. Die Umgebung ist mir vertraut und widerwärtig zugleich. Der Geruchssinn wird aktiv: Wie kann es sein, dass ich diesen Gestank nach Aas und Exkrementen, der an meinem Zufluchtsort herrscht, ertrage, ja, zuweilen nicht einmal wahrnehme, und mich dabei immer noch manchmal wie ein Mensch fühle? Mich schaudert. Ich nähere mich dem Höhlenausgang. Die frische Nachtluft, die über die Hügel weht, bringt mich auf andere Gedanken. Ich ziehe die Knie an die Brust und schaue hinaus und gleichzeitig zurück, während ich im Geiste versuche, den Gipfel, von dem ich mich herabgestürzt habe, wieder hinaufzuklettern. Einmal mehr – wie fast immer beim Erwachen – sehe ich mich von gespenstischen Erscheinungen umringt. Ich weiß nicht, ob ich mich ihrer erinnere oder ob ich sie mir ausdenke, ich weiß nicht, welche davon je existiert haben, noch wann, noch wo. *Könnten wir das lassen?* Sie scheinen sich gegenseitig zu überlagern und ich kann sie nicht auseinanderhalten. *Dann lass es halt bleiben!* Meine Erinnerungen, jedenfalls das, was ich so bezeichnen würde, einschließlich derer, die mich in Situationen zurückversetzen, in denen sie schon einmal aufgetaucht sind, all das also, was ich mit voller Überzeugung Erinnerung nennen könnte, wird von Mal zu Mal undeutlicher. Manchmal, ich weiß nicht genau, wann, jetzt gerade zum Beispiel, komme ich mir vor wie im Delirium. *Hör doch endlich auf damit!* Wenn ich zurückblicke, wenn ich, wie jetzt gerade, mitten in der Nacht aufwache und in der Vergangenheit herumwühle und alles zusammentrage und zusammenfüge, was ich mit dem Gedächtnis fassen kann, verliere ich mich in einem Gestrüpp von Widersprüchen. Nur für ein paar kurze Augenblicke, zum Glück, denn noch bekomme ich all das auf erstaunliche Weise sortiert: schon erledigt. *Du solltest mich wirklich nicht mit diesem Unsinn nerven ...* Schon hat alles wieder Sinn. Es ist ein Phänomen, dass ich fähig bin zu verstehen, dass ich ... immer noch verstehe. Die Überzeugung, dass ich aus der Zukunft komme, ist der Kitt für all meine Rekonstruktionen und für mein Durchhaltevermögen. *Wozu? Hör auf! Diese »Überzeugung« bringt uns noch in Teufels Küche!* Trotzdem, ich habe da ein Problem, und zwar fällt es mir jetzt erst auf: die Zeit. Die ganze Zählung scheint nämlich nicht mehr als zwanzig Jahre abzudecken, danach gehört alles zu einer anderen Epoche, zu einem anderen Leben ... Dem Leben eines anderen, würde ich sagen ... Ein Leben, das sich mir zuweilen zeigt, indem es zwischen den Kulissen meiner Albträume aufblitzt. Die Vergangenheit – die ganze Vergangenheit – stellt sich mir als Teil eines Traums dar. Traum und Albtraum. Ich weiß, ich kann mich nicht auf meine Erinnerungen verlassen, ich weiß. *Dann vergiss sie halt!* Ich weiß, dass viel mehr geschehen sein muss. Ich habe ja genau deshalb mitgezählt, um zu verhindern, dass meine Eindrücke mich täuschen. An einer Wand. Auf etwas Festem. Mit Kerben. Unauslöschlichen Markierungen. Vielleicht kommt mir die verstrichene Zeit deshalb so extrem kurz vor, weil mein Gedächtnis so lückenhaft ist. Ich glaube, dass jene Zeit schneller vergangen ist, als sie gerade eben jetzt vergeht, zehn- oder zwanzigmal so schnell, als sie an jedem Tag, zu jeder Stunde, jeder Minute voranschreitet, die ich im Wachzustand verbringe. Dass sie während des Schlafes beschleunigt vergeht, dass sie rast während der Albträume, die mich in andere Zeiten versetzen, vergangene oder zukünftige. Dieselbe Zeit, die ich während mehr als zwanzig Jahren als »Gegenwart« durchlebte und die »jetzt« als »Vergangenheit« weiter voranschreitet, wobei sie immer langsamer vergeht, ohne die geringste Eile und damit ohne Rücksicht auf meine Bedürfnisse, meine Ungeduld und die allmäh-

liche Erschöpfung meines Stehvermögens. Selbst der Tagesanbruch trödelt herum, es scheint fast, mit Absicht. Die Kreaturen der Nacht sind nicht wie ich in der Lage, sich so verzweifelt etwas zu wünschen. *Ich jedenfalls wünsche mir verzweifelt, dass du endlich den Schnabel hältst!* Oh, die Bestie selbst beweist es mit ihren überflüssigen Forderungen! Für die anderen, für jene, die einfach nur Tiere sind – und jedes von ihnen weniger monströs als ich – bricht lediglich der Tag an. Sie sehnen ihn nicht herbei noch fürchten sie ihn, und solange die Dunkelheit währt, wissen sie nicht, was da heraufzieht, um die einen zu vertreiben und die anderen zu wecken.

Die Tatsachen, deren zyklische Aufeinanderfolge der Instinkt ihnen nicht erklärt, lassen sie immer wieder aufs Neue aktiv werden, ohne dass sie überrascht oder verwundert wären. Ich aber sehe von hier aus und früher als sie alle, wie die Sonne nach und nach die Rückseite der Berge hinaufwandert und sich über ihre einfache Welt erhebt. Das mag zunächst ein Privileg der Schlaflosen sein, die in den Höhenlagen wachen, und der Räuber, die beim ersten Sonnenstrahl die Glieder strecken ... Aber bei mir kommt noch etwas hinzu: Ich kann es mir schon bildlich vorstellen, wenn noch alles dunkel ist. Soll ich dankbar sein für diese Überlegenheit, die von dem Menschenwesen herrührt, das ich einst war und das im Untergrund des Geschöpfes, zu dem ich geworden bin, immer noch existiert? *Arrgh!* Denn ich bin und bleibe ein Mensch, oh, ja: Ich träume, ich denke, ich erinnere mich, ich sehe voraus, ich zähle ..., ich beschwöre Geister aller Art herauf, auch wenn ich nicht immer genau weiß, ob ich gerade das eine oder das andere tue. In meiner Verwirrung fühle ich mich so elend wie ... ja, ... wie Samsa ...?, wie ... Sigismund ...? Und zu anderen Zeiten, wenn ich, immer wieder, an jedem einzelnen Morgen, feststelle, dass ich mich in ein Monster verwandelt habe, wie es im ganzen Universum nur einmal vorkommt, bin ich entsetzt (so wie Sigismund ...?, so wie Samsa ...?). Es gibt Momente, da würde ich am liebsten alles vergessen ... *Das wäre auch das Beste.* Einfach alles vergessen, damit die Hälfte der Gespenster, die mich bedrängen, verschwindet. Aber ich kann nicht, die Kräfte, die das Menschliche in mir ausmachen, lassen mich nicht vergessen ...

Ja, es müssen mehr als hundertdreißig Jahre vergangen sein, seit ich hier bin, ungefähr auf halber Höhe zwischen dem Norden und dem Süden, wobei ich nach Süden ziehe, wenn der Winter naht. Obwohl da auch einmal ein Schloss gewesen sein muss, früher, ich glaube, das war nicht nur ein Traum ... Dort konnte ich mich, halb Mensch, halb Vogel, im Ganzen betrachten, und jeden Tag erschreckte es mich aufs Neue. Die Nächte waren mir lieber, aber ich schlief nicht. Ich zählte die Kerben, die ich in eine halb zerfallene Mauer ritzte, neben der eine traurige Lilie wuchs, um die ich mich kümmerte. Ich zählte die Markierungen und schaute, ob die Lilie nicht bald blühen wollte, denn sobald ihre erste Knospe aufbrach, wusste ich, dass wieder ein Jahr vergangen war und ich eine weitere Kerbe in die Wand ritzen könnte. Sie waren meine Uhr und mein Kalender. Mehr Hoffnung war nicht drin. Auf den Besuch einer holden Jungfrau, die bereit wäre, mich von meinem Bann zu erlösen, brauchte ich gar nicht erst zu warten. *Wir haben nie etwas Köstlicheres gegessen als die Gazellen, die man uns damals servierte.* Sollten denn das Schloss, der Prinz, ja selbst die Mauer und die Lilie nichts weiter gewesen sein als ein Lügengespinst, von meinem alten Gedächtnis gesponnen, das auch all die Schreckgespenster hervorbringt, Braulifemo inbegriffen? In meinem, sagen wir mal, über hundertjährigen Gedächtnis, das in ... neunhundert Jahren erneut Gestalt annehmen wird?

Nein, ich kann meinen Erinnerungen nicht trauen. Und nein, es ist nicht möglich, die Jahre zu zählen. Dich, du elendes Biest, was sollte dich das kümmern? Aber für mich ist es immer noch wichtig. Eigentlich weiß ich gar nicht, warum ich überhaupt Zweifel habe. Ich weiß nicht wie noch warum sie zustande kommen, so

völlig ohne Sinn; höchstens vielleicht von meinen Träumen, Fantasien oder Vorahnungen her, vom Wahnsinn, dem ich verfallen bin, oder von Gedanken, die mir fremd sind und die mich aus Gründen überfallen, die ich nicht zu erkennen vermag. In solchen Augenblicken macht mich das Durcheinander ganz fertig. Die hundertdreißig Kerben, die ich in einer Schlossruine gezählt zu haben glaubte (gibt es vielleicht noch einmal hundertdreißig Jahre, vielleicht sogar mehr ..., im Leben eines anderen ...?), plötzlich kommt es mir so vor, als hätte ich sie heute Nacht gezählt, im Dunkel der Höhle. Aber selbst wenn mein derzeitiger Zustand noch nicht viel länger als ein Jahrhundert andauern sollte, erscheinen mir die Ereignisse unglaublich und abwegig. Ich will es nicht nachprüfen! Die Kerben müssen einfach noch da sein, an der Wand, hinten in der Höhle. *Dann geh! Geh nachschauen! Geh doch und du wirst sehen, dass da nichts ist, gar nichts!* Auf jeden Fall weiß ich, dass ich in den Bergen bin und dass das Kreuz des Südens am Himmel funkelt, ich sehe es, wir sehen es. Wenig oder nichts werden mir die Markierungen sagen, selbst wenn ich alle Kerben im Felsen nochmals zusammenzählen wollte. Sie könnten mich verwirren, schon weil gut möglich ist, dass nicht jede wirklich für ein Jahr steht. Denn wie kann ich sicher sein, dass mich die trügerische Erinnerung nicht einmal dazu verleitet hat, ein Zeichen doppelt einzuritzen, oder dass die Lilie vielleicht in einem Frühling einmal gar nicht geblüht hat und ich dann im Zweifelsfall ...? Sogar in diesem Augenblick weiß ich nicht genau, ob ich eigentlich schon die Kerbe für die neue Saison gemacht habe, die ich hier im Süden gerade beginne. Um sicher zu sein, dass ich sie gezählt habe, eine Gewissheit, die ich so dringend brauche, wäre ich wahrscheinlich fähig, sie noch einmal zu machen ... Wie oft mag so etwas also schon vorgekommen sein? Oder war ich im Schloss vielleicht geistig noch besser beieinander ...? *Kuarrk!* Egal, die Zeit zu messen ist das Einzige, was mich noch reizt. Ich muss unbedingt wissen, wie lange es noch hin ist, bis der Bann von mir weicht. Verzweifelt gehe ich zum Ausgang der Grotte und schaue angestrengt in die Ferne, in den wolkenlosen Himmel, an dem die Sterne allmählich verblassen. Immerhin kenne ich mich ganz gut aus an diesem Himmel. Noch gibt es keine Maschinen am Firmament, und das heißt, dass noch viel, viel Zeit vergehen muss. Und es dürfte wohl nicht ganz falsch sein, dafür achthundert oder gar achthundertsiebzig Jahren anzusetzen. Aber ich darf nicht ungeduldig werden. Es war von Anfang an klar, dass die Warterei lange dauern würde.

Plötzlich pinselt ein Mondenstrahl den spitzen Hut des Zauberers Braulifemo auf einen der verschneiten Gipfel.

Dort steckt er also, ganz wie ich vermutet habe, da oben, und rührt im Kessel mit dem blubbernden Sud. Das Bild schlägt mich in seinen Bann und lässt mich erneut den Alptraum durchleben, aus dem ich gerade erst aufgewacht bin. Das kenne ich ja schon ...

Braulifemo? Der Verzauberte kommt in einem Schloss wieder zu sich und bittet den Zauberer, dem er diesen Fluch zu verdanken hat, um Hilfe. War er schon vorher entwischt, hatte er uns gar nicht erst begleitet? Das wachsame Ohr registriert Geräusche, die zum ersten Male in der Reichweite seiner Wahrnehmung zu hören sind. Der Verängstigte hastet zum zertrümmerten Fenster und starrt hinaus in die Dunkelheit, in welcher sich die glühenden Schneiden einer gewaltigen Schere öffnen. Um ihm den Hals abzuschneiden? Ein böser Traum? Aus der finsternen Nacht flammen Dutzende von Fackeln auf. Sie nähern sich entlang der Bergflanken und die Brise trägt aufgeregtes Gemurmel und den Geruch von brennendem Werg herbei. Die Menge hält inne. Die trotzige Stille des Schlosses, zu dem sie sich aufgemacht haben, hält sie auf Distanz. Da drin, genau da, befindet sich das Ungeheuer, wegen dem sie alle hier sind, und in ihrer Angst sehen sie seinen Umriss bald zwischen

den Zinnen, bald in einer der eingefallenen Fensterhöhlen. Das Atmen fällt zunehmend schwer, drinnen wie draußen. Man gestikuliert, man zaudert, und wer in der ersten Reihe ist, wird buchstäblich vorangeschoben. Die haben ja nicht gerade lange gebraucht, um mich aufzustößern, sagt sich das Monster, und seine innere Unruhe wächst. Es überlegt nicht groß, wie es entrinnen kann: Der Instinkt übernimmt die Führung und empfiehlt ihm bereits den besten aller Winkelzüge: Abwarten, bis die Umstände den richtigen Ausweg weisen, um sich diesem blindlings aber zielsicher anzuvertrauen. Schon lange hatte ein instinktives Verlangen, nach Süden zu fliegen, wie all die anderen Vögel, die Kreatur gepackt. Und in dieser kalten Winternacht, als der Terror hereinbricht, setzt sich der Instinkt durch. Die Fackeln werden hochgerissen. In einem Anfall von Furcht macht die Bestie einen falschen Schritt. Da, da!, kreischt die Menge, als sie das Geräusch ortet. Der unterirdische Gang führt nach hinten hinaus ins Gelände. Noch kann es gelingen, spricht sich die Bestie Mut zu, und schon läuft sie los, läuft davon, vor den Menschen und dem Winter, durch Unterholz und dornigen Verhau.

Geschafft!

Auf der Höhe des ersten Hügels, den die Kreatur japsend und zerschunden erreicht, dreht sie sich ein einziges Mal um und schaut zurück: Das Schloss brennt lichterloh ... Man hat nicht einmal gewagt, nach ihr zu suchen.

Ein orangegelbroter Funke sprüht über die Kante des schwarzen Gipfels und es öffnet sich am Himmel ein rosenfarbener Fächer. Die Flammen, die am Rande seiner Grübeleien gezügelt hatten, erlöschen zugleich mit den Sternen. *Mach voran, die Sonne geht bald auf!* War ich wirklich einmal dieses vertriebene und gehetzte Ungeheuer? Wo sind die verkohlten Ruinen jenes Schlosses geblieben und wie lange ist das alles her? Braulifemos Hexerhut wird wieder zum schwarzen Felsgestein des Berges: Stimmt das denn auch? Hat er so ein Ding überhaupt getragen? Vielleicht denke ich mir all diese Geschichten ja nur aus. Nun ist der Tag angebrochen. Schluss mit den Nachtgespenstern, den Albträumen, den Erinnerungen ... Ich habe Hunger, bestialischen Hunger. Vielleicht sind wir, die Bestie und ich, letztendlich doch als ein einziges Wesen auf die Welt gekommen, eines dieser mittelalterlichen Scheusale mit einem kleinen bisschen Bewusstsein ...

Trotzdem, ich verlasse die Höhle nicht: Hinter mir ist etwas, ich spüre es genau, etwas, das zittert und bebt. Ich drehe mich um. Das, was mich aufgehalten hat, erweist sich als ein großer Vogel, der seinen Schatten zu meinen Füßen entfaltet, während er mit den Flügeln zuckt. Seine Furcht beschwört alles wieder herauf: die Fackeln, das Feuer, die Stöcke und Steine. Heftig versuche ich, den geflügelten Schatten wegzutreten. »Für dich ist das alles einfach nur passiert, du widerliches Biest, für mich ist es ein Albtraum!«, schreie ich, und ich laufe auf den Abgrund zu. Aber der Schatten reagiert blitzschnell und es gelingt ihm, mich aufzuhalten, indem er sich in die Haut auf dem Rücken verkrallt, wo anscheinend keine Federn sind ... Mit einschmeichelnder Stimme umgarnt er meinen Verstand: *Schon gut, schon gut ... Das Beste wird sein, du vergisst das alles. Schau, es wird Tag*, redet er schnell weiter. *Das Tal erwacht, bald werden wir unseren Hunger stillen.* Verdammte, wo doch noch so viel Zeit vergehen muss! Du müsstest doch eigentlich auch wünschen, dass ich mich hinabstürze, denn es muss doch ... *Stimmt, du bist wirklich schwer zu ertragen*, antwortet er, und seine Gedanken sind allzu menschlich. *Ach, es ist ein Jammer, dass du ein Mensch geblieben bist, wie du nicht müde wirst, täglich zu wiederholen; ein Mensch trotz allem: der denkt, gewiss, der sich erinnert, der zählt ... und mich mit diesen alten Geschichten in Angst und Schrecken versetzt.* Andererseits, du Idiot, wieso wirfst du mir das eigentlich vor? Du weißt, wir hätten es schlimmer treffen können. *Ja, ich habe es letzte Nacht mitbekommen, es hätte genauso gut eine Fledermaus aus*

uns werden können oder Dracula ... Tut mir leid, dass ich nicht in der Stimmung war, diesen Scherz angemessen zu würdigen. Vielleicht, so der Herr es gestattet, nach dem Frühstück ... Du willst, dass ich vergesse, dass ich aufhöre zu denken, dass ich dich mit meinen Zweifeln, meinen Grübeleien verschone, mit meinem Monolog, aber du verhinderst, dass ich mich ins Leere stürze ... Klar, du möchtest weiterjagen, weiterfressen, und wenn es dieses ekelhafte Zeug ist ... Aber auch du trägst Gespenster mit dir herum und träumst von ihnen, selbst wenn du wach bist. Und da hilfst du mir? Ach, halt doch endlich die Klappe, du machst mich noch wahnsinnig! Ich dich? Legst nicht ganz im Gegenteil du es bei mir eben darauf an, um mich loszuwerden? Oh, das muss ich aufschreiben, das muss ich festhalten. Zügle deinen Appetit noch ein wenig, die Sonne ist gerade erst aufgegangen, lass mich mein Tagebuch suchen. Mein Tagebuch, natürlich ... Ich habe schon lange nichts mehr aufgeschrieben. Darin wird auch stehen, wie viel Zeit ich mit dir bereits verbracht habe, indem ich deinen Körper bewohne. Ich gehe es also suchen. Such, mach schon! Wo habe ich nur mein Tagebuch gelassen? Ich muss es finden. Ich schau mal in dem Bündelchen, das ich damals in jenem Winter aus dem Norden mitgebracht habe. Mach schon! Da drin muss alles über Braulifemo stehen, jetzt habe ich die ganze Höhle danach abgesucht, verflucht noch mal, da drin steht alles über die Schlossruine, die Kerben, den Hohn, die Drohungen, das Feuer ... Aber es taucht nirgends auf, verdammte Bestie, keine Spur davon, hast du es vernichtet, als ich einmal einen Augenblick lang nicht aufgepasst habe? Hast du es ... etwa gefressen? Ach, und das mit der verkeilten Maschine muss auch darin zu finden sein ...

Der Tag bricht an: Niedergekauert, das Gesicht in den halb geöffneten Händen vergraben zum Schutz vor dem Horizont und der Leere, versuche ich mich vergeblich daran zu erinnern, was aus meinen Aufzeichnungen geworden ist, Aufzeichnungen aus der einen oder der anderen Zeit, tatsächlich erlebten Zeiten, geträumten, eingebildeten, erahnten Zeiten, wie auch immer, in meinem Kopf schwirren sie alle durcheinander, und unterdessen bringt das Licht der unaufhaltsam steigenden Sonne das Gefieder auf meinem Kopf zum Glänzen und fällt durch meine Menschenfinger hindurch auf meine von hilfloser Wut geröteten Augen.

Und diese hilflose Wut steht mir ja wohl zu. Ich hatte mich mit dem Notwendigsten eingedeckt: Häute, Tinte, Federn. Erst einmal genug Material, um mir ein ganzes Jahrtausend lang die Zeit mit Schreiben zu vertreiben. Dann an den Tisch gesetzt, den ich als riesig in Erinnerung habe, und den gelben Bogen angestarrt, stundenlang, beim Versuch, eine kurze Zusammenfassung der letzten Ereignisse zu schreiben: Der Unfall, Braulifemos Auftritt, die Verzauberung, Gefangenschaft und Flucht, die nächtlichen Überfälle auf Bauernhöfe und Klöster ... Die Zweifel über den wahren Charakter dieser Vorfälle. Und darüber, ob dieses geistige Wiederkäuen, ein ums andere Mal, vor dem leeren Blatt, ob das, was mir so wichtig schien, überhaupt von Bedeutung war, ob man es jemals lesen würde oder nicht und ob man es in meinem Sinne verstehen würde ... Und mir dabei immer wieder einreden, vielleicht um mich zu ermutigen, dass ich unbedingt weitermachen müsse, keinesfalls aufgeben dürfe, weil es ja schon genügen würde, es überhaupt geschrieben zu haben und wieder lesen zu können, und sei es auch nur, um mir zu einem süßen Tod zu verhelfen, zu einem Tod, der mit allem abschließen würde, eine Rechtfertigung, um endlich sterben zu können ... Oder, warum denn auch nicht, um mich bei Verstand zu halten, bis der Himmel schließlich Maschinen zeitigt.

Sind etwa so die ersten ein, zwei Jahre, mehr bestimmt nicht, vergangen? Sollte ich mich bereits an die Unsterblichkeit gewöhnt haben? Glaube ich also inzwischen eher daran, dass ich ewig lebe, wenn ich nur auf mich aufpasse, wenn ich mich verteidige? Habe ich deshalb von der Idee Abstand genommen, das Schreiben sei eine

Art Daseinsberechtigung in dieser Welt? Oder habe ich nur deshalb damit aufgehört, weil mir der rechte Ort und die Mittel dafür fehlten? Ich erinnere mich noch an meine Bedenken angesichts des ersten jungfräulichen Blattes, oder zumindest stelle ich es mir so vor: Wie es mich danach verlangt, endlich loszulegen, um alles höchst scharfsinnig darzustellen, wobei ich die schlimmsten Geheimnisse für später aufheben würde, die Überraschungen; wie ich am Duktus herumfeile und die passenden Worte suche, über der Satzstellung und dem besten Klang brüte, der exakten Abfolge ... Und ich wieder wallen die Gefühle in mir auf, die mich einem schnellen und bösen Tod in die Arme treiben: Es drängt mich, die Feder zu knicken, die Tinte übers Pergament zu kippen, den Tisch wegzuschieben, umzuwerfen, davon zu laufen und mich in grausame Jagdabenteuer im nahen Ödland zu stürzen, zu morden und zu schlingen, zu zerstören und zu schlafen, zu wachen, zu überleben, die Leute gegen mich aufzubringen ... immer volles Risiko, damit dem Abenteuer ein Ende gesetzt würde, damit ich endlich abtreten könnte. *Ja doch! Ja doch!*

Ich glaube, dass ich viele Tage später wieder zu mir gekommen bin, weit weg von jenem Zufluchtsort, den ich verlassen hatte und zu dem ich niemals zurückkehren würde. Wenn es aber so war, welches Feuer hat mich dann heute Morgen geweckt? Von welchen Büchern fasle ich also gerade, von welchem Tagebuch? Sollte meine Geschichte etwa eine Geschichte sein, die von einem anderen erzählt und von einem Dritten wieder aufgewärmt wird? Es würde mich nicht weiter überraschen, kommt es mir doch gerade eben so vor, als sei all dies hier von jemandem geschrieben, der ich nicht bin, der ich noch nicht einmal war. Eine Zukunftsgeschichte, die ... Es würde mich nicht wundern, wenn sich mir die Geschichte von dieser Zeit in den Bergen in eine andere, ähnliche Geschichte verwandeln sollte, die ich eines Tages wie einen weiteren unverständlichen und verstümmelten Traum erlebe ... und dann vergesse, wie ich vielleicht andere bereits vergessen haben mag.

Ich meine auch, das Braulifemo es in jener Nacht schon ausgesprochen hat, ich glaube, er sagte: »Dein Wunsch ist gefährlich. Der Mensch ist genauso wenig darauf vorbereitet, ewig zu leben, wie er darauf vorbereitet ist, eines Tages zu sterben.« Egal, Braulifemo. Hab ich etwa eine andere Möglichkeit, zurückzukehren? Es musste genau so ablaufen. Zu jenem Zeitpunkt schien mir jedenfalls alles besser, als im Mittelalter zu sterben. Später, ich weiß gar nicht mehr, wie oft in diesen vielen Jahren, habe ich mir einen schnellen Tod gewünscht. Es gab Momente, in denen ich einfach nicht mehr in der Lage war zu denken, mich Stück für Stück zu rekonstruieren und Wesen, Ziel und Zweck meines Lebens immer wieder neu zusammenzusetzen aus Anfängen, die mir zunehmend ungewiss, unbefriedigend, unglaublich erschienen. Ich kann mich nie in allen Einzelheiten an die Abgründe erinnern, in die ich mich voll Verzweiflung gestürzt habe, aber bei der Rückkehr hat mich jedes Mal das Gefühl überfallen, etwas für immer zurückgelassen, verloren, vergessen zu haben, etwas, das ich mit der Zeit vielleicht durch ein fiktives Ereignis ersetzen würde. Letzten Endes war es wohl nur logisch, dass ich im Wahnsinn enden würde, ein Tod, auf den die Bestie von Anfang an gesetzt hat, weil er sie von allem menschlichen Beiwerk befreien würde. *Oh, was bist du schlau, zum Teufel mit dir!* Soll ich es zulassen? Das ist die Frage. Soll ich etwa die Bestie sogar passiv unterstützen? Ja, wenn es denn so einfach wäre: Es liegt nämlich gar nicht in meiner Macht, auf das Menschsein zu verzichten. Die Bestie wiederum darf nicht lockerlassen, muss darauf hinarbeiten: Sie ist es, die mir die Feder wegnimmt, meine Papiere zerstört, meine Markierungen überschreibt, um mich nach Möglichkeit von allem menschlichen Treiben abzuhalten. *Bah, ich mach doch gar nichts!* Nun kann ich nur noch in Gedanken schreiben, und selbst das erträgt sie kaum ... Sie hält mich davon ab, meine Handlungen zu dokumentieren, bringt mich durcheinander und will we-

der zulassen, dass ich mich an meine Vergangenheit erinnere, noch dass ich mir eine genaue Vorstellung von der Zeit mache, die bereits vergangen ist und die noch vergehen muss. Der Bestie ist die Ewigkeit gleichgültig, die Ungewissheit und die Dauer bedeuten ihr nichts ... *Schlaumeier! Was hätte ich denn von deinem Tod, so hilfreich, wie du für mich bist, mit deinen ganzen Berechnungen, wenn wir jagen ...?!*

Oh, ich weiß schon gar nicht mehr, wer von uns beiden träumt!

Schluss jetzt, es reicht! Die Sonne steht schon hoch am Himmel! Das Tal ist längst erwacht! Du hast genug Zeit mit Schreiben verplempert. Die Leere in deiner Seele vergrößert nur die Leere in meinem Magen. Du siehst, ich kann auch poetisch sein. Lass jetzt mal die Bestie ran, zu deinem eigenen Besten. Lass dich nicht irremachen, vertraue den Sinnen, die täuschen nicht, und schlafe in mir. Gib acht: Kann es denn sein, dass dein Ohr trügt, wenn es das Kreischen hört, das aus meiner Kehle aufsteigt? Dass deine Zunge trügt, wenn sie frisches Blut schmeckt und rohe Fleischfetzen zwischen den Zähnen? Dass dein Tastsinn trügt, wenn du mein Gesicht berührst und deine Hände Federn und Schnabel zu fassen bekommen? Schluss! Ich stürze mich zu Tal, allein, ganz allein ...

Aaah! Ich beobachte, mit welcher Lust du den Berg hinunter gleitest und über die kleinen, wehrlosen Geschöpfe herfällst, die entsetzt zu fliehen versuchen, wenn du mich über sie bringst! Einmal mehr lassen mich die Sinne mein gegenwärtiges Dasein in seiner ganzen Intensität empfinden. Endlich! Später macht sich allmählich der Katzenjammer breit. Ja, er überwältigt dich, während der Mensch in dir trotzig die Gelegenheit nutzt, um sich deiner Alpträume zu bemächtigen. Dennoch: Oh, mit Befriedigung stelle ich fest, dass du das Vergnügen auskostest, um des Überlebens willen getötet zu haben und Blut und Eingeweide zu verdauen. In gewisser Weise ist das doch auch menschlich.

Ja, schlaf du jetzt. Während du vor dich hindämmerst, werde ich wach sein, um dich weit weg von hier zu bringen. Schau mal. Schau mal, sag ich! Hör gefälligst! Da ist eine Stadt, hell erleuchtet, und dort in den Gärten bewegen sich hunderte von Lichtern. Schau, da hinter den Bäumen, auf der Waldlichtung. Die Neugier stachelt mich an, auf gehts! Auf gehts, sag ich!

Eine riesige, herausgeputzte Esplanade! Von großen Gebäuden umstanden, eingerahmt von Straßen und Avenuen, auf denen der Widerschein der Lampen zittert wie auf Kanälen voll reißendem Wasser. Auf diesen Fahrbahnen gleiten nun in der Ferne Maschinen auf Rädern dahin und noch andere, viel merkwürdigere Vehikel. Vereinzelt ziehen am Nachthimmel Flugmaschinen ihre leuchtende, zuweilen blinkende Spur. Tausende von Lichtern strahlen mich an. Schrille Musik, wie sie Spielern und Betrunknen gefällt, lässt auf ein rauschendes Fest schließen (anscheinend begeht der ganze Landstrich da unten einen hohen Feiertag). Die Menge wuselt in einem Park herum, der Erinnerungen an Zuhause in mir wach werden lässt. Es bilden sich Grüppchen, man schlendert umher, zu zweien, allein, man trifft sich kurz und geht wieder auseinander. Tausende von Männern und Frauen, wie man es nicht einmal von großen Feldschlachten her kennt, ausstaffiert mit Geweihen, Schnauzen, Schnäbeln, Reißzähnen und Schnurrbärten. Ich mische mich unter die Leute, ohne dass sich irgendwer an meiner tragischen Erscheinung stört. Plötzlich beginnt eine Turmuhr zu läuten, zwölf gemessene Glockenschläge erklingen. »Herzlichen Glückwunsch!« höre ich, und »Alles Gute!« Und ich beobachte, wie die Festbesucher sich eifrig umarmen und küssen, wie menschliche Wesen, die befürchten, nicht rechtzeitig vor dem letzten Ton damit fertig zu werden. Und auf einmal reißt sich einer nach dem anderen die Haut vom Gesicht und die Hörner und die langen Ohren vom Kopf, als ob nichts dabei wäre. Nicht lange und sie nehmen mich

aufs Korn, wie ich da so verdattert herumstehe und mich nicht vom Fleck rühre. »Du kannst die Maske jetzt abnehmen, das Fest ist zu Ende«, sagen sie. »Sie ist toll, sieht richtig lebendig aus ... Meint ihr nicht auch, Mädels?« »Komm schon, nimm sie ab!«, ruft neben mir eine Frau, »du bist bestimmt ein hübscher Kerl.« Die Ungeduld wächst. Und so führe ich denn die Hände zu meinem Gesicht, obwohl ich weiß, dass sie sich irren müssen, denn ich kann mich nicht entsinnen, jemals mein wirkliches Aussehen hinter einer Maske verborgen zu haben. Selbst als ich stoppelige Federn und einen gekrümmten Schnabel berühre, denke ich das noch. Völlig durcheinander versuche ich mir die Larve abzunehmen, und in diesem Moment wird mir alles bewusst. »Einen Augenblick, Freunde!«, rufe ich ihnen zu, und eine Welle der Euphorie erfasst mich. »Das heißt, ich bin zurück, das alles ist tatsächlich passiert und die Warterei war nicht umsonst ...!« Und ich hebe an, ihnen zu berichten, was alles sich zugetragen hat während eines Jahrtausends, das exakt hier, kurz vor Ende des Jahrhunderts, das sie gerade verabschiedet haben, seinen Anfang nahm. »Das ist keine Verkleidung wie die eure, aber erschreckt nicht, deshalb bin ich trotzdem ein Mensch, bin es immer gewesen.« Und ich lege los und will ihnen die Geschichte erzählen, die ich auf jenen Pergamenten aufzuschreiben begonnen und in meinem Kopf weitergedacht hatte, um sie nicht zu vergessen, wobei ich mich manchmal unterbreche und ein ums andere Mal wiederhole: »Ich bin zurück, wieder in meiner eigenen Zeit, nach Tausenden von Tagen und Tausenden von Leiden! Ich brauche nur ein bisschen Hilfe ... Diese Federn und dieser Schnabel hier, das ist keine Maske, sondern ein Zauberbann ... Versteht ihr denn nicht? Glaubt ihr mir denn nicht? Noch vor einem Augenblick schlief ich auf freiem Feld, lebte ich in den Bergen. Ich meinte zu träumen und wusste nicht, dass ich die vorausgesagte verdammte Zeit endlich vollends abgerissen hatte ...«

Um mich herum bricht schallendes Gelächter aus, es hallt bis zu den Gassen, den Prachtstraßen, den Gebäuden, bis in den Himmel ... Jene Frau streckt mutwillig die Hände nach mir aus, schlägt ihre Krallen in meine Federn und schafft es, ein ganzes Büschel davon auszurupfen. Wir schreien beide. Das Durcheinander wird immer größer. Andere erdreisten sich nun ebenfalls und ziehen und zerren an meinem Gefieder, wieder andere versuchen, mir meinen Schnabel herunter zu reißen. Keiner hört meine Schmerzensschreie, mein panisches Gekrächze geht im allgemeinen Aufruhr unter. Die bringen mich um und merken es nicht einmal!

Psst! Sind wir allein? Dann war es wohl wieder mal der gleiche Albtraum, aus dem ich nach jeder deiner ekelerregenden Mahlzeiten aufwache. Einfach schauerhaft! Eines Tages bleibt mir das Herz davon stehen. Willst du mich auf diese Weise von meinen Plänen abbringen, willst du deine Angst auf mich übertragen? *Still! Ich rieche den Menschen und sein gekochtes Essen. Ganz in der Nähe! Vorsicht! Die Nacht bricht herein!*

Eine Macht, an die ich mich von ähnlichen Gelegenheiten her erinnere, zieht mich gen Süden, weg von der Nacht, der Kälte, dem Winter, dem Winter ... Der Instinkt rät mir, den Schutz der Berge aufzusuchen. Ich muss dorthin zurück, weil ... Bin ich von dort heruntergekommen? Eines Tages werde ich mich verirren, wie es mir bestimmt schon ein paar Mal widerfahren sein muss ... Vielleicht ist es unvermeidlich, so sehr mich auch der Instinkt leiten mag. Mich schaudert. *Der Mensch ist ganz in der Nähe!* Ich sehe Feuer und Steine, spüre wieder Blut an den Federn ... Flammen züngeln hinter zerrissenen Vorhängen. Schnell weg hier! Pergamente und Bücher brennen. Der Mensch ist schon ganz nah, ja doch, nichts wie weg! Tiere wimmeln durcheinander und feiern einen verrückten Karneval, sie haben menschliche Masken aufgesetzt. Sie umzingeln den verwunschenen Prinzen und wollen ihm

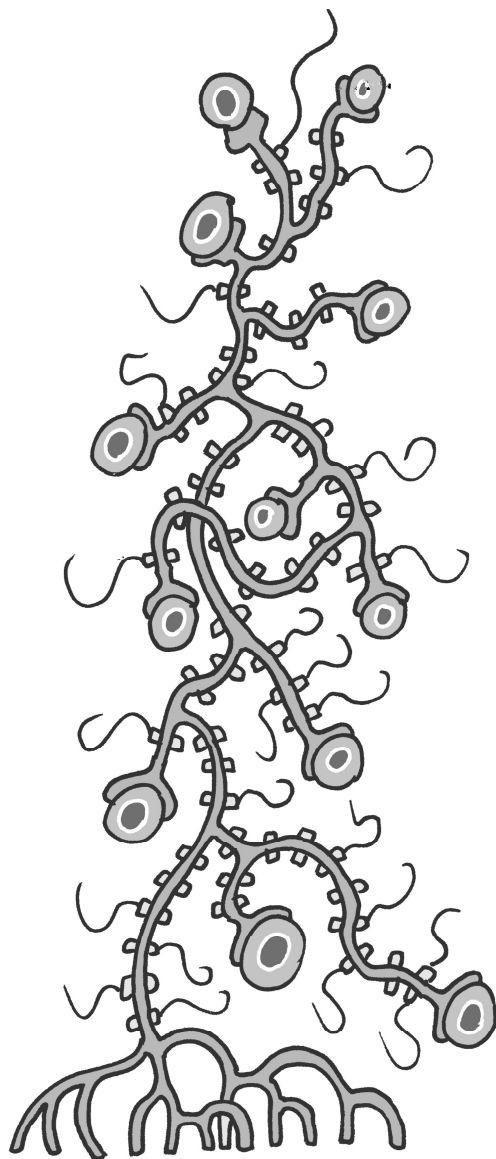
das Gesicht herunterreißen, werfen ihm vor, seine Maske sei ungehörig: Die machen ihn fertig! Fliehen wir! Ziehen wir weg von hier! Gen Süden, wie die anderen Vögel, bis es wieder Sommer wird ...! Sollen sie doch das Schloss übernehmen – was schert es uns? – samt den Büchern, den Pergamenten, der Tinte, dem Tagebuch, samt der Mauer mit den paar hundertdreißig Kerben und einem ... einem Blumentopf mit einer Lilie ..., samt ... dem Bett und dem Baldachin.

Was tun, wenn nichts mehr übrig bleibt? Sie haben erreicht, dass die Bestie flieht. Es ist ihnen gelungen, sie aus dem immer größer werdenden Einflussbereich des Menschen zu verjagen. Aber ich weiß, dass der Tag kommen wird, an dem der Himmel sich mit Maschinen bevölkert ... und das Universum mit Raketen. Was zählt, ist das Leben. Die Ewigkeit hat sich noch nicht erschöpft. Das Ende des Zeitraumes, in dem ich in der Falle sitze, ist noch lange nicht erreicht. Es wird noch eine Weile dauern, bis Maschinen am Himmel die Nähe meines letzten und endgültigen Todes ankündigen. Ach, Braulifemo ...!

Es reicht, hör auf, wie ein Idiot vor dich hinzubrabbeln und in den Himmel zu starren! Du meinst, ich hänge sklavisch am Leben? Mir doch egal. Was das betrifft, wovor hast du eigentlich Angst? Die größte Gefahr steckt doch in der Illusion, die dich am Leben hält: Unsere Verfolger werden eines Tages jene Maschinen erfinden, von denen du so dringend wünschst, dass sie den Himmel durchpflügen. Es werden die gleichen Leute sein, die Enkel ihrer Enkel. Und ich die Beute, hinter der sie her sind: das Abscheuliche, das es niederzuhalten gilt. Arrrrgh! Komm! Mir nach! Ich weiß, wie man flieht und wie man sich versteckt ... Ich werde uns für die Zeit deines Zauberbanns und darüber hinaus am Leben erhalten, ich und nur ich kümmere mich darum, dass du das geweissagte Ziel erreichst: Diese tausend Jahre zu überstehen! Deine eigene Art zu besiegen! Aber halte dich nicht auf, zaudere nicht, denke nicht, mach einfach voran!

Aus dem Spanischen ins Deutsche
übersetzt von Pia Oberacker-Pilick

Europatreffen



Ju Honisch

Zeus war ein Arschloch. Das war er schon damals gewesen, und nichts hatte sich geändert. Heute hieß er natürlich nicht mehr Zeus. Doch er hatte immer noch zu viele Haare, einen lockigen Bart sowie ein Übermaß an Ego und Testosteron. Wann immer sie ihn sah, kochte die alte Verachtung wieder in ihr hoch. Sie konnte ihn nicht leiden.

Dafür, dass die Frau grundsätzlich sterblich war, war sie es schon sehr lange. Sie zählte keine Jahre, und auch bei den Jahrzehnten war sie nicht besonders genau. Sie maß ihre Lebenszeit in Jahrhunderten. So gesehen war sie nun doch schon fast fünfzig, was sie allerdings ungern zugab. Sie erinnerte sich nicht so gern daran. Wozu auch? Sie war jung.

Verhältnismäßig.

Ihr Volk war weitgehend ausgestorben. Oder untergegangen. Oder in Resten verstreut, die sich hier und da noch als genetische Marker hätten nachweisen lassen können, so man danach gesucht hätte. Doch nur selten suchte jemand nach den frühen Phöniziern oder ihren historischen Vorgängervölkern im Alten Orient.

Einst hatten sie die alten Reiche der Welt gegründet. Nun waren sie nur noch Geschichte. Eine Geschichte. Oder viele Geschichten.

Die Frau lächelte. Das konnte sie gut. Die Qualität ihres Lächelns hatte viel bewegt. Sie strich sich die dunklen Haare ihres hochpreisig exakten Pagenkopfs aus der Stirn und nickte, als der Kellner des kleinen Cafés ihr das bestellte Getränk brachte.

Ihr Volk hatte viel erlebt und war offiziell untergegangen – das letzte Mal, als die Römer es für nötig befunden hatten, die fortschrittlichste Stadt ihrer Zeit mitsamt allen darin auszulöschen: *Cetero censeo Carthaginem esse delendam*. Das hatte dieser widerliche Cato damals ständig wiederholt, in dieser abscheulichen Grammatik – außerdem bin ich der Meinung, dass Karthago eine zu zerstörende sei. Grauslicher Satzbau. Römisch eben. Sie hatte die Römer nie gemocht.

Zu der Zeit, als die schönste Hafenstadt der damaligen Welt zerstört wurde, war die Frau aber längst nicht mehr vor Ort. Tatsächlich war sie keine Karthagerin. Eine Weile hatte sie in Tyros gelebt. Dort wohnte sie jetzt nicht mehr. Die Gegend war ihr zu unruhig und sie hatten den Libanon schon lange verlassen, bevor Alexander Tyros zerstört hatte. Das Land war nicht mehr ihre Heimat.

Zeus – dieser Irre ...

Mit einem kleinen Lächeln hob sie ihren Cappuccino an die Lippen und zählte in Gedanken all das auf, die sie in den letzten Minuten nicht gemocht hatte: Alexander, die Römer, lateinische Grammatik, Zeus ...

Im Grunde hatte sie auch schon die Assyrier nicht besonders gemocht, obgleich sie deren Flüche immer noch sehr anschaulich fand. Bisweilen dachte sie, man müsste so etwas wieder im europäischen Vertragsrecht einführen. Denn die Assyrier hatten in ihren Abmachungen immer ein eindeutiges Szenario für die Möglichkeit des Vertragsbruches vorgesehen. Heutzutage ging man mit möglichen Folgen viel zu lasch um. Nirgends stand »wenn du dich nicht an die Europäische Maschinenrichtlinie hältst, möge Gula Krankheiten schicken, dass die Bewohner von (einfügen: Ortsname) in ihrem Blute baden wie in Wasser«.

Sie wusste vermutlich als Einzige genau, wer Gula war. Akkadische Heilsgöttinnen waren nicht mehr in Mode. Und überhaupt war Gula fort. Sie hatte den Anschluss nicht verpasst.

Nicht wie Europa. Europa war geblieben. Dass sie einem Kontinent ihren Namen verliehen hatte, amüsierte sie immer noch. Doch sie hatte sich daran gewöhnt. Niemand dachte mehr an die schöne Königstochter aus Tyros, wenn er von Europa sprach.

Ihre Sippe hatte irgendwann Tyros beherrscht. Im Denken der Menschen waren ihre Eltern König und Königin. Etwas anderes konnte man sich zu der Zeit, in der Kulturen aufstiegen und wieder im Nichts versanken, nicht vorstellen. Europa war sich freilich sicher gewesen, dass dies nur nichtige Titel für die Träger einer Herrschaftsform waren, die so archaisch war, wie diese ganze Welt. Zumindest damals.

Heute nicht minder. Tatsächlich schien sich die Zivilisation bisweilen rückwärts zu bewegen. Auch das war nicht neu. Das Primitive war den Menschen in die Gene gelegt und im Hirnstamm verfestigt. Bei Wesen, die vom Affen abstammten, war das wohl nicht gänzlich zu verhindern. Immer wenn sie etwas Gutes erreicht hatten, das einigermaßen – ohne Blutvergießen – funktionierte, erinnerten sich irgendwelche Dumpfbacken daran, dass früher alles besser gewesen war.

Natürlich erinnerten sie sich nicht wirklich daran. Denn hätten sie sich wirklich und wahrhaftig daran erinnert, dann hätten sie so nicht gedacht.

Europa erinnerte sich. Mit Grausen.

Europa hatte also den Anschluss verpasst. Sie wusste nicht genau, wie lange sie nun noch bleiben musste. In der Zwischenzeit versuchte sie, wenigstens nützlich zu sein. Ihr Hauptwohnsitz war in Hamburg. Doch als Europa-Abgeordnete war sie auch oft genug in Strasbourg oder Brüssel zu finden. Ihr Pass lautete auf den verwegenen Namen Eorope von Tyrs. Googelte man die von Tyrs, fand man eine alte Adelsfamilie. Dafür hatte Europa gesorgt.

Es stimmte ja auch. Sie war eine Königstochter. Lediglich das Reich war Vergangenheit. Aber schließlich bestand das ganze Leben aus Vergangenheit. Das war bei jedem so, doch bei ihr in besonderem Maße. Sie hatte einfach mehr Vergangenheit als die meisten.

Sie wurde kaum älter und war nie krank. Dass sie einfach weiterlebte – sofern niemand sie in Stücke schlug, war einem Prozessfehler zuzurechnen. Als die Kolonisten vor circa 5000 Jahren angekommen waren, hatten sie ihre DNA aufgerüstet, um auf dieser neuen, fremden Welt nicht an unbekannten Krankheiten oder einfach nur an Allergien zu sterben. Gute Selbstheilungskräfte und eine gewisse Langlebigkeit schienen bei der Gründung einer Kolonie von Vorteil zu sein. Zudem hatte man das Erbgut dergestalt verändert, dass es mit den primitiven Menschen des Planeten kompatibel war. Es war immer klar gewesen, dass die Gruppe der Siedler zu klein war, um autark zu überleben. Also musste man sich langfristig vermischen. So war es vorgesehen gewesen.

Doch die Kolonisten hatten sich alsbald aufgeteilt in die Gruppe jener, die wie geplant, mit den Eingeborenen gemeinsam Land, Staatswesen und Kultur aufbauen wollten, und jene, denen ihre unerwarteten Sonderbegabungen schnell die Möglichkeit eröffneten, sich von den indigenen Völkern als Götter feiern zu lassen. Manche taten das heute noch und gründeten abstruse, geldgierige Sekten, die ihnen das an Macht wiedergeben sollten, was ihnen in einer säkulareren Welt verloren gegangen war. Gehirnverseuchte Spinner, die die Machthungrigen um sich scharten.

Die Tür ging, und er trat ein. Er trug einen weißen Maßanzug und einen Seidenschal, den er allzu elegant drapiert hatte. Eine Toga wäre ihm vermutlich lieber gewesen. Oder ein kurzes Röckchen, dass seinen ungealterten Körperbau positiv zur Geltung bringen würde. Immerhin, unter all den gediegenen, dunklen Anzügen und – derzeit – einfarbigen Krawatten in Strasbourg, fiel er auch ohne Röckchen auf. Mehr als sie, deren betont schlichtes und schnörkelfreies Schneiderkostüm lediglich dezent darauf hinwies, sie mochte wohlhabender sein, als sie auf den ersten Blick preisgab.

Er strahlte sie an. Das Strahlen war gekonnt und doch gönnerhaft. Viel zu jovial. Ihr Unmut stieg. Als er sie kontaktiert hatte, hatte sie ihn ignorieren wollen. Doch ihn zu ignorieren, war immer noch schwierig.

»Ich darf doch?«, fragte er mit seiner sonoren Stimme, und dann saß er auch schon. Sie hatte ihn nicht eingeladen. Damals nicht und heute nicht. Er streckte ihr sein Visitenkärtchen entgegen wie einen geheimen Schatz. Sie hätte es nicht gebraucht. Sie wusste, wer er war. Sie blickte dennoch darauf. Juppi O'Deyitee, Berater.

Lobbyist.

»Zeus!«, begrüßte sie ihn kalt. »Nimm doch Platz. Ach, du hast schon. Immer ein wenig zu forsch, nicht wahr?« Sie spürte, wie dünn ihr Lächeln war. Eine Rasierklinge war dicker.

»Eo, mein Schatz. Nun sei nicht so nachtragend. Long time, no see.«

»Nachtragend? Du hast mich entführt, um mich zu vergewaltigen!«

»Verjährt.« Er winkte ab.

»Nicht bei mir!«

»Ach was! Es gab eine Zeit, da mochtest du mich.« Seine Augen funkelten dunkel wie polierte Kastanien. Sie wirkten bei Eo nicht. Bei anderen vermutlich schon. Die meisten Frauen würde er nicht per Rindstransport entführen müssen.

»Dich mögen? Wie sagst du so schön? Verjährt.« Sie sah ihn an. »Was willst du von mir? Ich habe keine Lust, mit dir gesehen zu werden. Eine Abgeordnete mit einem notorischen anti-europäischen Lobbyisten. Du wolltest mich sprechen. Spuck's aus. Und dann geh!«

Er seufzte. »Du bist in den letzten paar Tausend Jahren nicht charmanter geworden.«

»Warum verwandelst du dich nicht in ein Rindvieh und lässt mich in Ruhe? Wir machen dir eine hübsche europäische Normohrmarke in deine Löffel und vermieten dich turnusweise zur Samenspende. Oder hast du verlernt, wie man sich verwandelt? Zu alt geworden, um sich die Knochen zu verbiegen?«

Als man sie damals zu Menschen umgeformt hatte, war manchen die Fähigkeit, sich zu wandeln, geblieben. Einer der schlimmsten Fehler in dem Projekt.

Zeus zog beleidigt einen Mundwinkel herunter. »Durchaus nicht. Flexibel wie eh und je.«

»Du meinst sicher deine Prinzipien.«

»Nicht doch. Ich wollte dir eigentlich einen Gefallen tun.«

Ihre Augenbrauen wanderten hoch. »Das kommt bei dir immer teuer.«

Wieder diese beleidigte Miene. »Aber, aber. Ganz kostenfrei.«

»Dann sag es, und dann geh!«

»Dafür, dass du Politikerin bist, bist du schaurig direkt. Das kann nicht gut für die Karriere sein.«

Sie sah ihn nur an und verschränkte die Arme.

Er beugte sich geheimnisvoll vor, und sie blickte sich sofort um, ob jemand in der Nähe wäre, der das als heimliches Verhandeln mit einem üblen Lobbyisten auslegen konnte. Tatsächlich war es ja genau das.

»Eo, ein Schiff kommt.«

Sie rührte sich nicht. Die Anzahl derer, die so waren wie sie, war nicht mehr groß, und die Technik, mit Schiffen zu kommunizieren, hatte kaum noch jemand. Alle paar Jahrhunderte kam ein Schiff. Die, die es zur rechten Zeit an den rechten Ort schafften, konnten die Kolonie verlassen. Nicht, dass es noch eine war. Oder, falls sie es war, dann nicht bewusst.

»Ein Schiff?«, fragte sie neutral. »Wann? Wo?«

»In vier Tagen. Circa 81 Grad nördlicher Breite und 35 Grad östlicher Länge.«

»Das ist ...« Sie überschlug es in ihrem Gehirn. »Spitzbergen. Fast am Nordpol.«

»Nun, die technische Entwicklung der Äffchen hat es schwieriger gemacht, sich ungesehen zu nähern. In der Arktis mag man Dinge eher für Wetterphänomene halten. Aurora und so.«

Sie blickte den Gernegott misstrauisch an. Es war beinahe vierhundert Jahre her, dass das letzte Schiff in diese Gegend der Galaxis gekommen war, um eventuelle Rückwanderer aufzunehmen. Er hatte sich geschworen, das nächste nicht zu verpassen.

»Wie lange weißt du das schon, du ... Sphinkter?«

Er hob gekränkt die Hände.

»Was denkst du nur von mir?«

»Willst du das wirklich wissen?«

Sein Lächeln zuckte, als hätte es eine Störung, und manifestierte sich dann gönnerhaft und blitzend neu.

»Zwei, drei Wochen. Vier vielleicht.«

»Und du sagst es mir erst jetzt?«

»Ich hatte zu tun.« Er zuckte mit den Schultern.

»Aber ich wette, deine Reisepläne stehen schon, und deine Sachen sind gepackt.«

Er kicherte. »Aber nein. Ich bleibe. Ich kann doch meine ... lieben Kinder ... nicht ohne göttlichen Ratschluss lassen.«

»Es sind nicht deine Kinder. Auch nicht deine Gläubigen. Du magst noch flexibel genug sein, um dich in eine Riesenschleimschnecke zu verwandeln, aber als Gott bist du verrentet. Kein Mensch glaubt mehr an dich.«

Er legte die manikürten, kräftigen Hände auf den Tisch und beugte sich vor. »Europa – an dich auch nicht.« Er feixte.

Sie wusste, er meinte das in mehr als einem Sinn. Sie zischte beinahe. Ihr Kontinent lag ihr am Herzen. Und bisweilen im Magen oder auf der Seele. Sie war nicht verantwortlich, aber sie konnte sich der Sache nicht einfach entziehen.

»Du widerlicher Egomane hast diese ganze verlogene Brexiterbande beraten!«, zischte sie ungehalten.

Er lachte freundlich: »Wir widerlichen Egomanen müssen doch zusammenhalten! Außerdem bin ich Berater. Das ist es, was ich tue: Ich amüsiere mich, und ich berate. – Und dann warte ich, wie die Würfel fallen. Sie fallen jedes Mal, denn die Schwerkraft ist ein Gesetz, das ich anerkenne. Eines der wenigen.«

Sie blickte ihn wütend an. »Vielleicht magst du ja irgendwann mal etwas Nutzbringendes tun?«

»Tu ich doch. Zu viel Friede, Freude, Eierkuchen ist schädlich für die evolutionäre Weiterentwicklung. Die Äffchen verschlampen und entwickeln Zivilisationskrankheiten.«

»Was bist du? Ein Sozialdarwinist? Ein Rassist?«

»Wie sehr du doch in der Tagespolitik verhaftet bist, meine Gute! Bin ich Rassist? Vermutlich. Es gibt zwei Rassen auf dieser Welt, die Äffchen und wir. Und wir können nun einmal mehr. Selbst du, Europa-Abgeordnete Frau von Tyrs. Aber vielleicht solltest du dich um deine Reise kümmern. Nach Spitzbergen kommt man ja noch, aber dort in die eisige Wildnis ...«

»Wer fährt sonst noch?«

»Weiß ich nicht.« Er zuckte desinteressiert mit den Schultern. »Ich jedenfalls nicht. Ich mag diese Welt.«

Sie mochte sie auch – oder doch zumindest das Potenzial, das sie hatte, und die Idee von dem, was sie sein könnte, wenn es plötzlich einen Arschlöcher verschlin-

genden Virus gäbe. Vielleicht sollte sie sich irgendwann einmal mit Virologie befassen.

»Du bleibst also. Pläne?«

Er schenkte ihr ein entzückendes Lächeln. »Es mangelt derzeit nicht an – wie hast du uns genannt? – widerlichen Egomanen, die meiner Unterstützung bedürfen.«

»USA?«, fragte sie. Er lächelte nur. »Russland? Ungarn? Polen vielleicht?«, fuhr sie fort. »Nordkorea?«

»Ich verrate dir so viel: Nordkorea wird es nicht sein. Das Essen ist Mist, und der Brüllator dort ist selbst mir zu viel. Ich habe meine Grenzen. Stilgrenzen.«

Sie zog eine Augenbraue hoch. Er lehnte sich zurück.

»Ich werde dich dann allein lassen, geliebte Eo. Du musst sicher noch packen. Und dir einen Flug buchen. Und besorg dir Schlittenhunde oder wollene Unterhosen. Oder was auch immer.«

Er stand auf, verneigte sich – wie sie fand – schleimig und ging, bevor der Kellner noch seine Bestellung aufgenommen hatte. Eo starrte auf den Tisch.

Nach einer Weile hob sie den Kopf und winkte dem Kellner zu. Sie wollte zahlen. Doch dann sagte sie:

»Bringen Sie mir einen Schnaps. Einen doppelten.«

»Welchen möchten Sie, Madame?«

»Egal. Hauptsache, er brennt bis in den Magen und desinfiziert die Seele.«

Der junge Kellner lächelte. »So schlimm?« Er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern verschwand, um bald darauf mit einem eisigen Glas wiederzukommen, das großzügigst eingeschenkt war.

»Bitte, Madame.« Er stellte den Aquavit vor ihr ab. »Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf: Ich weiß nicht, was der Typ gesagt hat, aber ich würde ihn in den Wind schießen.«

Sie blickte den jungen Mann erstaunt an. Ein hübscher Kerl, gerade gewachsen mit ehrlichem Gesicht. Und Grübchen. Vermutlich ein Student, der hier jobbte.

Sie lächelte. »Gute Instinkte.«

»Das auch. Aber ich studiere Politik. Ich schreibe an meiner Promotion. Ich weiß, wer er ist.«

Das – bezweifelte Eo. Sie nahm die Visitenkarte auf: »Juppi O'Deyitee.« Ein so dummer Name.

»Es geht mich natürlich gar nichts an, was Sie so erzürnt hat, Madame, aber was immer der wollte, ich würde genau das Gegenteil machen.«

»Sie sind ein kluger Jun... junger Mann.«

»Und Sie sind eine sehr schöne Frau, Madame.« Er atmete erschrocken ein und bemerkte sozusagen im Nachhinein, dass er sich nicht kellnergerecht benahm. Sie lachte.

»Danke. Herr O'Deyitee wollte mich zu einer sehr langen Reise überreden.«

»Stehen denn besondere Verhandlungen oder Abstimmungen an im Parlament?« Sie nickte.

»Und da will er, dass Sie nicht dabei sind?«

»Der Gedanke ist mir gekommen.«

»Nun, dann wissen Sie ja, was Sie tun müssen, Madame!« Seine Worte hatten eine treuherzige Note. Ein Politikwissenschaftler. Süß.

»Die Reise wäre auch wichtig«, murmelte sie. »So einfach ist es nicht.«

»Das ist es nie. Noch einen Schnaps?«

»Lieber noch einen Kaffee. Und das ungesündeste Stück Torte, das Sie haben.«

»Sehr wohl.« Er verschwand.

Sie könnte diese Welt verlassen. Lange Zeit hatte sie wenig anderes gewollt. Sie war die Kriege leid, die Brutalität und die Dummheit, die unabänderlich dazu tendierte, komplexere Denkansätze auszulöschen wie ein blutnasser Schwamm. Wann immer es der Masse zu kompliziert wurde, stieg sie wieder auf die metaphorischen Bäume und erfand die Keule neu. Zudem wurde es bei der sich entwickelnden Technik immer schwieriger, in regelmäßigen Abständen mit einer neuen Identität an einem neuen Ort neu anzufangen. Wer nicht alterte, der musste sich stets neu erfinden. All das sprach für eine Abreise.

Doch letztlich wusste Eo nicht, wie es anderswo sein würde. Weit weg. Auf einer Welt, die sie als Kleinkind verlassen hatte. Was wusste sie schon? 5000 Jahre waren auch dort vergangen. Doch lieber bleiben?

Auf der anderen Seite war interstellarer ÖPFV dünn gesät. Es mochte Hunderte von Jahren dauern, bis es wieder einen Transport gab. Niemand konnte wissen, wie diese Jahrhunderte sein würden.

»Madame.« Die Sahnetorte sah so aus, als fiel sie unter die Genfer Konvention. Eo sah zum Kellner hoch, und ihre Augen trafen wieder auf den treuherzigen Dackelblick. Es war ihr, als funkte etwas.

»Haben Sie heute Abend schon etwas vor?«, fragte sie ihn.

»Bislang nicht, Madame.«

»Möchten Sie etwas vorhaben?«

»Ausnehmend gerne, Madame.«

»Nennen Sie mich Eo.«

Er nickte. »Gérard Martineau.«

»Mögen Sie Bach, Gérard? Ich habe Konzertkarten.«

Seine Augenbrauen zuckten. »Selbstverständlich, Ma... Eo.« Vielleicht hatte er etwas anderes als Barockmusik erwartet. Doch den Kontrapunkt zu genießen, war auch nicht das Einzige, das sie vorhatte.

Sie wandte sich der Torte zu. Die Sache mit dem Schiff mochte gelogen sein, doch sie glaubte es nicht. Sie stellte sich vor, wie sie im Schnee unter der Aurora Borealis stand, die sich wie ein Märchenschleier durch den Nachthimmel wand. Die Menschen führten sie auf Interaktion von Sonnenwinden mit der Magnetosphäre zurück. Bedingt war das richtig. Das Schiff würde vor ihr sichtbar werden, und sie würde sagen: »Ich bin Europa von Tyros. Ich will nach Hause.«

»Hatten Sie etwas gesagt?«, fragte der Kellner von hinter der Theke.

»Zahlen, bitte.« Sie legte den Betrag mit einem kräftigen Trinkgeld auf den Tisch und erhob sich. Bach mit Gérard oder warme Unterwäsche kaufen?

»Wir sehen uns heute Abend!«, flüsterte sie in seine Richtung.

»Wo ...?«

»Ich finde Sie.«

Er blickte skeptisch. »Wie ...«

»Ich habe so meine Geheimnisse.«

Es würde andere Schiffe geben. Irgendwann. Vielleicht.

Sie hatte noch keine Lust, den Möchtegerngöttern diese Welt ohne Gegenwehr zu überlassen. Auf Bach wollte sie auch nicht verzichten. Und – ein letzter Blick fiel auf Gérard, den Politikellner – auch nicht auf mögliche Liebe.

Erik Simon
The Last Man
For Jan Havlíš

Today is the day they'll all go away,
they're leaving, but I'll stay behind;
and when they are gone, I shall be alone:
the last one of all humankind.

To Europe they're going—not down on the glowing
old planet that's hot like a stove
with its near-lifeless soil and the oceans that boil—,
they go out to that Europe near Jove.

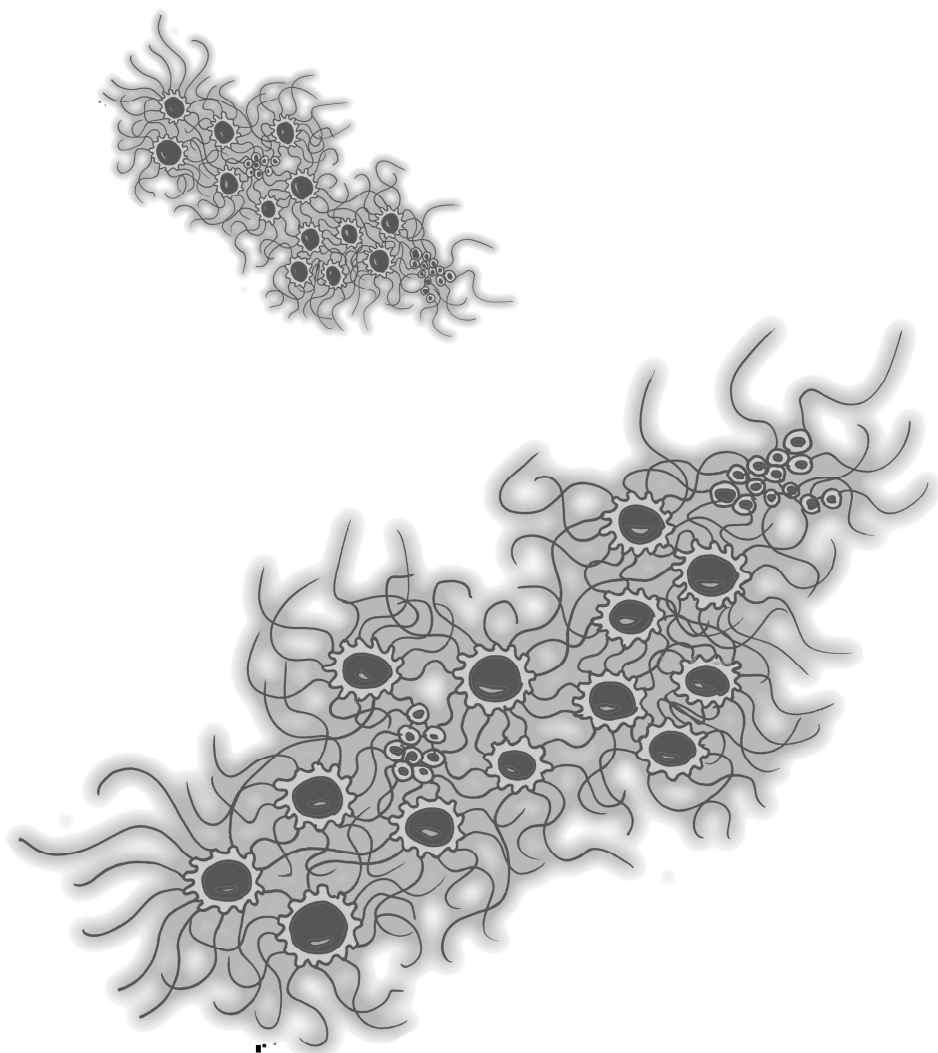
They're leaving this globe, still driven by hope
for a new life, but I will stay here
to die in the dome that has been our home
for many and many a year.

I've spent my whole life and buried my wife
in the crater that always has been
a deep shady hole right here by the pole
where the sunlight will never get in.

But you still can see high above you the sky
so endless, so black and so far
with stars shining bright, not wiped out by the light
of our flaming, our murderous star.

Now the ground is vibrating, they're no longer waiting,
the last ship is starting, and soon
they'll be on their way, and I'm here to stay
and be the last man on the Moon.

Aleta from Sunday+2



Aleksandar Žiljak

The ship was a shell moving on her own through infinite space, following inertia under cold unfeeling stares of billions of stars. She was two hundred meters long. She was driveless. The main propulsion unit had been jettisoned automatically. Less than half a minute later, it had evaporated in a thermonuclear explosion of the reactor with failed cooling system.

The rear part of the ship had been torn asunder. In some places, her skin had been ripped to shreds by forces trying to dismember the entire ship as she dropped without control out of faster-than-light jump. Smaller torn pieces floated around the hull, following her in her aimless journey like moons orbiting a cratered grey planet.

At first glance, the wreck looked lifeless. But the forward part of the ship survived the disaster. Fed by auxiliary power, red position beacons blinked monotonously: feeble signs of technological civilization in mute interstellar space. The transmitter was broadcasting continuously for four standard years, sending one and the same signal into the depths of space: distress code and call-sign of the ship, and her calculated position. Radio waves will take seven years to reach the star nearest to the ship. It will take them much longer to the nearest inhabited world.

Amidst the dark hulk of the derelict ship, among the red position beacons, there was a porthole. White light from the interior of the ship – more precisely, from her mess-room – spilled through thick impenetrable glass into darkness. And against that light, a head of a thirteen years old girl was silhouetted. And behind her, the shapes of two persons, a woman and a man going through motions of everyday life.

It was supper time.

The girl was looking at the stars through the thick glass: tiny distant dots of light. The whole space was sprinkled with them. As her mind wandered, she felt the stars were watching her. She felt puny and insignificant against the magnificent whirling of hot masses of gas. And she felt the stars did not care about her. Nor about her parents, Dora and Moris, or other survivors onboard the ship. For a moment, the girl hated the stars.

»Aleta, come and sit down!« her mother called her.

Aleta obeyed reluctantly. Moris was sitting opposite her. Dora placed three white plastic dishes on the table. Each was filled with nutritious mash. Then Dora sat at the table. The parents took their spoons and set to supper. Aleta merely pecked at her mash and stared back at the stars.

»Eat,« her father said. »Tonight, it tastes like apples. You like the taste of apples.« Aleta acted as if she did not hear him.

»What's wrong?« Dora asked her.

»I hate that I have to go to sleep. For full nine days!« Dora and Moris looked at each other: this was not the first time they were having that conversation with Aleta.

»But, Aleta,« her mother tried to reason with her. »You won't even feel that much time had passed. When you wake up next Sunday+2, today will feel like yesterday.«

»Still, I'll be nine days older. And I have no-one to play with.«

»Honey,« father said patiently. »You know that we, the survivors, had to split into ten groups after the disaster. It was only natural we split in families. And you know well enough why we had to do it.«

»I know,« Aleta sighed, repeating what she heard countless times before. »When the reactor was jettisoned and exploded, we succeeded to seal safely only

the corridor with cryogenic chambers and this part of the ship. We can live only here. And there is space and air here for about one tenth of us.«

»Exactly,« Moris confirmed, spooning his mash with relish. »Therefore, we had to introduce a ten-day week. Seven regular days of the week and three more Sundays: Sunday+1, +2 and +3. Each family spends one day awake. Then they go to sleep, hibernated in their cryogenic chambers, and another family awakens in their place.«

»But it's been four years since the disaster,« Aleta moaned.

»Yes, honey,« Dora replied. »But each group feels like less than five months had passed. We slept through the rest of the time. Not only can we live like that without being crowded, but our supplies will last ten times longer.«

»Sometimes I wish we don't wake up at all.«

»If the ship wasn't damaged,« Moris nodded, »we could probably do that. But somebody must keep vigil at all times, watching and controlling all the life-support systems. We can never tell when something could fail forever. And then no-one would wake up anymore.«

Aleta did not reply, merely staring dismally into her mash. She knew well they floated through space without any propulsion, on auxiliary power. No-one could tell when their distress signal would be intercepted. No-one could tell when they would be rescued. The longer their remaining supplies lasted, the greater their chances were. Aleta did not dare ask the obvious question: what will happen if they are *never* found? If the supplies run out, and they are still floating through the merciless, cold interstellar space? Not once did she feel cold sliver of ice pierce her deep inside when thinking about that.

Dora and Moris looked at each other. They must have asked themselves the same question often. And then Aleta sighed and took the spoon and started eating the apple-flavored mash. She would not eat another meal for nine days.

Once again, Moris looked at the notes they left for the Ivers from Sunday+3 on an e-bulletin board. Scheduled diagnostics of all systems. Notifications of smaller failures, easily fixed. A reminder for engineer Klatt from Thursday to check the cooling unit on the freezer box #7: the probability of failure in the next two months rose to 15%. The suggestion to all the families that supplies from freezer box #7 are to be temporarily removed to other boxes. Dora leafed through her notes with worry.

»This will happen with increasing frequency,« she muttered quietly, so that Aleta could not hear her. Moris merely shrugged. He knew Dora was right: the malfunctions will grow more and more serious and difficult to repair.

Finally, the three of them closed the living space and headed for the chambers corridor. They changed into their flannel pajamas. Moris opened their three cryogenic chambers, separated from others by hastily erected screens. Those three chambers between the screens were their bedroom. Aleta laid in her bed. Dora connected her to life-support and then she leaned above her and kissed her good night. Then Moris came to her.

»See you tomorrow,« he joked and placed a kiss on Aleta's forehead. They were both smiling as the lid was closing. Aleta closed her eyes and soon, against her will, she sunk into a cold dreamless sleep. The nine days' sleep.

Next Sunday+2, Aleta found a plush teddy-bear next to the waste container. It was worn and wet. It looked like it fell into water. Its left arm was nearly torn away, hanging just on a thread or two. It was missing its right ear, too, as if a naughty

child was playing with it. Aleta looked into the container and indeed, she found the ear in the non-recyclable waste. She took everything to her mother.

»Mom, look what I found! A teddy-bear. I think it belongs to Lovel, from Wednesday.«

Dora lifted her gaze from the screen. Numbers were scrolling across it.

»Where did you find it?«

»In the waste.«

»Why is it so dirty and torn? Lovel usually looks after his toys. Best you throw it away, Aleta. It's good for nothing the way it is!« Then she shrugged – the teddy-bear was just another piece of normal life swept away by their struggle to survive – and returned to the numbers on the screen.

Aleta paused. Maybe Lovel dropped it somewhere by accident, she decided, perhaps into a recycler. With the teddy-bear in her hands, she ran to the cryogenic chambers corridor. She stopped before the chambers belonging to Wednesday. There was a curtain before her. Aleta knew of an agreement that those awake will not enter the space of those asleep. Except in case of emergency, of course.

Aleta looked left and right: Mom and Dad would certainly be angry to see her there. Then she pushed the curtain aside and entered the 'room' belonging to Wednesday, to Lovel's family. Four chambers, thin layers of ice settled on the insides of the lids. There were names stenciled on the chambers and next to them, monitors. Life-support machines were plotting green broken lines of vital functions across them. Aleta leaned above Lovel's chamber. He was much younger than her: he was nearly six. She looked at his pale face through the ice. And she thought – she was not certain – but she thought she saw frozen tears on his cheeks. Aleta looked at his parents and older sister.

She heard coughing in the corridor. Dad! She shouldn't be here! Except in case of emergency. And was it not an emergency if Lovel fell asleep crying after a ruined teddy-bear?

She knew this repair would take several Sundays+2.

She spent the first Sunday+2 cleaning the teddy-bear. By evening, she found a dry and warm spot, where she knew it would be in no-one's way, and no-one would see it – not even Lovel, she had decided: she wanted it to be a surprise for him – and where she could leave it to dry thoroughly.

The second Sunday+2, she borrowed – so that Mom didn't notice – a sewing needle, a spool of thread, a thimble and a pair of scissors. Humming merrily, she skillfully sewed the torn arm and ear up. Other seams needed strengthening, too, and there were two holes to mend. It was all done by lunch. Aleta lifted the teddy-bear, examining it from all sides. It was old, but now it was repaired and clean and dry again. It had a patch on its back and another one on its belly. Aleta was not pleased. They looked really ugly! Hm, Aleta thought, what was she to do with them?

And then she got an idea!

The third Sunday+2, she tailored a small coat from pieces of plaid cloth. Mom taught her all that a long, long time ago, before the disaster, before they even set to that long journey among the stars. Dora and Moris merely exchanged glances, wondering that Aleta was so quiet, and yet somehow happy, busy with something.

During the fourth and fifth Sunday+2, Aleta sewed the coat. It even had three buttons that she took from Mom's sewing set. She also found a piece of thicker cloth to make a small shawl. She dressed the teddy-bear in the coat and wrapped the shawl around its neck. She took the bear into her hands and examined it carefully. Finally, she smiled with satisfaction. Now, it looked just like new!

At supper, she placed it on the table, still looking at it.

»What is it?« Moris asked.

»Hey,« Dora remembered, »isn't that the broken teddy-bear? Lovel's?«

Aleta merely nodded, proud of her handwork. And before she went to sleep, she ran to Lovel's chamber, pushed the curtain away, looked around and found a spot. She placed a teddy-bear there, so that Lovel could see him the moment he wakes up. She left a folded sheet of paper next to it. The writing on it said only: »Aleta. Sunday+2.«

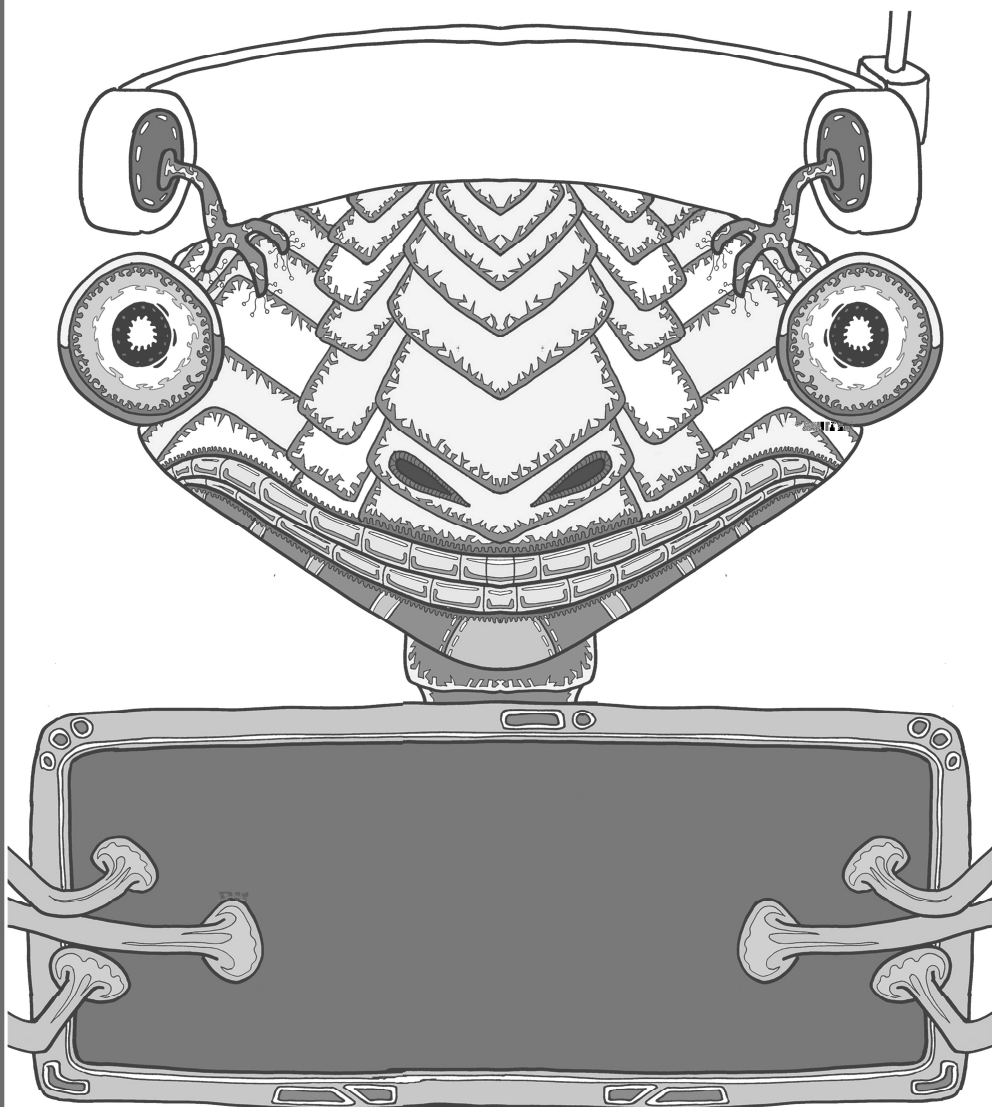
The next Sunday+2, when Aleta woke up and pulled herself feebly out of her chamber, she was greeted by a sheet of paper. Aleta took it. There was a drawing on it – drawn by child's hand and colored with pastels – of a girl sitting beneath a sky strewn with stars. In one hand, the girl held a torn plush teddy-bear. In another, she had a needle and thread. Aleta smiled. Lovel drew her really well, catching her fringe and color of hair and eyes. That meant, she realized, that he, too, when nobody was looking, came to her chamber, the way she visited him in his sleep.

»THANKS!!! Lovel. Wednesday,« was written beneath the drawing.

The ship was a seemingly lifeless shell moving on her own through infinite space, followed by mute stares of billions of stars. But amidst the dark hulk, among the red position beacons, there was a porthole. White light from the interior of the ship spilled through it into the darkness. And against that light, a girl's head was silhouetted. She was looking at the space surrounding her with new eyes, knowing she did a good deed and made a boy happy. And suddenly, the stars did not seem so alien to her, nor did she feel so tiny and insignificant. Somebody called her from inside and the girl leapt and ran merrily to the table.

It was supper time.

Sign Language



Dave Hutchinson

Here they come again. From the base of the tall pine tree on the granite promontory he can look almost all the way down the valley, and down there on the valley floor, between breaks in the canopy of foliage, he can see the intermittent wink of sunlight on a windscreen.

Plenty of time. From the road in the valley bottom they have to negotiate a narrow dirt track that kinks into a series of vicious switchbacks. Andrew will be driving. He knows the way, still has the limp from when he turned the car over going back down the hillside too quickly. He won't hurry.

So Lagrange sits and puts his back against the tree's trunk, feels the breath of the breeze across his forehead, watches a pair of buzzards lazily circling each other high overhead, while the car struggles towards him. A nice day. A peaceful day. Great billows of white cloud drift shadows across the valley, two of them seemingly tethered together by a dispersing contrail. A good day.

Finally, he stands, rubs his hand over the trunk of the tree, dislodging a plaque of bark the size of his foot. A beetle, suddenly evicted from its home, runs across the fragment, sunlight striking colours from its glossy back. Lagrange lifts the piece of bark close to his face to watch the beetle, smells the resinous freshness of the wood.

Then he half-turns and skims it out into thin air, tiny passenger and all, out over the valley, and is gone before it dips groundward and vanishes into the treetops below.

The car is just pulling up as he steps out of the screen of trees beside the house. Andrew sees him and waves. He waves back. Andrew is quickly out of the driver's seat and loping towards him, hand outstretched, mouth forming words, *Hal, how are you? Good to see you again.*

Lagrange smiles. Despite everything, he actually likes Andrew. The producer is not, when all's said and done, a bad person; he's just seen a gap in the market and moved to exploit it. Over the past few years, Lagrange has become quite fond of him, and he's begun to look forward to recording sessions.

Beyond Andrew, two more men are emerging from the car. Alex fulfils some vague administrative function which was once explained to Lagrange but which he has not bothered to remember. The other man is a stranger.

»Barry?« Lagrange enquires.

Andrew turns his head to look at the car, but he makes sure he's facing Lagrange again before he replies. »Glandular fever,« he says. »He wanted to come but his doctor told him to stay in bed. He sends his regards. This is Oscar.«

Oscar is wearing grey jeans and a doeskin jacket. He seems barely out of his teens, all acne and chewing gum. He doesn't bother to shake hands, just nods and begins to unload a number of metal suitcases from the boot of the car.

»He seems very young,« Lagrange says.

»He's good,« Andrew assures him. »Barry's apprentice.«

Walking towards the house, Lagrange jokes, »Isn't there some rule about not sending the apprentice to do the sorcerer's job?« But they both know it really doesn't matter. The real magic happens in the edit; the procedure itself is perfectly straightforward. Andrew, who started out as an engineer himself, could handle it with no difficulties.

Alex catches them up at the front door, holds up his scuffed document case. »You'll like this one, Hal,« he says. »From the pen of the master himself.«

Later, after coffee and cake, Lagrange and his visitors adjourn to the lounge. Oscar puts his metal suitcases down in the middle of the room and walks over to the win-

dow, which runs, floor to ceiling, almost the entire width of the house, seemingly balancing one at the brink of a great precipice carpeted with unbroken foliage. Lagrange watches his lips purse as he whistles.

Then he turns from the window, dismissing the view. Lagrange just makes out his words. »Let's get started, then, shall we?«

Andrew and Alex exchange glances. The boy is breaking protocol here; there are certain informal observances which should be negotiated before any work takes place. Andrew moves to reprimand him, but Lagrange says, »Certainly, Oscar. Of course we can start.«

»There's no hurry, Hal,« Andrew says.

Lagrange stands. »It's not a problem, Andrew.« And to Oscar he says, »I'd appreciate it if you could face me when you speak. Otherwise I can't read your lips, you see.«

This is met with a blank look from the young engineer, who simply shrugs and moves to unpack the recording equipment.

Andrew gets up from his chair and walks over to Lagrange. »I can only apologise, Hal. It won't happen again.« His lips are moving, but Lagrange knows no sound is emerging; this is a little trick they've evolved between them, for moments when Andrew wants to speak to him privately in the company of others. »We can wait as long as you want.«

Lagrange just smiles and shakes his head. It's immaterial to him when the recording takes place, so long as it does.

There is always an anticipation, a faint butterflies-in-the-stomach feeling. This is the eighth time in four years, not counting the first time Andrew and Barry came up here with their idea, not long after Lagrange came home from hospital. It took them almost an hour to talk their way into the house, and another three hours to talk him into trying an experiment, until a throwaway comment by Barry hooked him. That first time, it was the English Folk Song Suite, and he was terrified.

Then, when the recording topped the charts for seven weeks, brushing aside high-class porn and true-life adventure alike, Andrew had returned to negotiate a contract, and he was so excited by the career prospects unfolding before him as he drove back down into the valley that he rolled the car. When he came back a week or so later for what would become the first proper commercial recording, his leg was enclosed in some awful orthopaedic horror device.

Now Lagrange is sitting, calm and untroubled, in his reclining armchair, and old hand at this thing. Oscar is unpacking the neural recording gear; the boy moves with a deceptive slovenliness, but beneath the attitude Lagrange can read the care Oscar takes with his work.

In a strange way, Oscar almost reminds Lagrange of himself at that age. There's a body language he recognises, a carelessness which can easily be misread as contempt. He applied that carelessness first as a composer, then as a conductor, a raw talent deliberately breaking conventions he actually now looks upon with a certain fondness. A lot of it was schtick, of course – the Press still drag up that time he conducted the Moscow Symphony's performance of The Planets Suite while dressed in a Godzilla costume – but just as much of it was insecurity, imposter syndrome. It was something, which could be weaponised to shock and shake things up. He was young; he didn't care what people thought. All he cared about was the music and getting laid, and there had been so very much of both.

Things change and they stay the same, he thinks, considering his lounge, cluttered with Oscar's designer technology. He feels a little foolish watching the young

man unspooling optical lines, assembling interfaces, examining the play of light on tiny screens. Barry is different; old-school, gruffly professional. He would scoff at the idea that what he does could be considered Art.

Andrew goes by behind him, gives his shoulder a squeeze as he passes, calm and reassuring. Lagrange turns his head and sees that Andrew is on the phone, probably a call to the studio, telling them that that team is here, everything is proceeding normally.

Lagrange still thinks of it as an accident, the way a car crash can be traced back to a fatal chain of neglect and coincidence and simply being in the wrong place at the wrong time. He finds he can barely remember her face now, or her husband's face as he sat in the dock waiting to be sentenced. They had all been in the wrong place at the wrong time.

»You never know what you have until it's taken away,« he says to Oscar. »Is that how it goes?« He presumes Oscar knows the story: the deceived husband waiting in the crowds of families and chauffeurs at Arrivals, the single gunshot, lying on the floor of Terminal 5 at Heathrow with a bullet in his head. To Lagrange it seems – has always seemed – like something which happened to someone else.

He died once right there, twice more in the ambulance, a further two times on the operating table. »Only four more lives left,« his surgeon told him later, although by that time they were communicating by writing notes to each other because Lagrange could hear nothing. He seemed, all of a sudden, to be watching his life rather than participating in it.

He looks down at the score lying open in his lap, runs his fingers across it. He's wearing white cotton gloves, to stop the grease and sweat on his fingertips damaging the paper. All the way from the British Museum, imagine it. Last time, it was Mozart, and the score came from Salzburg, and with it two security men who drank tea and took turns to go outside and throw stones at the circling buzzards.

Sometimes it helps, having the original here, but not as often as he's let the studio believes. He thinks of it as an unspoken part of the bargain between himself and the people he is making money for, something that goes beyond profit. He thinks Andrew may even understand, in his way. They get what they want, he gets to touch the pages across which the hand of genius has passed.

He has vivid memories of using neural induction sets himself, before the accident, remembers the sensation of experiencing something through the eyes of someone else. Andrew says that in the early days they just used to slap a recording rig on anyone. Professional gamblers, extreme sportsmen, combat pilots, anything that would give the audience a rush, really. The results were crude, the subjects mostly unable to achieve the states of concentration required to accurately record their memories and emotional states. It was the drugs, Andrew says, which revolutionised the business.

»Ready?« Andrew says, moving in front of him.

He smiles. »I was just remembering.« He tries to moderate it, but he knows his voice is an ugly braying thing. Voice therapists came after the accident, but somehow he could never learn to speak properly again. Maybe it was the bullet, they said. Maybe it was psychological. The brain was a strange thing; it could take massive damage and still function, but a seemingly innocuous fall could kill a person. Give it time, they told him, perhaps the voice will come back if you work at it. But it never did, not properly.

Oscar steps around behind the chair, and Lagrange feels the cold metal of the contacts settling against his temples. He nods at Andrew. »A good one, this time.«

Andrew grins. »Aren't they all?«

Oscar moves to roll up Lagrange's right shirtsleeve, presses a pressure-injector against his arm. Lagrange feels the familiar concussive snap through his skin, and afterward the bicep aches a little. Hypermnesics, Andrew called them once. Drugs to make you remember.

It only takes a few moments. Lagrange thinks of an evening in London, walking out onto the stage at the Royal Albert Hall. Yes ... here it comes ... He touches the score, not even really seeing the notes, pictures himself picking up the baton, and his head fills with a soaring swell of music.

He's always sick, afterward. They give him a pink medicine to drink which subdues the nausea; it tastes, very faintly, of kiwi fruit. Oscar checks everything again, running playback. Andrew stands in the middle of the room, a crown of contacts across his brow. His eyes are closed. He smiles.

Oscar turns his head and says, »You have a good memory.«

»It's all I have left,« says Lagrange. It's true, and it's a lie. He'll never hear another note of music again, except in memory, that's true enough. But there's no shortage of money, of creature comforts. He can still compose, even if he no longer feels he can conduct, and his compositions have made him wealthy. But the music only exists in his head.

Ironically, induction players don't work either. Some kind of neurological damage caused by the accident. The doctors keep promising cures, telling him that research is coming on in leaps and bounds, if only he can wait. But he can't. He has to hear the music, even if it's only played back by the drugs thundering through his damaged brain.

Andrew opens his eyes. He looks at Lagrange and his lips form the word, »Maestro.«

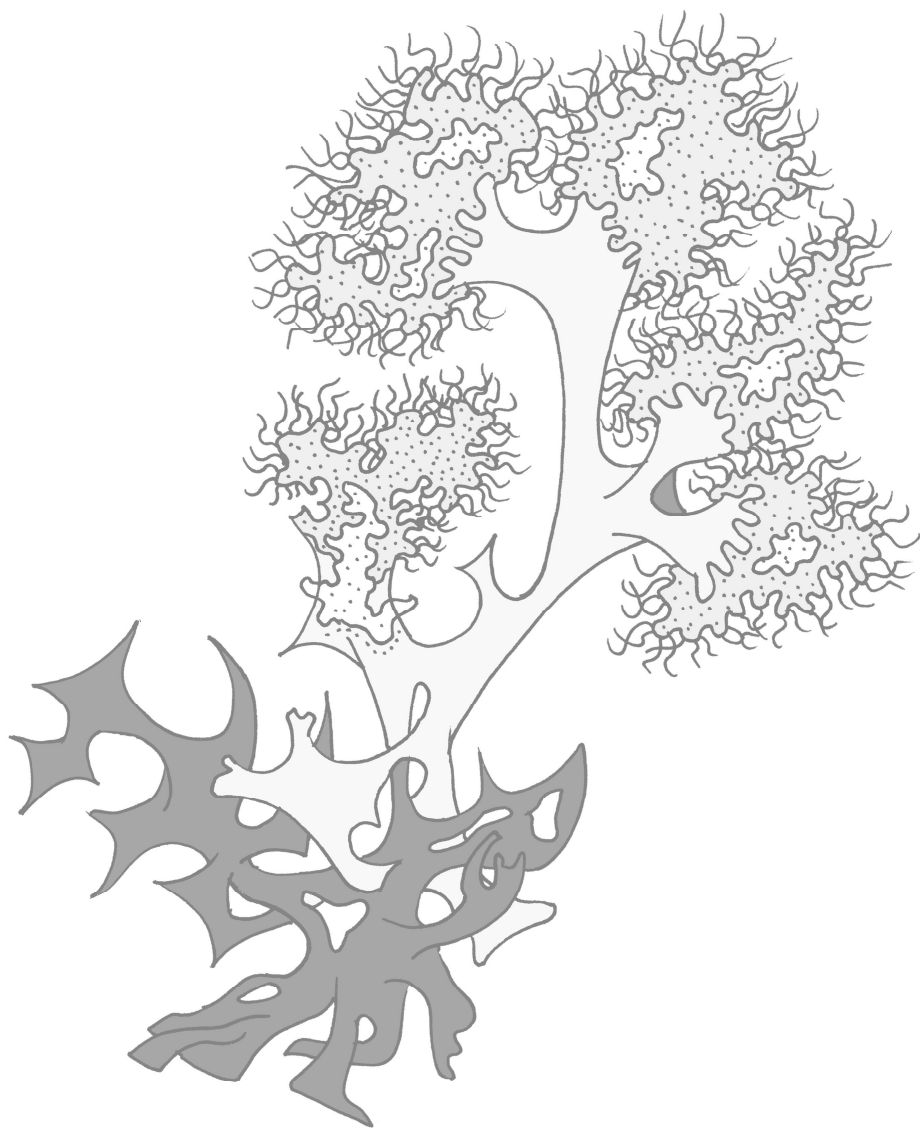
There's an unspoken agreement that the admin – all the dull mundane paperwork and niggling little stuff – is left till last, after the recording session. They spend half an hour or so with that, then hands are shaken and goodbyes are said. Andrew gives him a hug. The car sets out, and Lagrange goes back to the rocky outcrop and watches it begin its journey back down the switchback road.

There is always a little flashback from the hypermnesics, a kind of echo that Andrew calls *afterglow*, and somewhere in the back of his mind he can still hear The Lark Ascending, the heartbreakingly soaring violin solo of that night at the Royal Albert Hall. Total recall.

He wants to extend the afterglow for as long as possible, because he knows he will never hear that solo again. Hypermnesics are psychiatric drugs, used to treat massive post-traumatic stress. Some rogue tail on the molecule makes them home in on the memories being awakened, erasing them by some means which Lagrange doesn't understand. Andrew has a team of biochemists working on the drugs, trying to remove the tail, but it turns out that if you take it off the whole molecule decays and ceases to work. One moment of absolute pin-sharp memory captured by the neural recording equipment, a fading coda, then gone forever. That's the deal he has made with himself.

Finally, the afterglow fades, as it always does, and he's left with the silence and the circling buzzards. It gets harder, and it gets easier. He watches the clouds for a while. Then he gets up and goes home.

Time is Money



Andreas Eschbach

Are you suffering from lack of time? It doesn't have to be that way. Because now you can buy additional time.

Consider the unexpected possibilities of living a day of 25 or more hours! During the additional hours of the day, you can work more which makes you faster than others. Additional night hours allow you to enjoy an undisturbed social life without having to forgo sufficient sleep.

For everyone affordable, indispensable for all: individual additional minutes – for example to catch a train in time in an emergency and thus to avoid trouble due to missed connections and lost business appointments.

Minutes are also available on subscription. Extend your daily lunch break easily by a quarter of an hour or more, eat more relaxed, live healthier.

Take advantage of our discounts for whole days and extend beautiful weekends with family or friends. Is an important project in default? Additional days will help you to meet the deadline. Just imagine you had an extra day to pack before a move or a big trip – what relief! To buy a good book and instantly have the time to read it – not any longer an impossible dream!

Of course, you can also purchase longer periods of time. Cure a disease in peace or do a necessary operation without missing a day in the office. Extend a nice summer or a splendid ski season. Add to the precious years of your youthful months or years of energy and power, and thus reach your ambitious career goals already at an age where you can also enjoy them. (Please inquire about our favourable rates for new entrants). Stretch your ›best years‹ at will. Or save with low monthly contributions a fortune that allows you to add precious months and years to your life's evening, and to see how your grandchildren grow up. At the same time, you increase the profitability of your pension contributions by extending your subscription.

Trust the world market leader for time trading. Call our free order hotline, send us a fax or visit us in the internet.

You don't know what to do with your time? Do you often have to ›kill‹ hours, evenings, whole days with all kinds of entertainment, alcohol or drugs? End this – transform your useless time into money now!

We always buy: lonely evenings, boring days, desolate weeks, sad months, senseless years. We offer guaranteed top prices. Compare – often the sale of your daily hours is more lucrative for you as to spend them working. Wouldn't that be tempting? You get up in the morning, have instant closing time – and earn more than you do in your current job!

At any time we are interested in the purchase of night hours, also individually. If you can sleep without problems one or two hours more in the morning – sell the hours at midnight. Honestly, you never remember what happens in these hours anyway.

Are your weekends more stressful than your job? Nothing but quarrel with the family? It doesn't need to be like that! Relax your nerves, sell your weekends and pamper the people who love you with valuable gifts instead.

Why spend weeks and months in seasons that don't please you, are depressing or you are prone to colds? Get rid of them and get good money instead!

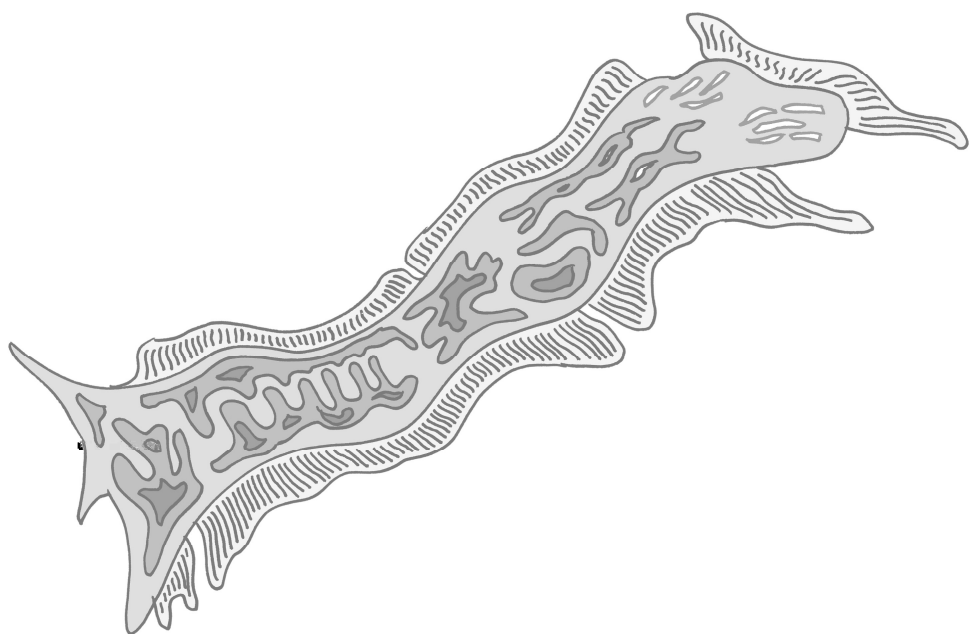
Do you find your whole life meaningless? Then sell it to us. It is quite simple: We determine your remaining statistical life expectancy and make a lucrative offer to you. You decide freely whether you accept it. If so, your life ends immediately and painlessly, and your relatives get paid a hefty sum – more than from a normal life insurance, without embarrassing questions and without legal risk.

Trust the world market leader for time trading. Just call our toll-free service number. The consultation is free of charge and doesn't commit you to anything.

Translated from German into English
by Dirk van den Boom

Between Zeitgeist and Censorship

Experiences with
Utopian Literature



Karlheinz Steinmüller

Introduction

»The science fiction of Atlantis and what has become of it,« Erik Simon titled his obituary about the GDR's science fiction in July 1991¹. In fact, the SF of the vanished state seems now to be almost as remote as the hypothetical literature of the Utopian island. Much is rightfully lost and forgotten, and the more sediments are covering it the better. Other aspects are worth digging out. And, overall, the submarine ruins tell the fascinating story of a literature that was at the same time quite normal and quite different.

This starts with the name. »Science Fiction« had long been frowned upon, a term for that imperialist antihumanist literature which swarmed from the west with space wars and amok-running robots. This should, no, had to be counteracted: a socialist future literature about the perspectives of science and technology, the coming society and the people of tomorrow. At least that is what was wanted by the official cultural policy, by party and government. For in the GDR it was not the market, but the state which determined the agenda. It goes without saying that the publishing houses wanted the readers to have entertaining and exciting reading. But the prescriptions came from above and were expressed, among other things, in the allocation of paper quotas: a certain amount for propaganda, another for contemporary literature, for schoolbooks, for lyricism and also for SF. Thus the science fiction of the GDR developed in the tension between the reader's desires and politics, between the individual views of the writers and the official image of society, between artistic leeway and constrictions through censorship.

A shining future

»Utopian novels« was the name given by GDR publishers since the beginning of the 1950s to books about a bright future in the radiant sign of the five-pointed star, chrome-flashing and neon-lit, with a world sow jet and energy in abundance and with joyous workers, dressed in colourful synthetic robes strolling along the glassy streets. Utopia, already from the word both ideal and scepticism, was for the early GDR-SF legitimation and indissoluble claim at the same time. The term referred to the long, consistently positive tradition line of social utopias, which, according to the official reading, inevitably had to lead to the communist perspective, and justified the linguistic shift into the future. But there was also a dilemma. On the one hand, the reference to Morus and Campanella and above all Edward Bellamy gave science fiction, which could not be called in such American ways, adequate ideological respectability; on the other hand, a really utopian foresight was only too narrowly defined.

»For us the future does not mean Utopia but socialism« a literary critic wrote in these days. »And we are in a happy position to be able to learn from our own future, namely, the Soviet Union, in which tomorrow is already history.«²

Good times are bad times for utopia. Novels like this were sent into production on probation, in order to be able to fulfill specific cultural-political tasks in the sense of socialist realism. They were supposed to inspire young people for the bright communist future and at the same time popularize new scientific findings.

1 Fantastisches Forum no. 5/1991.

2 Gerhard Hauswald: »Prophets urgently wanted: A treatise about the futuristic novel«, in: Sonntag, no. 52/1957, p. 8.

3 Das Magazin, issue 3/1955, p. 36.

After all, some of the »utopian production-novels« were consumed ferociously by the young generation. Eberhardt del'Antonios »Gigantum« (1957), for example, where a new transuran gives enormous energies and the youth of Europe builds a monorail route from Paris via Berlin to Moscow.

Individual, original images of the future had little space in the utopian novel about industrial constructions and inventors. The common model of the future society resembled the texts: with Heinz Vieweg (»Ultrasymmet remains secret«, 1955) as with H. L. Fahlberg (»Betatom«, 1957), with Günther Krupkat (»The Invisible«, 1956) as with E. del'Antonio the novels breathe the lyrics of »awareness of one's perspective«. Peace and socialism are victorious, imperialism has either been pushed back to last retreats like the US or Liechtenstein, or completely disappeared from the face of the earth. The conflict-free egalitarian community lives under a unified world government, and nuclear power facilitates life everywhere. The futures of all these novels – also by different authors – are so similar in the basic traits that the protagonists, if shifted from one book to another, would easily be able to find their way around. The communist utopia presented in those novels is characterized not so much by the description of a new way of life, but by means of things missing: a society without exploitation, without wars, without class struggles, without any crime, without religion, without money, without poverty, without social opposites, even without laziness, domineering, gluttony, greed, envy, hatred – a society without sinful people. The authors had to invent technical misfortunes and squinty imperialist spies to produce suspense.

At the same time, with the textual struggle against saboteurs and diversists, the media fought against Western influences, even against the hated science fiction: »Dreams of sick brains? For sure! This ›literature‹ comes from the United States, the country that has the highest percentage of mental disorders and the most despicable and overcrowded mental institutions in the world. But this ›science fiction‹ fills entire libraries and has millions of readers also outside the mental institutions. It isn't just a question of sick brains, it is a sick social order that finds expression in this kind of ›literature‹ and ›science‹; quite apart from the fact that this future dream of space imperialism has a very present and real purpose: through these daily and nightly horror people are to be accustomed to the thought of the planned nuclear war and made ready for anything.«³

Class brothers in space

In October 1957 the first Sputnik orbited the earth, four years later followed the first cosmonaut. In the eyes of their contemporaries, both demonstrated the superiority of socialism. They opened up a new perspective for Eastern European SF – in cosmic dimensions. The novel »The Girl from Space« (1957) by the palaeontologist Ivan Yevmov prepared the new pattern with his grandiose vision of a »Great Ring« of fraternal cosmic humanities. Soon, East German SF writers such as Günther Krupkat followed him with »The Great Frontier« (1960) or Horst Müller with »Signals from the Moon« (1960) and the sequel »Ganymed« (1962).

Mention must be made in this context of the first SF film shot in the GDR: »The silent star« (1960), a co-production of the East-German DEFA with a Polish studio, produced based on Stanislaw Lem's novel »Planet of Death« (1949). The film, which is still worth seeing today, contains nearly all of the important utopian motifs and themes of that time: a mysterious coil, relict of a probe from Venus that crashed as the Tunguska-meteorite in 1908, causes mankind to send a space ship to the »silent« planet. On the way the international crew discovers that the Venus-

inhabitants wanted to eradicate mankind by radioactive radiation and to conquer the earth. The astronauts end up in a strange, radioactively contaminated »glass forest«, wandering through the fantastic backdrop of a melted Venusian city. As in Hiroshima, only the shadows on the walls have remained of their inhabitants.

Based on the urgent warning of atomic self-destruction followed a positive message, which was in the sense of the official propaganda: Only civilizations which are far advanced and thus peaceable can develop the technologies necessary for space-flight. Therefore, after the end of the race against capitalism, the united humanity will have the necessary means at its disposal in order to be able to carry out space travel on a grand scale. Space wars – as in imperialist science fiction – are thus excluded. Our cosmonauts will always encounter »brothers in space« in the depths of the Milky Way.

Or they encounter not yet as far advanced civilizations as in the del'Antonio's second novel »Titanus« (1959). Cosmonauts who land on the planet Titanus I must soon realize that there is a capitalist regime of oppression. The exploiters are from the planet Titanus II; they have fled from there after a successful revolution of the working class. They are planning revenge, building up an arsenal, and finally firing off their nuclear missiles. But the technically superior inhabitants of Titanus II direct the projectiles back to the aggressors.

After »Titanus«, more novels described class struggles on alien planets. Frequently they let the terrestrial astronauts face the decision »Interference or not?«, such as Lothar Weise's »The Secret of Transpluto« (1962) and Hubert Horstmann's »Voice of Infinity« (1965). Is it possible to support revolutionary forces on foreign planets in the sense of »socialist fraternal aid«, i. e. to try an »export of revolution«, or is this an ethically and socio-politically impermissible intervention in the inner development of a civilization?⁴ Sometimes even parallels to Star Trek appears. Here the Federation's »Supreme Directive« prohibits the intervention in the development of other species.

But these parallels to Star Trek are not exhaustive. As with the U. S. S. Enterprise, GDR-spaceships are controlled by an international and multiethnic crew, like in Star Trek-TOS money and exploitation are abolished. Technological optimism is linked to a peace-oriented and progressive basic attitude. With a slight exaggeration one can therefore characterize Gene Roddenberry's Star Trek-TOS as an almost socialist utopia.⁵

The Errors of the Great Wizards

For a decade the space utopia dominated the SF of the GDR. At the beginning of the 1970s, new topics were added, and instead of technical issues, moral questions came to the fore. Disappointed expectations were the inspiration for this development. »Overtaking without catching up« had been the slogan of the last Ulbricht-years. The superior society, science and technology (especially cybernetics!) were supposed to make it possible for the East to pass the West. At the beginning of the 1970s, this party-official utopia was spoiled – just as in the West the »limits of growth« became clear.

Writers and readers had by now discovered that the »utopian alienation«, the remote place, which is difficult to verify by the censor, offered an opportunity for critical anti-utopian viewpoints. Thus, in the novel »The Powerlessness of the Almighty« (1973), Heiner Rank describes at first sight a highly technical utopia of prosperity and leisure.⁶ The protagonist awakens on a strange planet, on which work is unnecessary, indeed, for the inhabitants mentally impossible. However

colourful and varied the life-long hippie existence with free love and drugs may be, it is purposeless, and even those who rebel against their uselessness cannot change the state because they are genetically manipulated and incapable of violence. Rank not only took up the current western concepts of an endlessly rich and leisurely society; because of his vision, which did not correspond to the communist idyllic promises of the future, his novel evoked some controversy.

Günther and Johanna Braun ventured into the taboos surrounding the real socialist regime. Already in their SF debut, »The Errors of the Great Wizard« (1972), they portrayed, in an amusing and ironic manner, the imaginative and individualistic resistance to a dictator who based his rule on consumption and mass stupidity. They were concerned with the »malpractices in Harmonopolis« (the title of a story of 1975), the blind spots in the eye of the beholder, who is delighted by a superficially perfect vision of a future society. For the first time in the SF of the GDR, they tackled environmental problems. Thus in »Omega XI« (1974) the trash caused by prosperity piles up into true mountains, from which an infectious wind blows.

With del'Antonio, engineers and cosmonauts were still the positive heroes. In the case of the Brauns, Alfred Leman, Curt Letsche, and some other writers of this time, they are rather their counterparts, people who revolt against the conventions of a scientific life, against the Professor Mittelzwegks (G. and J. Braun: »Conviva Ludibundus«, 1978), who are of the short-sighted opinion to be able to control the consequences of their inventions, against technocratic (i. e., party-bureaucratic) regulations. The Brauns and increasingly other authors took a pot at the bureaucracy and the plan-based economy, the life planned through it, undemocratic leadership, senseless phrasing and unwarranted faith in science, all the features of the socialist reality.

Meanwhile, mainstream authors used the tools of SF as well. For example Christa Wolf (story »Self-experiment«, 1975), and above all Franz Fühmann. His series of anti-utopian stories, which appeared under the alienated title of »Saiäns-Fikt-schen« in 1981, is among the most distinct and important SF works in the GDR. In them, Fühmann exposed the encrustations of a society in which the only true ideology permeated all areas of life and problems were solved by quoting from literary classics.

The two volumes of Gerd Prokop dealing with the »private eye of science«, Timothy Truckle, are also worth mentioning: »Who Steals Lower-Legs? (1977) and »Robbery of a seed-bank« (1983). Funny and partly reminiscent of the style of R. Chandler, Prokop combines the narrative structures of criminal stories and SF – a process that other authors (such as Rainer Fuhrmann) used as well. Prokop's location is a nightmare-like USA of the future, which sometimes seems to be stereotyped and grotesque, but which, on closer inspection, turns out to be an anti-utopian version of the GDR.

»That's not possible!«: Experiences with censorship

Like literature and art in the GDR as a whole, the utopian literature was also exposed to sometimes more, sometimes less direct censorship. Editors and publish-

4 The »interplanetary revolution« was already mentioned by Alexei Tolstoi in his novel »Aelita« (1992), which has been published many times in the GDR. This topic later outlived itself.

5 K. Steinmüller: »Nearly a socialist utopia. U. S. S. Enterprise, home-port GDR?«, in: Kai-Uwe Hellmann and Arne Klein (eds.): »Infinity ... Star Trek between entertainment and utopia« (1997), p. 80-90.

6 Interestingly, a novel with a similar topic had been published shortly before the Prague uprising in the CSSR: Cestimir Vejdelek's *Návrat z Ráje* (1963, Return from Paradise, Artia Press, Prague 1966).

ers, reviewers and the Ministry of Culture, as well as the SED (the ruling party) and the mass organizations, sometimes even individuals had – to varying degrees – a say in these matters. Despite formal procedures such as the issuance of the printing permit by the authorities⁷, responsibilities were frequently lost in a network of directives, co-arguments and collusion. From the author through the editor to the employee of the approval authority – on almost every level, individual courage stood in contrast to pre-emptive obedience and cowardice.

An »optimistic picture of history« – as far as society and also the consequences of scientific and technical progress were concerned – remained the main criterion for publishing houses, authorities and reviewers. »And this is our future?« was always the killer-question. We had this experience around 1980 when we worked on our novel »Andymon. A Space Utopia« (1982). The novel is set far off the earth and without contact with it, which was already problematic in itself. In a chapter, our protagonists speculate that humanity might have destroyed itself in an atomic war or an environmental disaster. »That's not possible,« said our editor. If we wanted to see the book printed, we had to make a lip service. In purely formal legal terms, the publishing house always had the right to stop even a printing run that had already started. The standard contract contained a paragraph, according to which the publisher could terminate the contract »if the work has lost its social effectiveness after the conclusion of the contract«. A single added conjecture – in the sense that a mankind capable of building so splendid spaceships would not be extinguished – was sufficient to »save« the book, as our editor said. Still, it was a forced operation. The »scissors in the head« could also cut apart texts in order to make room for formulations that should be gracious to the censor.

Under these conditions, censorship worked on two levels: on the one hand, it was about the total impression (the fading bright future), on the other about individual words, sentences, chapters, persons – about the »thinking in questionable places«, as this kind of censorship was called in the 1980s.

Therefore our editor had on his desk a slip with the current taboo words: bureaucracy (because it didn't exist in the GDR), generation conflict (because there was no conflict in the GDR between the comrades and the youth, the »Combat Reserve«). Third, Soviet people – always to be described positively. Russians, as the ancestors of the Soviets, always positively as well. And of course there was no room for money in the communist future. The chief editor personally made sure that it was abolished at least in texts that portrayed a future beyond 1.1.2000. (»Politically correct« language regulations can, however, also be found today with many publishers.)

In fact, the editor of the novel »Pulaster« (1986) cut out the word »bureaucracy«, which led us to portray the bureaucratic situation a bit more vividly. The intervention, more editing rather than censoring, possibly lead to a gain in substance. In another case, the editor of the novel »Andymon« wanted to replace the capitalist word »team« with the socialist »brigade«, but we objected and succeeded.

In the 1980s, the great socio-political questions were not those of the censors. They were hackling about small issues, attacking rather by chance, but then hard, reacting in the end only to certain words. Parallel to the decline of the system of domination, the censors also lost their bearings in the scrub of their taboos and

7 In principle, the authority to permit the publication of a novel was in the hands of the General Directorate Publishers and Booktrade, part of the Ministry for Culture.

8 Christian von Ditfurth: *The wall at the Rhine* (2000), Marcus Hammerschmitt: *Polyplay* (2002), Simon Urban: *Plan D* (2011), Harald Martenstein/Tom Peuckert: *Black Gold from Warnemünde* (2015).

sensitivities, torn between »dangerous places« and the fear of scandals carried across the borders.

From Utopia to Alternative History

In Andreas Melzer's tale »Advance toward Andromeda« (1990), an astronaut is caught up during his flight to the Andromeda nebula by an astronaut colleague in a more recent, more advanced space ship; his mission has become obsolete. But while the protagonist is still in the process of accepting the changed situation, the next, again faster, ship is already arriving. An immediate flight does not seem to be advisable, because: »The longer you wait, the faster you get to your destination.« The pilot arriving in the fourth ship, tells them that the mission, Andromeda, is abandoned completely and he is to bring everyone home. A narrative that reads not only as a play with the paradoxes of progress, but as a parable on the loss of the utopian ideal. From »overtaking without catching up« to »life punishes those who come too late«.

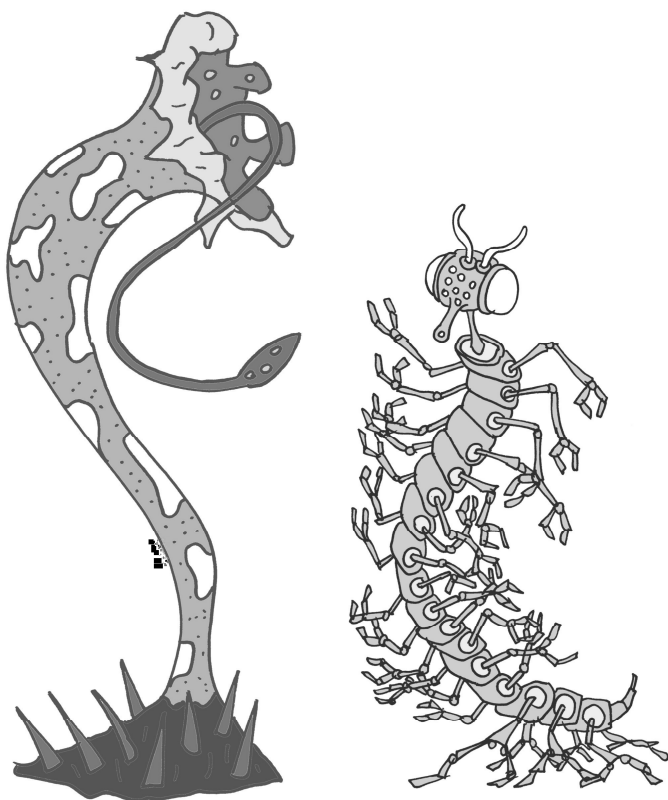
With the end of the GDR and its protected internal SF-market a large part of the East German SF authors lost their basis. A few, especially the younger ones, have been able to assert or establish themselves, such as Karsten Kruschel with his »Vilm« trilogy.

The »utopian literature« of the GDR has also come to an end with the GDR. The GDR itself has sunk into the area of alternate history, as a growing number of partly whimsical, partly polemical, rarely nostalgic excursions in parallel worlds show a reunification under inversed circumstances or simply a continued division.⁸ From this point of view, the GDR shares the fate of the mythical island of Atlantis.

Translated from German into English
by Dirk van den Boom

Hidden Gems in German TV

The Movies of Rainer Erler



Jürgen Lautner

German Television broadcast a lot of highly sophisticated films, dealing with near future SF. I was strongly influenced by Rainer Erler, who acted as director and editor. I was mostly impressed by »Das Blaue Palais«, the »Blue Palace«, a series of five TV feature films broadcasted in 1974 and 1976.

The first episode, »The Genius«, starts with a group of people leaving the old palace, the institute, where they have worked as independent scientists beyond ethic borders. A new member of the team is introduced: Felix van Reijn. An isolated brain kept alive by machines and connected to computers. Someday, they hope he will share his secret, becoming a genius in piano playing, chess or Japanese painting. All of van Reijn's new skills are extracted from the brain of a dead person, using RNA. Van Reijn is not a brutal killer; he preserves the extraordinary capabilities of individuals from getting lost when they die of cancer, heart attack or old age. At the end, he commits suicide, but his brain survives, waiting for a contact with the scientist from the »Blue Palace«.

But most impressive for me was the fourth episode »Immortality«. Working with *Drosophila melanogaster*, Scottish Scientist Ian Mackenzie managed to create eternal life. He stopped the loss of information after certain steps of DNA-replication, long before enzymes such as telomerase were in public discussion. But the consequences of transferring his successful efforts to higher organisms or in the end to people, forced the Cambridge University to dismiss Mackenzie. Together with his wife Eva, he went to his family's ancestral home, Eilean Donan Castle and finished his work there. Sibilla and Jeroen from the »Blue Palace« team happened to find his publication and tried to get in contact with him. From Cambridge they went to the Scottish Highland and meet Mackenzie and Eva at Eilean Donan Castle. Mackenzie has stopped any research on immortality. A severe disease forced him into a wheelchair. But this was not the reason. He was afraid of an overpopulation of the earth if no one will die anymore. People or animals living, spreading and not dying like the flies.

Back at the »Blue Palace«, all efforts of Sibilla and Jeroen to copy Mackenzie's successful experiments failed. But suddenly Eva arrived. Mackenzie has died, but she had all his important documents in her suitcase. Jeroen quit his collaboration with Sibilla after she tested the procedure of becoming immortal on her own body. And then the mentor of the »Blue Palace« started a study with one bus full of people of every age. On arrival they were full of ideas about what they could do in their endless free time: gambling, playing chess or music together.

A scene, I can remember even 40 years later, was totally impressive. One night, Eva meets two other members of the team. It was totally quiet in the institute despite more than two dozen test subjects who were living there. They think they have endless time. Why chess today, if you can do this in 10 days or years? Why to risk anything, breaking legs on the stairs and endanger your eternal life?

But only Jeroen knows that the test would fail, because he sabotaged the probes and inactivated them before vaccination. For Sibilla the story ends in a catastrophe. Back at Eilean Donan Castle, the Cambridge Scientist together with Jeroen and Eva confiscated all notes of Mackenzie to destroy them later. A policeman got the order to kill all the immortal flies. But he let them escape. »I'll never kill animals – why should I?« was the shocking answer at the end, when millions of immortal flies escaped from the castle's lab.

»The beautiful end of this world« (German: »Das schöne Ende dieser Welt«) (1984): Dr. Dr. Michael Brandt is an employee of a German chemical company. He was sent undercover to Australia for buying land. On his flight he meets stewardess Elaine

who agreed to go on a date with him. But instead of meeting her, he was attacked and beaten, his hotel room devastated and his passport and papers stolen. He does not surrender and fly back, but explores the land he wants to buy. There, a man called Craig and his attackers waited for him. But they only repeated their warning and brought him to Elaine, who is Craig's sister. He got his stolen passport and papers back. And he was invited by her to a sightseeing trip to see all the industry from foreign companies that pollute the environment.

He and Elaine again visited the planned industrial site, watched a Japanese business delegation and were suddenly trapped by a bush fire. But they survived. Brandt changed to the environmental movement, but his former wife Ursula was sent to get him back under control and she gave him a check for the land. He took the money and escaped to Singapore where he meets Elaine again. She convinced him to give the money back to his wife. Then he and Ursula were hijacked by Craig's companions and left alone in the outback. Again they were rescued by Craig, who needed a witness against his companions. They don't work for the ecological movement, but for another chemical company, which also has an interest in buying land.

»Spare Parts« (German: »Fleisch«) (1979) tells the story about a couple. During their honeymoon the husband Mike is kidnapped by paramedics with an ambulance. The wife Monica escaped and together with truck driver Bill they encounter a dangerous and perfectly organized syndicate that supplies the world's wealthy customers with organs of young, healthy people.

And here I saw her again: Charlotte Kerr acted in a main role as Dr. Jackson, a physician at a hospital in Roswell who is part of the syndicate. She wants to get out of this and helps Monika and Bill to free Mike.

I remember very well the discussion in the media about a safe and fair supply with organs, because I wrote an article about this topic in our fanzine »Almagest« in 1979. As SF never helps to prevent a bad future, years later, a lot of countries faced the abuse of transplantation processes. But even if it seems to be selfish: If money would help me to skip some steps in the waiting list for a kidney or liver I wouldn't care about anything and pay to survive.

In 2007, a remake shifted the identical story to South Africa, without any reason, neither for the relaunch nor the changing of country. And without Charlotte Kerr it was totally boring for me.

Erlers version was broadcast all over the world in more than 120 countries and also as adaption for cinema. Only in the GDR it was censored a little bit, for example in the scene when Bill tells Monika that his ancestors came from Poland. Paranoid socialists.

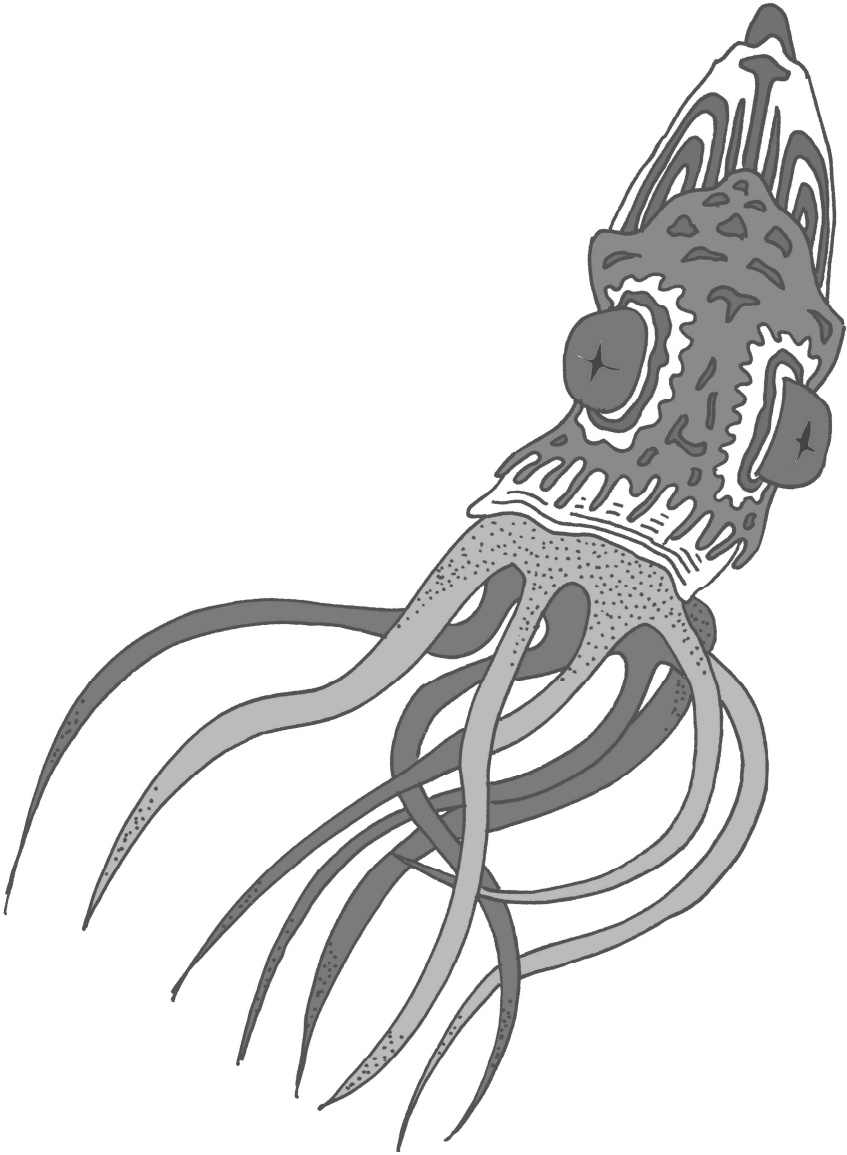
At the end, during credits, Ronnie L. Williams asked in his song »How much is anyone worth?«, which makes the film up-to-date even 40 years later.

There are a lot more films by Rainer Erler dealing with chemical or nuclear pollution and Charlotte Kerr as well as one other film about classic space travel to Jupiter's moon Ganymede. Without any senseless action, but long dialogs and a mas-sage beyond »I want you to buy my merchandising products«.

In the 70s, environmental topics on TV were not common, especially in combination with a thriller. So Erler was sometimes criticised for the action, the love story and all the escapes or survivals of his heroes. But if you compare these few action scenes with films and movies today, you may wish to be back in time, when these hidden gems on German TV were broadcast.

The English version of this text
was reviewed by Sylvana Freyberg.

Eutopia



Robert Corvus

Nazir loved the fragrance of Malika's hair. He would never ask her which of the creams and lotions, which she kept in jars and flagons on the vanity in her bathroom, created that wonderful scent.

He would rather imagine that it was simply herself who smelled so sweet. He stretched himself comfortably, bringing his nose closer to her head which lay heavily on his bare chest. The sun was warm on his skin, the sea breeze made the oppressive heat endurable, and the boat rocked gently in the calm sea. Nazir caressed the soft skin of Malika's arm. She kissed his throat, and laid down her head again.

Lazily, Nazir opened his eyes just wide enough to see that the display was still illuminated in amber. The fishing net was fine, just as the pilchards were taking their time. He was ok with that; they might just as well enjoy today's fine weather. They probably liked a calm day like this better than a storm on the Atlantic.

The waves slapped quietly against the boat's hull as the swell of the sea rushed against the rocks on the beach. A crunching sound came from the fishnet's attachment.

Suddenly, Nazir noticed a different sound. A metallic clicking became louder. Nazir had been going to the sea almost every day for twenty years, initially accompanying his father, later, after his father's death, going alone. He had provided for his mother and his siblings, until they had finally moved to Casablanca. He still enjoyed fishing, even though the profit from selling his catch was less than what Malika made with her programming job. But nothing topped freshly caught fish on the supper table; besides Nazir loved the time he spent on his boat. He could read tomorrow's weather from the shape of the clouds. He knew the hundreds of shades of the desert sand which was blown to the sea by the easterly wind. He knew from the tinges of the waves where the current had driven them from. And so, because he was familiar with the sounds of the sea, he knew that this noise was neither caused by fish, waterfowl, nor another boat.

He opened his eyes, carefully pulling Malika to the side, which made her sigh quietly in protest. He sat up.

A European chopper approached from land. This in itself was not unusual, as the Europeans often flew over the city of Casablanca and the surrounding areas. No one knew why they did that, but their birdlike aircraft with the angled wings didn't bother anyone. At least, not very much. Granted, the illuminated plates under the wings could be annoying at night, and sometimes people were feeling observed, but to Nazir's knowledge the Europeans never responded when hailed on the radio, they avoided other air traffic, and the stories of chopper crews leaving their craft were related by storytellers, rather than by news presenters. They were like the big vultures of the desert: one could see them in the sky, but they did not interfere with the people living on the ground.

Usually the choppers moved around as soundlessly as the vultures, but this one caused a hissing noise mixed with the metallic clicking which had caught Nazir's attention before. And if he had not been mistaken ...

He sat up completely, which caused a louder protest from Malika. She rolled to the side and rested her head against a bundle of rope. She was so beautiful! The soft curve of her brows, the golden blossom of her tiny nose, the olive complexion of her skin, her full lips ...

But something was wrong with the European chopper. Nazir had been right: It was trailing a cloud of smoke behind it. And it was spinning towards the ground. The choppers normally moved independently of the laws of aerodynamics, straight as an arrow into any direction, even more agile than a helicopter. Nazir's second-

youngest brother, who was a pilot himself, kept on raving about them. But this chopper spiralled to the ground, and the smoke it was trailing became thicker and darker.

»It will crash!« Nazir jumped up which caused the boat to rock.

»What?« Malika asked.

»The European!« Nazir moved two metres towards the bow of the boat, to the control panel, as if from there he might be able to see better what happened on the beach.

The chopper hovered; it even gained a few metres of altitude.

Had Nazir been mistaken?

Malika rubbed the sleep from her eyes. She leaned against him, so he would put his arm around her shoulders. He noticed her aroma, but just at the edge of his awareness, as he was fascinated by what was happening.

A European having problems with his aircraft – was that even possible? Nazir knew his own craft very well, the engine, the hydrojets, the sonar. He repaired everything, and he always tinkered with it in order to improve it. Other fishermen often asked him for help with the electronics of their boats. Compared to that, the European technology seemed like the magic of djinns. Was it even possible for something as advanced as that to fail?

Nazir gazed along the coast towards the distant silhouettes of Casablanca's skyscrapers. They were alone with the chopper – there was no boat, and no other aircraft.

A bright flash at the chopper made Nazir blink and startled Malika. The craft fell like a stone and crashed into the earth behind the embankment, causing a rolling thunder and a billowing cloud of dust.

Nazir touched the sensor for the emergency start. The net was automatically disconnected; it was left behind with a signal buoy. The hydrojets jerked the boat forward so suddenly that Malika almost fell, but Nazir held her safely.

»What are you doing«, she asked.

»We need to help him.«

Nazir knew this part of the coast well. The rocks could pierce the hull of the boat, but they also formed natural landings. He steered the boat through one of the channels, killed the engine, fetched one of the ropes which were tied to the railing, and waited impatiently while the boat drifted towards the rocks. He jumped out and moored the boat to an upright stone.

Malika handed him the medkit, which she had pulled from its compartment. He helped her ashore, and then he started towards the crash site. He was faster than her; sitting at a computer all day had made her a bit sluggish.

»Be careful!«, she called out. »By the grace of Allah, remember what happened to your father!«

Nazir knew of course how dangerous the Europeans were. Their continent was a single, huge fortress. Europe, the forbidden country. Who didn't dream of the wonders behind the wall of blue-grey plastic which marked its shorelines? Nazir's father had succumbed to the temptation. The laser light from the watch-towers had incinerated him, just like thousands others whose dreams were stronger than their common sense.

On top of the embankment, Nazir stopped. The chopper lay tilted upside down, one wing was broken, and there were gashes in the main body. Oily black smoke drifted towards the desert. The fisher took a moment to convince himself that he was not dreaming, and that a European aircraft had really crashed into the sand before him.

Breathing heavily, Malika caught up with him. She took his arm.

»Somebody needs help there«, he said.

»You cannot know that.« She bent over and braced herself on her knee, but continued to hold his arm. »It might be a drone.«

Nazir sceptically looked at the wreck. Jets sprayed smothering foam which reduced the smoke.

»Is there anyone?«, he called. »Can we help?«

»Europeans can help themselves.« Malika's awe for the civilisation in the north made her voice tremble. She had visited the abandoned enclave of Melilla not just as a tourist, but had also volunteered to help with the excavations. She still followed the publications and speculations about the mysterious artefacts which had been found there.

But the Europeans were humans, not angels. Nazir freed himself from his wife's grip, and approached the chopper. »We want to help«, he called out.

A snapping sound made him start. The sound had not been caused by a weapon being aimed at him, but by the cooling of the blue-black metal of the chopper's hull. He swallowed and moved on.

Seen from up close, the damage looked a lot worse than before, even though the foam had fulfilled its purpose and had smothered the smoke. With its broken wing, the craft reminded Nazir of a crippled bird. Red liquid was seeping out. It certainly was some kind of fuel or grease, but it looked like blood. Bent metal struts were jutting out like broken bones. Smaller debris was littered around. Lights flickered inside.

Nazir went half way around the wreck and bent down to peer inside through one of the larger gashes. »Hello? Is there anybody?«

Suddenly, a circular hatch opened. As the chopper was lying almost on its roof, the opening was two metres above ground, pointing diagonally up.

Malika stood five metres away. She looked worried.

Nazir swallowed. He adjusted the medkit's shoulder strap so it would not hamper him when climbing up. He gingerly touched a projecting piece of the hull. The dark metal was still warm, but not hot enough to scorch his skin. He climbed up and pulled himself into the craft.

He felt the pulse throbbing in his wrists, and his throat became dry. No one he knew had ever seen the inside of a chopper.

The cockpit was about three metres wide. The pilot's seat had been ripped from its base, which was diagonally above Nazir due to the orientation of the wreck. Lights were flickering on consoles which were positioned all around. One of the walls was illuminated in pale blue.

In the light of the consoles and the wall Nazir could see the twisted body of the European. He had two arms, two legs and a head, but there the similarity to humans familiar to Nazir ended. Instead of a face, there was a smooth semisphere at the front of the head, reflecting the interior of the cockpit and Nazir. There were no ears on the sides of the head, but little chrome dishes. The right arm was shattered; a bone was sticking out through the light grey combination the man was dressed in.

But was the pilot really male?

Nazir looked for indications. There was no bulge at the chest, and the shoulders were much wider than the hips. The legs were very short, no longer than Nazir's thighs. The left arm, however, was extremely long. It didn't end in a hand, but in a metal gripping device.

»Connection...« the European sighed with an indistinct voice. »Please...«

Nazir approached the pilot across the tilted floor. He crouched down beside him. He opened the medkit and inspected the broken arm. The bleeding of the wound reassured him, at least this was familiar. But was this the most severe damage? Helping with an internal injury was beyond his means, and if the ... non-human components ... of this eerily alien body were injured ... or damaged? ... Nazir would not be able to help.

»Allah, how far have you gone?«, he murmured.

»Connection ...«, the European groaned again.

»I will fix the broken bones.« Nazir took a stretch compression bandage from the medkit and held it in front of the reflecting sphere. »Then, I'll get you out of here and ...«

»No!« The metal hand suddenly grabbed Nazir's arm, making him cry out. »Connection ... need ... antenna ... outside.«

Nazir looked at the hatch. »I need something to lower you down. I could fetch a rope from my boat ...«

»You must ... the antenna ... please ... my body ... not important.« The European released his grip.

Nazir stepped back. He was confused.

Malika climbed into the cockpit. She stared at the European. »The crash will not go unnoticed.« She wrapped her arms around herself. »It will have been seen from Casablanca. Others will arrive soon, maybe the Algerians. They might try to take him hostage to blackmail Europe.«

»But that would be a disaster!« Quizzically, Nazir looked at the pilot. But it seemed as if he had not heard them. His metal hand operated the touchscreens in front of him. Nazir could not imagine what their function was.

If the Algerians harmed a European who had had an emergency in Morocco, there would be repercussions. Many of them would not care in their thirst for revenge. European weapons had poisoned their homeland and had made Algiers uninhabitable for generations to come. The uprooted people possessed almost nothing besides their bitterness.

»We should get away«, Malika suggested. »Out to the sea. We've got nothing to do with this.«

»He is a human who needs our help!«

»A human?«, Malika asked. »Really?«

Nazir had to agree that the European really looked very alien. He didn't even have a face.

But the face was not the essence of being human: Not the body, but the eternal soul breathed into him by Allah. How should Nazir make it clear to his wife that this was not just about the stranger, but also about themselves? They would suffer if they abandoned a human in need. Nazir would always remember and be ashamed, and so would Malika. She was afraid, but she had a beautiful soul. She would accuse herself once she was safe.

»What is your name?«, Nazir asked.

»Roland«, the European answered.

This single word, this name, was enough. Malika understood.

»What should we do?«, she asked.

»He said we need to fix the antenna.«

They climbed out together. Nazir first lowered Malika, and then he followed and jumped down onto the ochre-coloured sand.

The severed antenna was just a few steps away. They fetched the bright metal pole, which didn't bend under its own weight even though it was four metres long.

»I wonder what kind of material this is.« Malika rapped it with her painted fingernails. »So light, yet so strong.« Her gaze wandered to the wreck. »And how do they keep the choppers airborne? Have they really mastered gravity? They would have to be able to flatten space-time.«

For a moment Nazir allowed himself to remember the sparkling eyes of his father when he raved about the wonders that were rumoured to exist in Europe. Floating houses, connected by airborne waterways. So much snow one could form statues with bellies as round as a ball from it. Ovens which prepared the most delicious meals automatically. People in Europe stayed healthy forever, and lived to the age of three centuries. They wore the finest garments, which changed their colours in the sunlight. There were no arguments, no envy, and no scarcity in Europe. Everyone lived as one pleased. This was different from life here in Morocco, where Nazir's uncle had swindled his father out of most of his wealth.

»Help me find the place where the antenna broke off«, he asked.

The quickly found the place and they used the bandages and threads from the medkit to reconnect the pole. The point where the antenna had been severed lay in the sand facing downwards, and they were unable to turn the chopper over. A bend remained at the connecting point so they could point the antenna towards the sky. The metal was connected, that had. To be sufficient

The heat was burning much stronger here than it had been out on the sea. Nazir and Malika were exhausted; sweat glistened on their bodies and faces. They smiled at each other and took each other's hand. They knew they had done the right thing.

»Do you think the rescuers from Europe will arrive before the people from Casablanca?«, Malika asked.

The wrecked chopper lay in a depression; hence the town was invisible from their position. Nazir looked sceptically at the cloudless sky. How far away would the nearest chopper be? How long would it take to get here?

Would the Europeans think that the two Moroccans were somehow responsible for the crash? And what should they do if angry Algerians arrived first? They would not be able to protect Roland from them.

Thoughtfully, Nazir picked up the medkit. He had done as Roland had asked, but he had not treated the pilot's wounds. He would at least check whether he was still bleeding.

He noticed the worry in Malika's eyes, but she nodded.

Nazir climbed back into the cockpit. Roland still lay in the same position.

»We fixed the antenna as well as we could.«

He scrutinized the European. »Were you able to send a message?«

There was no reply.

The indicator lights had already been changing during his first visit to the cockpit, but now they looked completely different. A holographic tank displayed a landscape formed by grids, three dimensional curves in green and yellow.

Nazir took four steps across the tilted floor and knelt down beside Roland. »Is everything alright with you?«

The European was still, he neither spoke nor moved.

Nazir grabbed his shoulder and gently shook him. »Are you awake?«

»I thank you, Moroccan«, a voice said. It was similar to Roland's but came from the holographic tank. »You have saved my life.«

»But ... no one has arrived yet.«

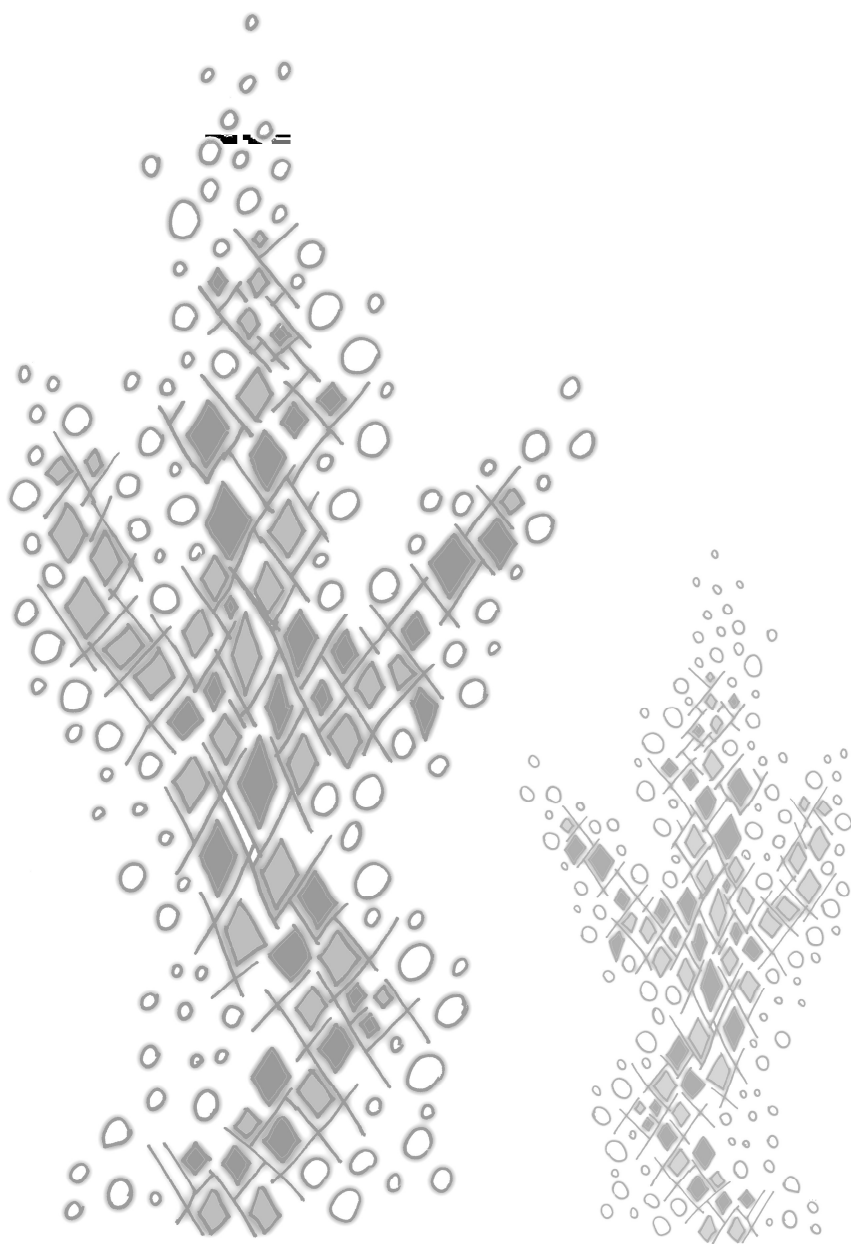
»I have left, and you have to leave the chopper as well. Take your woman and get at least fifty metres away. We can't let our technology fall into the wrong hands.«

Nazir's skin crawled. Had a self-destruct sequence been initiated?

»I need time to get you out of here!« Nazir grabbed Roland under his arms.
»Leave the body. I don't need it anymore.«
Nazir's looked at a display where he read a green confirmation message.
Transmission to base station complete. Consciousness completely transferred.

Translated from German into English
by Ralf Bayer

On a Steady Course



Clemens Nissen

Vuoto scurvy. Maarten stared at the display as if he was paralyzed. The medical diagnosis unit had repeatedly confirmed the findings. The disease couldn't be treated onboard. Without treatment, he would live for another six months at most.

When he looked back at his life, he saw a lot of blackness. It was the darkness of the universe. He had lived here for decades. Traveling through nothingness. In a vacuum. In a steel shell that offered space for him, his wife and a cargo that could still be considered lucrative. A job, a spot to live and a hopeless prison.

Sometimes it seemed to him that the cold brought him closer to death.

Vuoto scurvy. A disease that occurred with old spacefarers but had nothing to do with vitamin deficiency. An inner dissolution, which began slowly and steadily. Maarten didn't know if he would live to see the end of the trip. His only chance was to enter artificial hibernation in order to slow down the body functions – and thus the progress of the disease. After returning, he would urgently have to be taken to the hospital – for a therapy of many weeks, if not months.

It took another year to reach Earth.

Living together with Esther was the only human thing on the long journeys. It warmed both of them and kept them from solitude and lethargy.

In three weeks, his wife would awaken from her deep sleep. They had wanted to spend the last part of the trip together. Sometimes one of them, sometimes the other went into hibernation for several months, and in between there were times of being together. A middle way. A management of their lifetime, due to their special desolation.

Maarten couldn't wait until Esther woke up. In the three weeks, death could already befall him. And if he aroused her prematurely, he'd probably put her in danger. The cold sleep was deeply unnatural for the human body. Only an ingenious system of slow sequences allowed them to wake up alive.

Thus, Maarten couldn't even say goodbye to Esther.

The year would be hard for his wife. Explaining things to Esther would make her worry all the time. Of course, as always, an artificial companion with his countenance stood ready to keep her company during his absence. The on-board computer had registered the behaviour of the crew members right from the start and could build a credible simulation. It would be easy for the avatar to conceal the original's illness.

But how could Maarten explain that he suddenly went into a deep sleep? That he cancelled a year of their common life?

They had found each other in faith, experienced harmony in trusting God – and were both protestants on top of it. Thus verbal understanding seemed to them the real hurdle. To overcome that, Esther learned Dutch, he studied German. But as time went on, they realized there were differences in mentality. These were rooted in culture and had also origins in the religious sphere.

Esther often regarded his work ethic and modesty as too strict.

With a trembling hand Maarten wrote a message for his wife.

Esther would have told him that he could decide whether to freeze himself or not – true to the Lutheran principle of freedom of conscience. That he could take time to enjoy their last hours, be it alone, be it with her. It would've been his decision. But he knew that in reality he had no choice. If he didn't lower his life functions, he'd already be dead before their arrival at destination. The longer he waited, the worse the healing chances. It was clear how he should decide. Even if it hurt. His fate was marked. He met it with humility, was accustomed to the idea of predestination since childhood. Calvin's doctrines seemed strict, but came from profound wisdom. God was not evil, but so powerful that man could neither understand him nor oppose him in any way.

Maarten made no reproaches. Of course he wouldn't suffer from Vuoto scurvy if he hadn't embarked toward the stars. But that was the purpose he had been created for. That was his mission. Even though it was coming to an end. Despite all sorrow. Based on a higher counsel.

It was hard to put all this into a letter – in a way that she could bear in the face of the crushing news. But nothing else remained for him. Esther would try to understand it. They knew each other, even if they followed different doctrines. The views of Calvin and Luther. Centuries after the deaths of the two reformers and light years from the earth.

A home that Maarten would never see again.

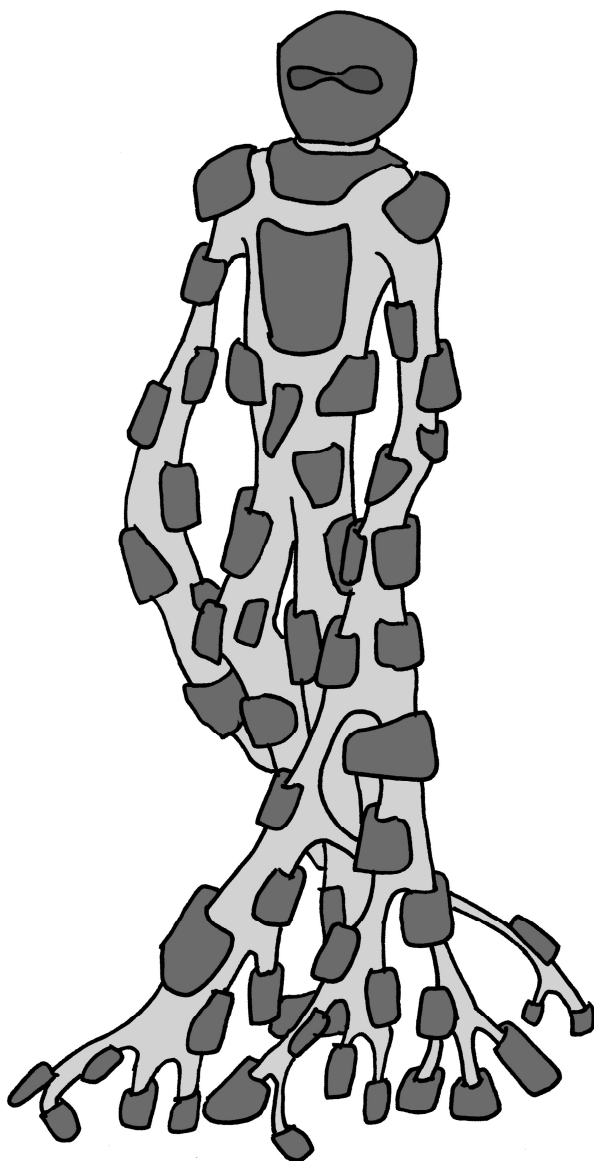
A common continent on which he then could never live again.

A good part of humanity's intellectual history was rooted there – and would be eternally. Something that still characterizes people in situations that neither Calvin nor Luther could have foreseen. And that stayed with someone.

The transparent hood of the sleeping cabin swung open. Slowly, but without hesitation, Maarten settled himself inside. Perhaps he would wake up again and recover – or look forward to treatment – or never open his eyes again. He couldn't foresee it. It was God's will that he couldn't understand and not evaluate. He submitted to what would come.

Translated from German into English
by Dirk van den Boom

Euroleaks



Christiane Gref

It was foggy on the morning of January the 5th, 2018. Peer Nijhusen pulled the magnetic card from the inner pocket of his coat and held it to the reader. He cursed because his legs collided with the metal barrier. What was that? Normally, a green light lit up, the barrier gave way, and Peer could begin his day at work. That he wasn't allowed into the parliament was new to him. He held his card again and again to the scanner. Nothing. The light remained red. Irritated, he gave way to the following employees. He took a deep breath and tried to remember the contents of his relaxation course. Patience is mindfulness, patience is self-love, patience is a virtue, he repeated his learned mantra.

At last he saw a guard. Peer waved his arms. The man came toward him. Peer smelt cold smoke. If he didn't have to rely on the security man, he would've reprimanded him right here. There was absolutely no smoking in this building. Those who were dependent on nicotine had to resort to chewing gum or retreat outside during their breaks. Again he rattled his mantra, then he told the guard about his predicament.

»It is probably too cold. If the cards fog and the moisture accumulates under the foil, the reading devices often have problems. May I?«

Without waiting for a reply, the guard took the card from his hand and expertly inspected the edges. »There, you see?« He pointed to the edge where the plastic was slightly undulated. »That's enough to checkmate the laser.«

»But I must go to the meeting.«

»I'll see what I can do for you.«

The guard vanished with the card in his glassed-in cabin. Peer saw him take a new card from a drawer and then pull both cards through a horizontal reader. Then he tapped on the computer keyboard. A picture of Peer appeared. It filled the whole screen. The photo had been taken at the beginning of his term, which had been four years ago. At that time, the vertical fold had not yet divided his nasal root. At that time he had looked more optimistic. At that time he had had visions. Visions of a better Europe. He sighed and was a bit shocked as the security man suddenly appeared beside him. »Excuse me. Having a lot on your mind, do you?«

Peer smiled embarrassed and took the new card with a grateful nod. He held it to the reading device and, lo and behold, the green light was greeting him.

Peer decided to tail the session, which had already begun, and instead to settle the remaining office stuff.

This Friday there were only five signatures of documents. Sometimes it was eight, often ten. Occasionally, he turned the page, and from time to time flew through a document. But this time only a letter aroused his interest, which his assistant had provided with a neon yellow glue label. *This is already the eleventh threat in a month! Please give me a note, if I should turn this to the police. Thanks, Sonia*, the accurate handwriting said. Peer looked at the letter more closely. It was written in English, wearing the strange emblem that he had noticed, despite the countless letters and petitions. It was Justitia, with scales in one hand and a sword in the other, the face was partially obscured by a blindfold. But the special feature of this figure was that a facial half looked like a skull. Beneath the woman the word »Veritas« was written.

Hello Peer Nijhusen,

The truth hurts, but it cleanses. You should think about this sentence, and especially you. We have followed every speech, every publicly debated draft law, for two years. What is striking is the discrepancy that separates your voting in your own coun-

try from the coordinated topics in Strasbourg. To put it in a nutshell: you are a liar – and you move under your own agenda. We want citizens to get what they deserve. An honest leadership that works in alignment and for the benefit of the population. You had enough chances. Now we are taking action.

Veritas vincit!

Paul Levalle

Should Peer report to the police? He wasn't sure. He had always put the other letters into the shredder, and without detours. Simply for the reason that the device was easier to access than his paper basket. Whoever had thought up the concept of the room with the trash cans, bolted to the ground, wanted politicians to get out of their chairs more often. Peer recalled the debate, which had been divided within the parliament. He, as a representative of the Green Party, had, of course, voted to use normal paper baskets. The permanently installed variant required garbage cans, which was not necessary for paper waste. The Green Party was supported by the industry-linked fractions, which simply smell a waste of money for plastic bags for trash. Peer, however, had only had one purpose in the vote: not to have to rise for every crumpled petition. He would never have admitted that. With a hum, the device started as Peer pushed the letter into the shredder. Rubbing his head, he watched as it was turned into a heap of harmless paper strips. Peer nodded contentedly and devoted himself to the remaining documents. When he left the office in the late afternoon, he had already forgotten the letter.

As soon as Peer turned into the entrance to his property in the district of Robert-sau, it was already dark. Foggy cold crawled out of the garden. Peer waited as usual until the garage door had completely lowered itself, then he entered the house. It smelled like food. Mariel greeted him with a fleeting kiss. »Children, time to eat,« she called to the staircase. »Sit down,« she said to Peer. »What's new?«

A rhetorical question, as Peer knew. He shook his head only vaguely, and took some broccoli from the bowl. »Time to eat!« Mariel said. »Why do we always have to call them twice?«

She used a lot of potatoes, meat and sauce. She really liked to eat. Peer looked at her hands. The wedding ring cut deep into the skin of her finger. It had once sat loosely. Then Klaas had been born and at least five kilos stayed on. Alina followed four years later. Again several kilos had been left hanging. Peer thought of Sonia, his assistant. She was also 35 like Mariel, but looked better. No wonder, she had a tight work-schedule and no time to collect kilos. Worked at least 50 hours a week, went out in the evening and regularly went to a gym. Mariel at best visited her friends to fatten herself with them, mostly using cakes and chocolates. She didn't have to do anything in the house because they had a maid. Sure, she took care of the children's concerns, which was also important.

Do I still love her?

After dinner, he reached for the pile of mail Mariel had put into his study. A letter chased him a shiver down the spine. On the envelope another emblem of those truth-seeking pranks was visible. With trembling fingers he tore the envelope open and took out a sheet of paper. It felt strange, just as if he was touching velvet. Peer stared at his fingers. A bluish powder adhered to it. Peer's heart began to chase, cold sweat covering his skin. Poison! It must be poison. He felt for his cell phone, dialled the emergency call, described his situation. It took only twelve minutes for the paramedics and the emergency physician to be there. Twelve minutes, that was 720 seconds.

Each of them he peered for his life.

$\text{Mg}_3[\text{Si}_4\text{O}_{10}(\text{OH})_2]$ was written on the paper Peer held close into his hand. »Of course you couldn't know. But here you have it black on white. You have absolutely no reason to worry.« The doctor gave Peer his hand and left the treatment room. »I feel so stupid,« said Peer to his wife. Mariel held a chocolate bar in her hand, which she had pulled out of the machine. She smiled at him with smeared lips. »You couldn't know. Imagine if they had actually sent poison. Then your panic attack would have been a battle for life. « Peer looked at her. »Do you always have to eat so much?« Damn, did he say that out loud? Mariel dropped the bar. Her eyes widened, filled with tears. Peer took her elbow. »I'm not sorry. I hate the way you look now. « Mariel shrieked. »Why are you so mean to me?« Peer bit his lip and shook his head lightly. Had the doctor injected him with a truth-drug instead of saline solution? Mariel was crying right now, and Peer knew she wouldn't calm down in the next few hours. So far he had only seen Mariel cry four times in his life. That was when Alina had to go to the hospital because her liver was acting crazy, secondly when Mariel's father had died, the third time as a Peer had been elected to Strasbourg, becoming a member of the European Parliament and they had to leave Utrecht. And now. Peer took the car key and the chocolate bar from her hands. He threw the latter into the trash can. Then he put on his jacket and ran straight to the garage of the clinic, without looking around. He wondered why he hadn't just kept his mouth shut.

On Monday he arrived at the Parliament as if he had been shaken badly. He was called to the assembly hall. Special meeting. Strange incidents. Peer was fed up with incidents. He had had the weekend. Numerous quarrels had prompted the two to take the word »divorce« in their mouths. He had yelled quite a few choice words at her. Unfortunately, Klaas had witnessed most of it. And what was even worse: Peer had told his son that he thought of him as a wimp and a failure. The family's peace was not only damaged, he had sent it to ruins.

With bloodshot eyes Peer sat at his place in the plenary hall, flipping over the memo that filled the screen. The Italian, as Peer secretly called the president, had written it himself. The issue was that during the weekend some members of the Parliament had addressed members of the press in quite abusive language. Now it was necessary to agree on an official reaction. Peer glanced at the press booths. They were empty. Meeting with exclusion of the public. This would lead to speculation in the aftermath. But the Italian had to know what he was doing. A little later, he approached the lectern.

»Colleagues, some of us are obviously not able to restrain themselves verbally. That's why I order you to simply keep your mouth shut in front of the press.« The silence that now fell over the room was almost palpable. Peer believed that everyone in the room kept his breath. What was this arrogant idiot actually saying? The president continued: »Every one of you morons, who doesn't stick to it, will be fined, of which I intend to move a good part into my own p...« He broke off and looked around with a frightened expression. All eyes were directed at him. Behind Peer two women whispered to each other, then they began to giggle. The president hurried out of the room. A woman took his place. Peer didn't know her, but found her very attractive.

»Very honoured guests. My name is Sara Parine and I am the new press officer of the European Parliament. The point is to limit the damage. Two of our deputies were bothered at the weekend in a restaurant by the gossip press. One found very clear words for the paper in general and the work of the reporter in particular. The colleague added his views and struck the journalist because he had long been a thorn in his eye. Had not the restaurant waiters intervened, it would probably have

escalated even more. The journalist immediately presented our two colleagues to the police. After we had picked them up from the station, they were questioned, of course. It came out that they had no idea how all of this came about. After all, we are all trained to protect our integrity vis-a-vis the press. We are usually not lured out of self-control by any gossip writer. But it has happened. We should be more careful the next time and keep to the guide that you have as a copy available on your computers. It is more important than ever that we speak a common language. That would be everything from my side. Many thanks.«

The applause interrupted Peer in his daydream. He had contemplated the light reflections on her honey-blond hair, when Sara Parine lowered her head to read from the screen. He found her French accent extremely stimulating. In addition to this, he had not had sex in a long time. Mariel had been constantly tired in the recent time. Considering the sad situation at home, this would not change in the foreseeable future. Peer headed forth he almost ran into her at the door. »You spoke well«, he said.

»Thank you, Sir ...«, she looked at his name tag »... Nijhusen«.

»Have you any plans for tomorrow?«

Sara Parine frowned and shook her head. »If you have something to discuss, check with my assistant for an appointment. Otherwise this is all from my side.«

»Arrogant bitch,« Peer said. This was the end of the conversation. She simply pretended that Peer didn't exist. No Peer, no offense. What the hell was wrong with him? Of course he had thought »arrogant bitch«. But why did he have to say it? Could it be that the two colleagues were equally affected? Peer retreated to his office. He made sure not to talk to anyone. He turned on the answering machine of his phone and painted senseless circles on his desk pad. Something must have happened this weekend, which could be described as the common denominator of the various mental misfires. Peer dropped the pen.

That's it.

He pulled up the keyboard and called up the European Parliament's list of staff. Of the two colleagues who had beaten up the journalist, he didn't know the names. However, he was looking for the president. He had the same problem, definitely. He dialled the internal number and was connected to the antechamber of the Italian. »Please let me talk to the president,« Peer asked.

The assistant sighed softly into the receiver. »I'm sorry, he doesn't want to be disturbed.«

»It's urgent.«

»Everyone who calls here today says so.«

Peer sighed. »Okay, then ask him if he got a powder in the weekend post. It is really urgent. Please ask him right away. I'll wait.« Peer's pens painted wild tornadoes on the paper. He heard how stumbling steps went away. Then steps returned, but heavier. »Pronto?«

Bingo, Peer thought. He described what had happened to him during the weekend. He also didn't conceal how he had offended his poor wife Mariel. It turned out that his story was almost entirely the same as that of the president. Only that the President had attacked his mother-in-law. »What is not a pity, I could never suffer this Xanthippe,« the President finished his report. »What are we doing?«

»I've had time to think about it,« Peer said. »First, we need to figure out how long this substance will sustain its effect. That it isn't harmful in itself I've already found out in the hospital. The powder was also examined for radiation. Maybe there is something to neutralize the effects. And it's also important whether we are the only four or if more of us have got mail.«

In the background it became suddenly loud. »Excuse me, something is happening here. I'll call you back.«

Peer bit his knuckles. It was only a matter of time before someone got a good offer to expose parliamentary internals.

Rumours developed ultimately faster than the President's recall. Two members of the same party had entered into a heated discussion. It had turned out that one of the two had always been a mere follower who had even torpedoed the interests of his party secretly. Peer looked for the man, his name was Günther Schmitz, immediately before he was suspended and was no longer accessible to him. Schmitz sat at his desk, his head heavily supported in his hands. He looked up at Peer, eyes red.

»Excuse me, I know you're not doing well.«

Schmitz snorted. »You can say that aloud. I don't know what's going on here.«

»But I do.«

Schmitz straightened and looked at Peer now from narrow eyes. »Oh yes?«

»Have you received a letter in the mail, in which you found some powder?«

»No. Why?«

»Are you sure?«

Schmitz snorted again. »I would know. In times of terrorism, I would definitely remember powder.«

Peer rubbed his nasal root. »Have you ever heard of a sect called Veritas?«

»Veritas like truth? No I haven't.«

A knock interrupted the conversation. Schmitz' assistant entered, with the president in tow. »I'm sorry to interrupt you.« Her eyes fell on Schmitz. »The president wants to speak with you.«

»As I see, you have already made a start,« the president turned to Peer. He nodded. »However, I'm quite confused.« Peer told the president his new findings. The Italian rocked his massive skull. »This isn't good. Not good at all. We have to assume a more sneaky attack than before.«

Peer nodded. Schmitz looked puzzled. The assistant left the office. After a minute of silence, Peer straightened and said, »What now? Do you want to turn to Europol?«

The president was nibbling on his lower lip. »No,« he said. »We keep that a secret. At least until tomorrow. Then we'll see. Until then you are free to conduct your own internal investigations. If you are denied access, or if someone refuses to speak with you, please let me know. I will settle this for you.«

Peer called one of his former fellow students, Madsen, who had studied medicine during his second time at university and had specialized in laboratory stuff, as he himself called it. His laboratory was located at the Robert Koch Institute in Berlin.

»Hey, Madsen. Haven't heard from you for a while,« said Peer.

»I don't believe it. Peer, you old fart. How are the things in Strasbourg?«

»Not so good. That is why I call.«

Madsen patiently listened to Peer's explanation. When Peer finished with his description, Madsen asked: »Please send me the results from the hospital via fax. I'll look at it and will come back to you.«

»Thank you, I owe you.«

»I'll remind you of it at the next meeting.«

No sooner had Peer hung up, someone knocked at the door. »Yes?«

The president entered. He was chalk-white, and fell heavily into the chair in front of Peer's desk.

»Goodness, what do you look like? Do you want a glass of water?«

The president smiled tormented. »A schnapps would be better for me now.«

»What happened?«

»The press. They know it. But what's even worse, we have become the target for all intelligence services outside Europe.«

Peer reached for the remote control and switched on his TV. In fact, a »Breaking News« ticker ran across the screen. *Back in the Stone Age, European Parliament breaks loose +++ Insults and serious accusations from Strasbourg +++ Off with friendly, now it's loud in Europe*

Peer clicked through numerous channels. Depending on the program, the news tickers were more or less blunt, but basically they said all the same. The truth.

Madsen hadn't called. Peer left him his cell phone-number on the mailbox and asked him to call back. Two security guards were already waiting to accompany Peer home. They seemed unnerved. Of course, it was after 7 pm and the two men had already done overtime. They were silent when they went to Peer's car. Peer also said nothing. He was afraid to come home. Afraid to say something false, but true. The day had ended without incident so far, because he had had no reason to lie. He got along well with the president. The crisis brought them closer, and Peer had seriously revised his condescending opinion about the Italian.

There was light in the house everywhere. The security guards took Peer to the front door. One of them said: »We'll pick you up at 8 o'clock in the morning.«

»Good, thank you,« Peer said, and fished his house key out of his coat.

Inside, he found pure chaos. On the floor were scattered various pieces of clothing, apparently a plate had been broken. The shards crunched under Peer's soles. »Mariel?« No answer. »Alina, Klaas?« Again nothing. Damn it.

In the bedroom he found Mariel. She laid in bed and snored. Her flabby hand was slipped off an almost empty bottle of vodka. On Peer's side of the bed were prints in DIN A4 format, all of which showed women. He recognized them at once. »Shit,« he whispered. He went out. »Alina, Klaas?«

The rooms of the children were empty. He hurried down the stairs. The light from the answering machine was blinking. The telephone computer announced two messages. The first was from Mariel's mother. »Hello Mariel. I just wanted to tell you that the children have arrived safe and sound. Please, briefly call once you are back.«

»Thank God,« Peer said. He listened. The second message began with a snortle. »How do you like the first day of truth? Isn't it nice to live without censorship, without dirty secrets? It is only the beginning. Let's see what time will bring.«

Peer twitched involuntarily. A cold hand seemed to grab his neck.

The president had now turned to Europol. The attack had lead to a first dead victim, albeit indirectly. A young deputy had thrown his boyfriend out of his window during an argument. An accident, as it was later reported to the police. There was no holding back for the press. The deputies were besieged. Peer's house also hosted a number of press representatives. But fortunately, the long, winding driveway protected the property from prying eyes.

At two o'clock in the night the telephone rang. It was the parliament's security service. »Mr Nijhusen, you will be picked up at once. There is a special meeting which doesn't allow for a delay.«

Peer was not ungrateful. In the last few hours, Mariel had repeatedly been to the toilet and left the room very pale. She had categorically rejected his help, just called him a nasty adulterer in a hoarse voice. Peer put on a suit and waited with a cup of extra strong coffee in his hand until the security service came with his car. The bell sounded. Peer pushed the button for the gate opener. The car slowly rolled toward the house. Peer approached his chauffeur.

»Good evening,« said Peer, entering in the rear.

The man at the wheel nodded kindly to him and left the grounds of the Nijhu-sens. For Mariel, Peer had left a message. They reached the parliament building. Surreal to be here at this late hour. Peer noted that there was a lot of security personnel in the foyer. The men were all properly armed. Peer steered toward the plenary hall and looked for his place. The room filled quickly. Suddenly the doors slammed. Security personnel took position. No one of us can leave now, Peer thought. He felt goose bumps on his back.

The president was escorted to the front. Next to him, the PR woman ran an arm jovially around the president's shoulders. In the other, she held a pistol, which she pressed into his side. The face of Sara Parine was a mask of triumph.

Peer looked around and saw many frightened faces. Even the men and women in the crowded press cabin looked horrified. The Italian and Sara Parine reached the lectern. She took the floor:

»Dear colleagues from the press. I warmly welcome you to this special session. Surprisingly all the invited MEPs have appeared. You know, the more important the topics are, the fewer delegates are usually in the meeting.« A picture appeared on the projection screen for presentations. It showed the almost empty plenary hall. None of the present politicians sat erect, let alone attentive, in his chair. Some slept, the others focused their eyes on their cell phone displays. The photographer had stood behind a man who was playing Tetris. The woman at the lectern seemed disillusioned. The caption read: Adoption of the Amendment to the Emission Control Act and new requirements for CO₂ certificates (2013).

Peer hadn't been a member of parliament at that time, but the meetings still looked exactly the same. And unfortunately, he had to support Parine in this. The important topics were meticulously prepared by the lobbyists, so that the politicians only had to wave them through quickly.

Parine cleared her throat. »Isn't it surprising that citizens are fed up finally? They ask themselves why tax money is wasted on these people.« Again, a picture appeared. This time, it showed two politicians who slept happily during a meeting. One with his head in the neck, the mouth wide open. The other had laid his head on his arms, saliva ran out of the corner of his mouth. The picture was well chosen. It made aggressive. The caption read: 18,500 Euros per month earned in sleep.

»Dear colleagues from the press. You are certainly wondering where my presentation is leading to. After all, I am a PR manager with the EU. At this point I'm supposed to give you one of the really mendacious slogans of mine. But I refuse. And even if I wanted, I couldn't. For through the ventilation slots a substance penetrates into the air which forces us to tell the truth. Don't worry, it is safe. The chemical composition can be found in your press kits, which we have given you at the entrance. You can always have the formula verified by a chemist. If you are in doubt about the sincerity of my words, you can, of course, leave the room at any time. On some of the deputies we have tested the remedy in advance. The tests have been 100% successful. But enough talk, because you are the most important people of this meeting. I now invite you to ask questions that burn on your soul.

Questions which the deputy of your choice will answer. Oh, another thing. You are allowed to film, live broadcast, create podcasts as you like. The times of censorship are over. Veritas would like to thank you for your numerous appearance.» She bowed and accepted the roaring applause from the press. Peer's eyes flew to the doors. No chance. There were too many armed men.

The first question went to the president, whose forehead shone as if they had been immersed in oil. »How do you justify that you earn a daily allowance for 365 days a year, although you don't attend a meeting every day? Your colleagues receive the 304 euros only if they are also physically present.« The reporter pointed to the image of the sleeping deputies at the word »physically«. Laughter roared. The Italian coughed and was pushed in the side by Parine. He staggered toward the microphone. »This is thanks to my special status. And what does justify mean? Wouldn't you collect the money?«

Not good. Not good at all, Peer thought. He is easily provoked.

»Is it true that, compared to EU citizens, you only have to pay taxes for a fraction of your salary?«

When the President stubbornly stopped, Parine made a challenging gesture with her pistol. »Yes.« His face turned bright red and he clenched his fists. »What's that fuss? When the police storms the Parliament, they will bounce you off. We can still solve this problem peacefully.«

Parine reached for the microphone. She smiled coldly. »Do not evade. Focus only on the questions. We do everything else.«

»A question to Peer Nijhusen,« an elderly woman said with a journal in her hand. Her accent sounded Dutch. Peer expected nothing good. »Why did you become an MEP?«

Peer looked to the nearest door. The security man before it closed his hand more tightly around the handle of his weapon. »Talk,« said Parine.

»I came to Strasbourg because I earn more here, because I wanted to prove to my wife, who holds me for douchebag, that I can achieve something.«

»Speaking of douchebags,« the reporter said. »There are several rumors. Are you cheating on your wife?«

»Wherever I can,« Peer replied like a shot out of the gun. Even though he felt glowing heat on his cheeks and ears, it was somehow liberating to say the truth. Shouts and angry murmurs came from the press.

The next MP was called. He had embezzled money as everyone now found out as a result of the perfidious question-answer game. It went on and on and on just like this. Peer didn't get any additional question. There were more than 700 other colleagues. Gradually the air became bad. It was stuffy and Peer had incredible thirst. Probably most of them started to suffer. A look at his Rolex showed that they had been imprisoned for almost four hours. The president was sitting with a white face on his chair, his hand pressed to his heart. He breathed heavily. Then he tipped aside. Flashing lightning flared up. Parine watched with an expressionless look as the president gasped.

»So get a doctor,« Peer shouted. »It can't be in your interest that everyone observes a man and his suffering live.«

Some of the deputies on the edge were intimidated by the threatening gestures of the machine gun trooped soldiers as they stormed to the door. Peer, however, jumped up and ran forward. He pulled the president away from the chair, laid him flat on the floor, and opened his tie. Then he took off his jacket, rolled it, and embedded the sweaty head of the president. Fortunately, everyone just stared, no one

stopped him. The president's lips turned blue. He lost consciousness. His heart beat was irregular and then faded. Peer started with heart massage. He didn't think, but concentrated on the routine of the first aid measures. At some point he was pulled away. A paramedic took over, one of the two men looked at Peer. »I saw on TV what you did. Well done. You probably saved his life.«

Peer nodded exhaustedly toward the man. Then he sat back in his seat with an empty look. His action had disturbed the concept of the sect. There were still some half-hearted statements by the reporters, which were either denied or affirmed. Then none of the press representatives spoke up. Parine just announced the end of the session, when suddenly all doors burst with an ear deafening bang. Smoke penetrated the interior of the hall. Black-clothed commandos with facial masks penetrated. There was shooting. Peer threw himself behind his table and remained there until the shots had faded.

Two policemen from Europol took him from the plenary hall. They had set up a provisional interrogation room in a corner of the foyer. With partition walls, which were not soundproof, but protected from prying eyes. One of the two policemen pressed a cup of coffee into his hand. Peer nodded gratefully. »Do you have your ID?« Peer handed the man his ID card. »I don't mean this one. The one for the parliament.«

»Otherwise I wouldn't have come in,« Peer said, handing the policeman the magnetic card.

The policeman remained friendly. »Right again.« The other brought water and a sandwich. Peer ate and drank, while the two officials were quietly talking.

»What do you know about this sect?« Peer reported everything that occurred to him in connection with Veritas. Of the letters – he had to confess that he had destroyed them all, and that he couldn't remember the name of the sender. Just that it was a male name. He told them about the truth-bludgeon, about his conversation with the president, and even about his marital dispute. Peer learned that Sara Parine had been seriously injured in the fire. It would take a few days, if not weeks, before she could be heard. Peer looked at his cell phone. Madsen had tried to reach him. Well, that didn't matter now. Peer yawned heartily. One of the policemen said, »We'll take you home now. All MEPs are exempted for the duration of the investigation. As soon as there are results, we will let you know.«

When Peer unlocked the front door and he recognized the order around him. Nothing lay on the stairs, the wardrobe was almost empty. He went into the kitchen and pressed the button of the coffee machine. While the machine was heating up, Peer went to the upper floor and stood as if rooted on the threshold. Mariel stood in front of the cupboard holding a pile of T-shirts in her hand. Beside her stood a man whom Peer didn't know. His gaze seemed intelligent. He had a narrow face, his hair dark and slightly wavy. He wore no beard, but long sideburns. Jeans and linen shirt. He looked like a long distance runner, narrow and sinewy. The two of them laughed. Mariel seemed as happy as she had been for a long time.

»Ah, well, you're there,« she said. »I am going to my mother with the children.«

»But ...«

Mariel interrupted him harshly: »Do not dare to fight for the children. The law is on my side. After all, you've told millions of television viewers to be an irresponsible adulterer.«

Peer gasped. »And who are you anyway?« He turned to the man.

He looked at Peer calmly. »Paul is my name.«

Peer raised his arms in a helpless gesture. »What does this mean, Mariel? When are you coming back?«

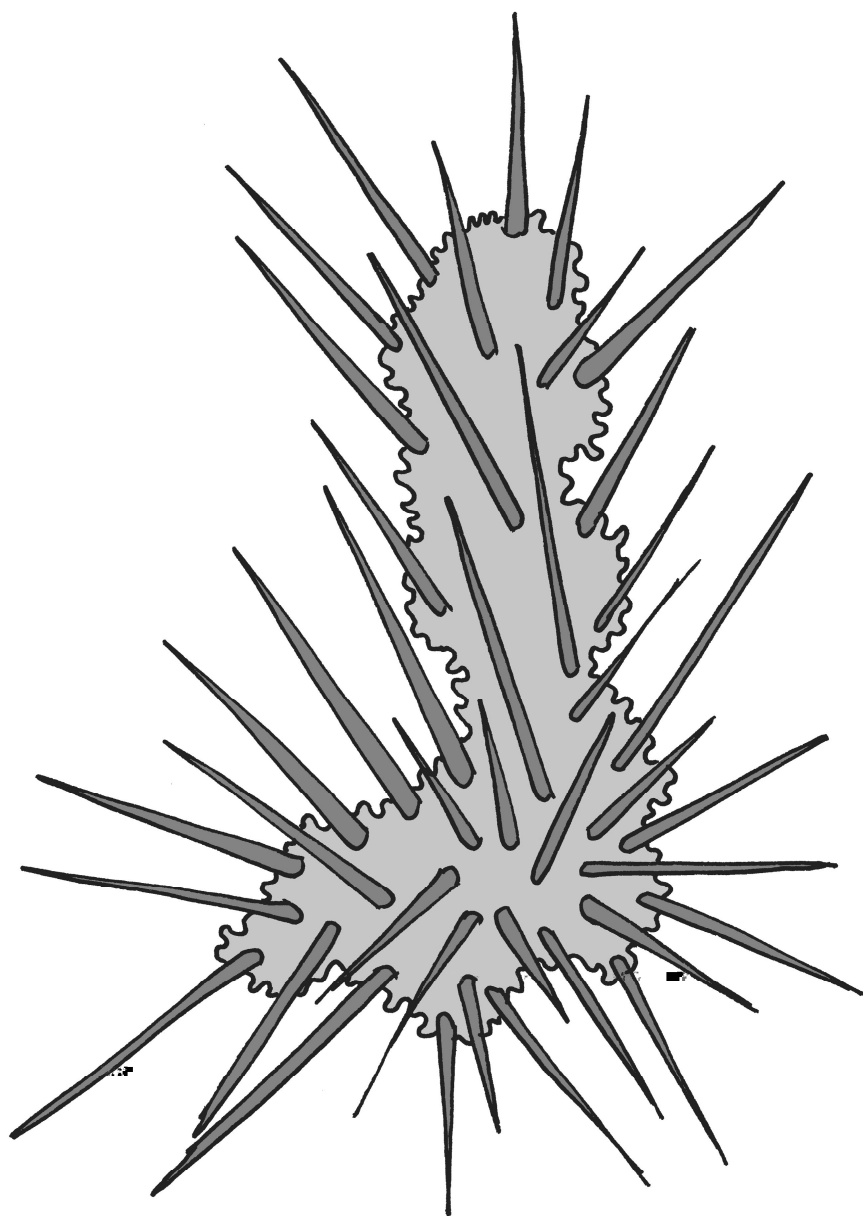
»I don't know.« With one click the case closed. This man named Paul took Mariel chivalrously by the arm. They walked past Peer and left the house. Peer stood by the kitchen window and watched as he stowed Mariel's suitcase in a red Passat and then entered the driver's side.

The voice of the man had seemed familiar to him. »No,« he whispered without a sound. Then he ran out of the house, the car behind, which couldn't drive fast on the gravel. »Hey, stop.« Paul didn't stop, but at least slowed and cranked the window down. They were almost at the gate. Peer gasped from the effort. »What is your surname?«

»Paul Levalle.« The glass was cranked up. The car reached the road, accelerated and disappeared.

Translated from German into English
by Dirk van den Boom

Tranz Ähropa Espresso



Uwe Post

As train 1 of the TÄE-Company rolls into the old Cologne station hall on platform 3, even some of the doves look out for it. For one of them, this is its doom, because a boy painted in camouflage colours creeps up on it from a blind angle and wrings its neck – lunch. The guard jumps out of the last door, looks around deeply stirred and calls at the top of his voice: »Cologne Central Station! 4711! Train stops here until further notice!«

Stinking the trains engine becomes silent, a once blue-gray monster of Czech production. Attached to it in this order are a brown encrusted tank car labelled Bio-gas as well as a sleeping car shunt out in the year 2016, freshly painted red and beige beneath a dust layer accumulated since Paris; bolted to its side in wooden characters is the writing TRANZ ÄHROPA ESPRESSO. The station master, clad in a red-white uniform, the ceremonial sabre drawn, approaches panting.

»What's up with you here?« he rasps.

»Alaaf«, the conductor correctly greets and gives himself airs. Baldheaded, in perfect uniform; passengers and railway company call him respectfully general. Only the heavy knapsack interferes with the picture of a classical railway man. »Welcome the first Tranz Ähropa Espresso since the reboot, the luxury train which brings the people of Ähropa closer again. We are building bridges!«

First the station master gapes at the conductor, then at the train. A last sigh leaves the locomotive, metal snaps, rust ripples. Dark panes bar the look into the interior. Out of the locomotives window the tractive units driver Shoulders waves coyly. »That means you don't stay on?«, growles the master.

»The passengers will restore themselves a little in your picturesque railway stations restaurant«, states the General, »then on it goes again.

»From where to where are you fun figures going?«

»We do have a train destination plate«, the General says patiently and points to it.
*Paris – Brussels – Aachen – Cologne –
Hannover – Berlin – Dresden – Prague*

The station master pushes his cap into his neck und scratches his head. »And you have real passengers with you? They must be absolutely crackbrained.«

At this moment a slender woman completely dressed in black wearing a hat rises from the wagon. Her demeanour reminds one of a diva who wants by no means to be mistaken for a cheap floozy. »They are at least solvent«, she states with a French accent. »I am the tour guide.«

»Mme Carefree«, introduces the General.

»Never mind«, grumbles the station master. »So you order some knockwursts with a roll if you like. But don't stay longer the necessary and behave, or you will be easily hanging from the Dome.«

»Your are hanging people you do not like from the Dome?«, it escapes Mme Carefree.

»Only foreigners«, qualifies the station master. Material for nests of our mutated combat wasps.«

»Mon dieu«, aspirates Mme Carefree. »Biological weapons!«

»Must be prepared for the next war.«

»Another war?«

The station master nods. »The permanent provocations from Düsseldorf leave us no alternative.«

Gradually the passengers step unto the platform and led by the General start out for feeding.

In the railway stations restaurant commuters are waiting for the next urban railway, which according to chalked memo on a blackboard at the entrance today

leaves at 4.05 p.m. in the direction of Chorweiler. Cheap Kölsch for one and a half K-Marks ensures a happy mood, which is in turn driven away again by the radio station tuned in.

»Are my ears bleeding already?« asks assistant driver Head. His brother and engine driver, Shoulders, prefers to guard the machine.

Different countries, different music«, grumbles General conductor. The Ähropian culture is manifold.«

»No wonder that everything crumbled into petty states«, Head counters and bites into his knockwurst. Grease squirts, mustard drips, an announcement on the radio: »Attention please, attention please, a note from the police. Currently a swarm of rats is surging to the surface out of the former subway tubes.«

»That is just awful«, it escapes Mme Carefree.

»Only one rat for one family, enjoy your meal«, adds the radio, then without hesitating tootles an new drinking song.

Head gapes at his sausage. »I believe I'll become a vegetarian.«

»Let's get some fresh air«, suggests the conductor. The air in the restaurant is thick with smoke; cigars, weed, Overstolz.

In front of the station is a broad square, dove peck cooing on a horses carcass; two droshkies and three richshaws wait for customers. The smell of meat, muck and beer. A geek shuffles by, a crammed tote bag over his shoulder, ten broken cell phones on a necklace, scraggy mane untamed, brown shirt and trousers, bare-footed. With eyes deep in their holes/sockets the man stares at the crew of the TÄE, mumbles »Adava Kedavra« and staggers on.

The General, Mme Carefree and Head observe the passengers of their TÄE from a safe distance. The men and women – politicians, journalists, adventurers – marveling at the local folklore and mutually taking pictures of each other in front of the impressive setting of the Dome. From its facade really are dangling cadavers among the ornaments; sky high, with the best view, only without eyes.

»Boss«, says Head, »We can as well move on anytime.«

The General takes off his cap and wipes himself across his bald head.

With him lies the responsibility for the train and the travellers, however only as long the latter is located inside former.

Anybody infringing upon local laws – which nobody understands in detail – is devil's hands. So far there are there are no casualties to mourn, however since the stop in Liege a pastor is missing, whose ticket was valid until Hanover. Whatever has happened to the man – the conductor has done nothing wrong.

The railway company couldn't have chosen a better one. The General has fought in three wars in Northern France, Casablanca and Ceuta, and besides the left little toe he has remained intact. The disturbances of neo-feudal Ähropa can't scare him.

He tightens himself and his uniform, nods tightly and blows into his whistle. The passengers know what's good for them and follow the conductor and his colleague back to the platform.

»Please board on platform 3«, blares the General. He sees the station master standing on platform 11 and barely perceptible nods to him. Then he lifts the ladle, shouts »Close the doors, take care as the train is leaving!« and places himself on the stairs of the passenger car.

Shoulders waves out of the side window of the engine, which emits a sharp whistle and accelerates droning and stinking.

The conductor slams the door, the TÄE rolls out of the station hall, squeaks through the sharp bend, straight on to the Rhine, already creeping onto the Hohenzollern bridge.

The train brakes hard, because right in the middle of the bridge a barricade is blocking the track.

The General sticks the head out of the door's window.

Sandbags, a machine gun nest, steel helmeted troops.

A child soldier with red-white pennant advances to the halting engine, next to him two infantrymen with submachine guns.

»There isn't any boarder here«, utters Mme Carefree, whose head is looking out of the neighbouring window.

»Who knows«, the General says. »Please calm down the passengers while I will deal with the affair.«

»Good for you to have your knapsack«, Mme Carefree says.

The General feels for the baggage on his back. He grimly nods, then he pushes the door handle down and climbs out of the train.

»Alaaf«, the pennant bearer salutes smartly. »Stop, in the name of progress.« It sounds like a mixture of puberty voice braking and too much Kölsch. A name tag shines forth on the oversize uniform, which identifies the boy as one ensign Ulrich.

Accentedly casual the General lays two fingers on his peaked cap.

»Why is the bridge blocked?«

»Measels« the child soldier replies laconically.

»An epidemic? That is indeed dreadful.«

»Maybe«, ensign Ulrich says. »The Deutzer bridgeheads chief physician only lets through local trains as far as Bayerkussen.«

»We are heading for Wuppertal«, the General explains. »Without stop to Solingen. The measels cannot harm us.«

»I thought so too,« the ensign says with tilting voice and bares bleeding teeth.

»Then you may pass. Just pay the security tax.«

The General takes a deep breath. »How much?«

»999 Kölschmark. Per Person.«

After a short rough calculation the General shakes his head. »Now listen carefully, boys: Our train builds bridges through Ähropa, and you are far too woodless around your peewee weenie to get that, so do a round of swimming, or I will ignite the thermonuclear bomb in my knapsack.«

The infantrymen load and unlock their guns.

Ensign Ulrich grins and points his thumb over his shoulder in the direction of Deutz. »We have an atomic bomb, too. 1:1 draw, I would call it.«

»Conductor Sir!« engine driver Shoulders calls up at this moment from his work station. We could shift the locomotive and go another route.«

»That would be a detour«, growls the General.

»Und the circumstances given ...«, Shoulders says and carefully points to the soldiers. One of the two infantrymen draws a bottle of Kölsch from a uniforms pocket and takes a deep gulp.

The general wipes himself over the brow with a plaid handkerchief. »Which direction would that be?«

»Via Chorweiler, Dormagen, Neuss and Düsseldorf«, the engine driver says. »In the past international express trains did go there before.«

»Very well then«, opines the General and shrugs. Let us leave the teenagers here to continue playing war. Alone.« Without wasting another word he climbs back into the wagon.

When Head and Shoulders push the slowly to the station, the child soldiers remain snickering on the bridge and cheer to each other.

Displeased the General observes from the door how the train is rolling back into the station hall. While Head tampers with the connector a portly passenger shirt-fronts him. The man wears a Hercule-Poirot-commemoration-moustache and a bordeaux-coloured flat cap. »Monsieur«, he starts up his siren sounding voice, without doubt the extensive shunting manoeuvres do mean a considerable delay!»

The General points to his knapsack. »You mean I should have ignited the bomb?«

»By no means«, reckons the passenger. »Especially as your knapsack does not contain a bomb, but rather only old timetables and two bottles of cognac.«

»I would not count on that«, counters the General with an unsmiling face. »You have got a ticket to Wuppertal«, he recollects. »It sure is annoying, so close to your destination ...«

»I have an important appointment, and who knows, what we – I see, possibly ...« monsieur flat cap waves his remarkable short little arms. »... we have to go via Ruhr Metropolis!«

»That is completely impossible«, the General says. »As we all know the Islamic Republic Duisburg has build a wall, which is only surmounted by the chantings of the muezzin, and the diocese Essen under duke Martin the Pious has dismantled all the rails for being modern trinkets of the devil and sold them to Romanian junk dealers, to build a cathedral with the proceeds, with a tower that is tall enough so that the people of Duisburg can actually hear the bells.«

»That may all well be«, wails the passenger, »but when ...«

A jolt rocks the train, because the locomotive including the tank wagon have put themselves to the other end. The corpulent passenger very nearly falls into the Generals arms.

»Don't worry«, the General says. »As you will see we will be in Düsseldorf in next to no time, and in a jiffy in Wuppertal, too.«

He abandons the lamenting passenger and walks along the aisle to the other end of the wagon. It takes some skill to open the jamming door, then he nods to Head who just got ready hitching the biogas waggon. The blue locomotive ejects foul-smelling clouds, which spread out inside the ostentatious hall.

The Cologners do not deserve anything better, the General contemplates. He silently gives the signal to leave without stepping on the Cologne platform again.

Unchallenged the train passes the stop Hansaring, the holding siding with its rotting electric trains, turns to a northern direction and passes skyscraper colonies, barely being shot at. Dormagen gets passed, only just before Neuss the train has to stop in front of a signal. The General observes from the window as Shoulders (or is it Head? He just does not know for certain) climbs out of the locomotive, opens the white box with the black F and phones the signal tower. It takes quite a while until the switches are worked in direction Düsseldorf and the T&E rolls through the abandoned, overgrown station of Neuss, to then converge again on the Rhein via several bends.

At the stop Düsseldorf-Hamm drunken custom officials halt the train.

»Heidewitzka«, a wiry bloke in suit and tie thunders, »what a rare visit – a train! Otherwise only Cologne kids come over the bridge, to secretly drink some real beer. The female and male colleagues of the custom official erupt into loud laughter.

»We are on the move in friendly mission«, the general explains.

He introduces Mme Carefree, who exited after him. Some further passengers take the chance to stretch their legs on the platform. Coming from the Rhein blows

a real horrid breeze; on an old bench on the platform empty und full beer cases are piled up, some with clearly visible bullet holes.

»Hey Colognians!«, the custom official bawls, wanting to hug Mme Carefree, but she takes to her heels and hides behind the corpulent man with the flat cap.

An assistant of the chief customs official pushes herself to the front und straightens her slim spectacles. »Please excuse«, it comes mumbling, »my colleague has emptied a few glases already. The shift here is somewhat boring, frequently small beer and bullet exchanges with straying Colognians, in between we control the armoured freight trains from Holland to Switzerland. Alt and Kölsch are just like Jahwe and Allah.«

»We are the first Tranz Ähropa Espresso, which after decades of scattered regionalism builds bridges through Europe,« explains Mme Carefree emphatically. »Our next scheduled stop is Wuppertal.«

»My colleague and I will be glad to accompany you as living transit visa«, the assistant says. Take a break at the main station and visit our boulevards for a untroubled stroll. The minimal purchase per person is only 50 Düsseldorfaler.«

The custom official extends the hand, suddenly appears somewhat sober. »I am Mr Tagesthemen, and this here is Mrs Echter-Pelz. Welcome to Düsseldorf county!«

»Merci«, the general says. »I am the head of the train. Please step in.«

»With pleasure«, Mrs Echter-Pelz und climbs through the door into the waggon.

»All on board please!«, the conductor shouts across the platform.

»And keep your passports ready!«, Mr Tagesthemen adds und wipes over his lips with his tie. »We really do check, we don't just pretend!«

When the train starts moving to be thrown at with faeces and Alt beer drinking glasses in the following street canyons, Mrs Echter-Pelz calmly cleans her glasses. »We have got a few troublesome areas, but the count touchingly cares for those who do not have the money to go shopping on the Kö. Just last week he inaugurated a brand new equestrian statue in Oberbilk.«

»Commendable«, mumbles the General, while he watches as Mr Tagesthemen enters the compartments one after another, controlling passports and distributing shopping proof forms.

At the main station a colourful painted suburban railway to Ratingen East is waiting for passengers, as the TÄE on platform 6 rolls into the draughty hall.

The customs official and his assistant lead the passengers through the pedestrians' tunnel crammed with splendour shops and praise every single store at the highest note. »Our motivated service staff spends 20 hours a day with counselling interviews and sleeps for four hours, two floors below, in one of the accommodations of the former underground Station.«

The General alternately looks at the trumpery and the designer clothes on display and the form in his hand.

The train crew are subject to the minimal purchase law, too«, Mrs Echter-Pelz almost pitifully explains. »But don't worry, our count is a wise man.«

He himself is just standing model for a new equestrian statue on the square in front of the station.

Or rather: He is sitting, namely on a brown nag which is nearly breaking down under the weight. On a stone plinth alongside three stonemasons are busy to give shape to a pretentious sculpture. The count is a person for which adjectives like »roundish« and »portly« were made up, so you do not have to say »fat« and land i a dungeon because of lese-majesty and high treason. The blue parade coat was probably stitched together from two, the black tricorne with a long feather probably could only be loosened with a scraper from the clotted hairdo. The small eyes are

flashing bright and dangerous from behind the heavily rimmed, golden designer glasses.

»Heidewitzka, your highness!«, Mr. Tagesthemen calls out. »Visitors from Ähropa are there!«

The General hints a bow and Mme Carefree drops a curtsy. »It is a honour to us to meet your highness«, the General says selectedly courteous, »while our train is stopping at your railway station. We are the first Tranz Ähropa Espresso since the Reboot and are traveling to build bridges and to lead the people of Ähropa together again.«

»But not the Cognians, I hope«, the count says with a surprisingly high voice and waves the forefinger.

»All people in Ähropa wish for peace and freedom«, the General says as imprecise as cautious.

»Do you have a diesel locomotive?«, the General asks. »Our urban railway still uses old fashioned electricity, but we are standing right before the scientific breakthrough, to make Free Energy usable. »How exceedingly exciting«, it escapes the General.

Mme Carefree rushes to some passengers, who are just being animated by Mrs. Echter-Pelz to buy some doubly polarized homoeopathic water in gilded vials at 39 Düsseldorfaler a piece.

»Yes«, purrs the count high on his panting horse, »then we can finally burn Cologne to the ground with disintegrating rays.

Mainly, but not only, because of the really disgusting and poorly polarised sewage water. And those philistine barbarians do not have a single equestrian statue on their stations forecourt. Can you imagine that!«

The General lets his look trail. Straightaway he counts four oversized statues, which show the count or a remotely alike, but clearly lighter person, in different poses on noble steeds. His gaze sticks to an elderly lady, who just lets her dog piddle on the marble base of one of the statues. There is something wrong with the animal, but because of the distance the General does not understand at first.

»Ähropa is the victim of the Bulbballisation«, ponders the count and looks upward to the great clock on the station's tower, as if he has an urgent appointment, presumably sitting model for another statue in the neighbouring district. One of the stonemasons howls, surely he has hammered on one of his fingers.

»Though nobody wanted to have to do anything with all these strangers. Poles, who steel the wheels off a car at night, and Romanians, who hack Come-Puters at a cheap rate and the Ey-Tee-Ehms simultaneously. Syrians, who build autobahn bridges stronger then we do. Disgusting! The count scratches himself on the back of his head.

Carefully evaluating the General ponders his next words. The count belongs into the group of the by no means harmless maniacs, similar to the Great Karl of Aachen or the legendary Emperor of Munich – one hint, and the voyage ends in the poisonous water of the Rhein. If you are lucky. »The people have alienated«, the General cites from the marketing brochure of the TÄE, »You knew anonymous strangers on the internet better than your neighbours, when the plagues came. Our Espresso brings the people closer together again, when it connects Paris and Prague twice a week, and the 200 nations, city states and duchies in between.

»Those plagues were just Fake News«, makes the count and waves aside. »Spread by the Illuminati. As soon as we possess our source of Free Energy, we will take the airport into operation again, then you can travel faster than by train to every distant, wonderful capital, without having to see or smell the ugly backyards of Cologne or Frankfurt.

Meanwhile the elderly lady with her dog has approached, and the General realizes, what seemed strange about the animal to him: It appears to be a disguised person. As the pair passes by the General, the fake dog snuffles at his boots, but fortunately the mistress is in a hurry and after a short curtsy in front of the count drags her pet to the stand with the doubly polarized homoeopathic water.

The count has noticed the General's incredulous look. »Oh, sweet progress! Not only in parasciences are we far ahead, also concerning the advancement of our society. That furry friend is just doing his voluntary year as pet. Furthermore there is a voluntary sculptor year and a voluntary year of child care. Only me – I have to do this here for my whole life.«

»Oh my godness«, the General says. »Then we better not disturb any further.« He turns around and imploringly hopes not to be called off.

But the count luckily prefers to give his stonemasons a dressing-down.

After the General has collected Mme Carefree and the passengers, he sets off with them for the platform. Not to get caught in a sales conversation takes the single-mindedness of a ten axes steam locomotive with brakes broken. »I have to buy red male tights«, tractive units driver Head gets het up. »Just because I refused to voluntarily buy anything different ...«

»That's no the least of all«, Shoulders says and extends his head from the locomotive's window. »I had to buy a ancient *car* magazine, though just everybody can see that ...«

»Thank you, gentlemen«, the General intervenes. »I have come to know the count of the city state personally and I can assure you: The faster we get humps of another nationality beneath our wheels, the better for our sanity.«

»I would not be so sure«, Mme Carefree says and boards the coach after the last passengers. »The gentleman who wants to go to Wuppertal, started singing melancholic songs. About zombie dragons which are being scorned by underaged vampire damsels.

»We will hurry up«, Head says and starts up the machine.

»All aboard! Take care as the train is leaving!«, the General shouts, then climbs into the waggon and slams the door shut in just the moment the train gets into motion.

Between gray back yard facades the TÄE wheezes through Flörsbühl, past a colony of allotment gardens, in which currently one or the other orgy in the open is taking place, and across the heavily guarded border towards Erkrath.

At the foot of the infamous incline to Hochdahl Head and Shoulders make a start. The train lurches and screams on the warped rails through the Niederbergisch Land, and makes it at least to the bridge over the former autobahn 3, which is, similar to past times, practical a very long parking lot, only now nothing is moving forward anymore.

The brakes creak, the TÄE is standing, and slanting, too.

The General manoeuvres past the singer with the flat cap, swings the door open and through the gravel of the parallel railroad track marches back to the locomotive.

»Men!« he shouts, »Do not make me weak!«

Head looks out of the locomotive. »No more sand! And our fuel waggon is too heavy. We have to dump slurry.«

»And this then runs till Düsseldorf«, Shoulders shouts behind him.

»That would suit you just right«, the General says. »We ...« He stops short.

Across a dirt track bearded figures dressed in hide are approaching with an ox-cart. Determined, like at a routine event, they unharness the animals and lead them in front of the locomotive.

»Help has already arrived«, Head shouts. »What nice people!«

The General is not so sure about that. He spots the presumed leader of the pack and shirtfronts him.

»This is the first TÄE since the Reboot, on its way across Ähropa, to again reunite people. We are glad for our help, our tractive unit does have a little feeling of faintness.«

The leader gapes at him with black beady eyes. He has a flat forehead, his jawbone broad. »You pay for ox power!«

»I understand«, the general says with a pinched expression. Shouts ring out, whips crack. The oxen throw themselves into their harnesses, simultaneously Head and Shoulders give full throttle. The wheels of the locomotive go off the rails and throw out sparks.

But the train does move.

The General places himself on the lowest step of the access ladder. »Tell me your price«, he says to the savage who walks beside the train unhurriedly.

»Two females«, he says. »Or 50 Düsseldorfaler.«

»Mme Carefree!« the General shouts into the train. »Do you still have an appointment today?«

»What do you mean by that?«, the dame asks, happy to find a reason to leave the corpulent singer to his own.

»We have three options«, the General whispers to her. »Either we pay these friendly gentlemen 50 Düsseldorfaler. Or we leave two female passengers to them.«

»You spoke of three possibilities«, Mme Carefree says instantly.

»Possibility number three is in my knapsack«, the General says.

Mme Carefree sighs. »I get the money.«

The General takes note of the disappointed facial expression of the Neanderthal man.

When the incline is overcome, the train again rolls towards Wuppertal on its own power. The skyscraper ruins of Millrath hurry past, for one moment offering a distant view down to the smoking remains of Bayerkussen. Cologne should show behind it, but it is nothing more than the notion of a shadow.

On the green border to Wuppertal, just before Vohwinkel, the train brakes.

»Now what?«, the General moans when he sticks his head out of the next window.

Head is standing next to his locomotive and points to the country road, which here is running parallel to the railroad track. »There is a decayed corpse hanging from each lantern«, the tractive unit's driver says. »That's enough. I won't go drive any further.«

»The valley has long been in firmly Muslim hands«, the General says. »Until the Artistic Scene took up arms.«

»And they didn't take down the corpses?«

The General shrugs. »They put them up there. There is no danger for/threat to us as long as we do not fall to our knees and pray towards Mekka.«

»There has never been a more radical artistic scene«, Mme Carefree explains, who has appeared behind the General. »Some of the corpses are colourfully painted«, she notices.

»That is supposed to look cheerful«, the General says. »Let us go on, Head. All the faster we reach more pleasant regions.«

»There are pleasant regions somewhere here? Please notify me, so I do not overlook them.« Shaking his head the engine driver mounts his machine again.

When the TÄE rolls into Elberfeld, there is another passenger train on the neighbouring platform. Steel waggons, silver furrowed iron sheet, barred windows, spat-

tered blood, scratches, dents, bullet holes, all doors locked tightly. A machine gun nest is enthroned on the last waggon and prevents the local artistic scene from decorating the train with ambiguous graffiti. The pedestrians perform limit themselves to choruses and flipping them off.

»The Orient-Espresso«, the General aspirates.

The famous train runs on secret paths from the Muslim strongholds through the Bergische Land to the next Turkish major city, Vienna. Thereby he has an almost longer route than the TÄE, but dead certainly not the same optimistic mission.

Hailed by the jazzy chants of the railway station musicians the passengers of the TÄE enter the station building following their conductor. In the great hall the current events are being projected onto a padded elephant:

13:30 Vernissage showing Armin McDonalds Fastfood-paitings,

14:00 Painting an overhead railway waggon for children,

15:00 Rally of SF-Writers themed »We told you so« on Iwoleit square.

The portly passenger with the flat cap nervously wipes a tear away. »Finally at home«, he sobs.

The general looks after him as he steps into the pedestrian underpass, hears the jazz band change seamlessly to Irish folk and tunes in on a naked pedestrian asking Mme Carefree for a dance. He himself is offered a joint of huge dimensions.

The General again checks if his knapsack is securely locked, then he snatches at it and enjoys the stay.

It is not until deep in the night when the crew and passengers of the Tranz Ähropa Espresso stagger into the sleeping car by and by.

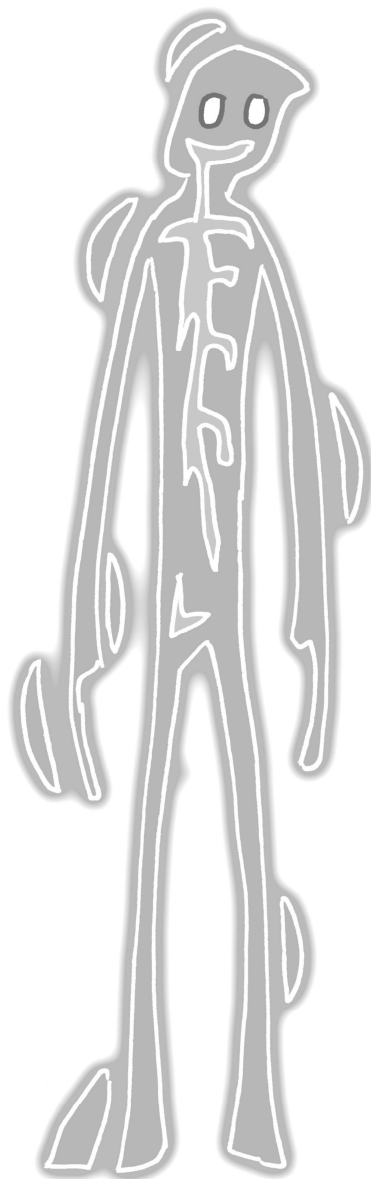
The General stands at the rear of the train and lights the candles in the red lanterns.

While a group of painters furnish the corpses hanging on the platform lanterns with fresh paint, the general climbs into the train and gives the signal for departure. »All on board please! Take care as the Tranz Ähropa Espresso is leaving for Prague!«

Then he blows notably hard into his whistle and the train continues its way, onward, still further, into the cool, refreshing night of Ähropa.

Translated from German into English
by Michael Wachow

Peck and Flap Wings until the Sky brings forth Machines



Carlos Suchowolski

Braulifemo?

I've met him at the day of my average. The machine was stuck halfway in the rock, as it might have happened to that »Time Traveler«, who also didn't return, like me ...¹

Fortunately one half of the machine stayed out of the rock, so I was able to open the hatch and exit. Luck? Sometimes I think – if I think at all – it would have been better if I haven't woken up again at the end of the journey. The situation was hopeless, even if initially I couldn't imagine just how hopeless. As I eyed my surroundings I thought – as usually based on what I have read – a third, devastating world war must have had occurred and firstly I tried to restart the machine to scram. »In a thousand years,« I told myself, »Mankind would have had enough time to destroy Earth a hundred of times over and over.« So I thought and didn't take the idea into my head that the journey could have displaced me spatially, too, when I was more than one thousand kilometres east of home. »One kilometre per year ..., or even more, after a few more rounds?« I would ask myself a little later as I tried to compute the landing spot of my return, assuming that I would be able to activate the machine again – a last, naive bit of hope considering the solution Braulifemo would be offering to me.

The place was bleak and stony and abutted to a forest. At first I didn't dare to walk away for fear of losing sight of the machine, of getting lost and not being able to find my way back (although I thought of trying the trick Hansel and Gretel used, without making the same mistakes, of course). But then suddenly I saw a knight trotting by – yes, seriously, hard to believe, with armour and helmet and lance and everything you'd know from films, books and museums! – and I'd rather go for cover between the trees.

»Only missing a dragon now!« I thought. Being totally rattled I tried for a reassuring explanation: They are shooting a film, yes, even in the future there will be period films or more precisely, prehistory films ... and I started to giggle nervously. But doubts remained, and instead of following the knight I let him pass and went back to the machine to check which date of arrival I actually had adjusted. Blimey: The first digit was missing! I have landed in the 9th century – and the time machine was dead! And for the first time I accepted my mother had been right stating that I had been a very intelligent but also a very inattentive and reckless child. Yes, true, Mom: It was indeed extremely dicey to put myself into the machine and starting it in the direction of the future, because I absolutely wanted to go there without trying with a guinea pig first. And in spite of it all: It's good that I wasn't able to continue like that »Time Traveler« ... In my case I would have landed between Neanderthals and mammoths!

Suddenly – and that gave me the next jar – *he* emerged from the forest: Draped in a tatty black burnouse, like it might have been popular in this epoch, his countenance hidden beneath a huge black cowl, prompting me to follow him, in a language that sounded vaguely Italian. And since I was confident of being able to do this gaunt guy over if he got smart with me I followed him to his hut.

And again his ghostly apparition appears before me, I see his shadow dancing while he is stirring the concoction he has started without wasting time and brought to the boil in a kettle. Within my recollection in doing so he continued babbling non-stop, completely meaningless stuff probably, but at that time I didn't care because I clung to that only hope to get back to my own time or even being able to continue

1 »... as it might have happened to that »Time Traveller«, as he did not come back, just like me ...« – Allusion to H. G. Wells: *The Time Machine*

the desired journey into the future ... and this time I would program the machine very carefully so would indeed jump more than two thousand years forward!

»Here, for you!« Again I hear his Piedmontese gibberish from which nothing and no one could dissuade him. »Consider it medicine ...« I thought I heard him say.

»And if the old guy is crazy?« I asked myself. »I'd rather he'd get me a few tools and return me to my machine, I could at least try ...« This I wanted to tell him ... maybe I did say it. But once he'd put that idea into my head – to hell with it! – and in the end I gave in to temptation. I probably imagined becoming an eye-witness to one of the biggest secrets of this magical and long bygone world in this way and, without really believing in it, I've let myself into playing the role of hero in this miracle. The old guy might be crazy, but my mind tells me I have nothing to lose trying ...

Well, what he promised so grandiosely had seduced me. I haven't overcome my infantile fantasies of immortality, you see. Admittedly they had been lulled by scientific rationality which had been enforced upon me, but because of that woeful accident they were celebrating a complete comeback to power now. The course of the process in which childish incantations were relieved by technology was reverting. Technology promised the realization of a childhood dream to me: Access to the entire future. But science tricked me with the simplest of all arithmetic operations. A simple digit blunder was enough to send me into the opposite direction, which means into the past – and finally, in this ignorant, daunting past – technology had less significance than the fable and was – compared to the simmering, tangible broth – an unalloyed chimera.

Anyway, thanks to my time machine the world had changed ...

More and more I felt like a character out of one of those fantasy-films which I had loved so much as a child, with Braulifemo in the role of Wizard of Oz or Merlin ... oh, yes! Over there in that kettle over the wood fire, in which it was boiling and bubbling, those fantasies were reborn more than a thousand years before their actual creation and friendly they held out their hand to carry me off along a wondrous yellow brick road. The only road, as Braulifemo didn't tire of emphasizing, while steadily stirring his broth.

»Thanks to this magic broth you will be able to return to the epoch from which you allegedly came. At the end of thousand years – or how many they may be – you might alight there again. However, you have to live through one year after the other, like any normal mortal ... But in exchange death can neither harm your soul nor your life, at least if you avoid accidents and stay clear of human malice.

And now help me and hand me the jar with the chicken feet, over there, to your left.«

»Immortality? Are you serious, Sir?« I asked the shadow.

And Braulifemo nodded and nodded and nodded, dream for dream:

»Since this concerns a magic potion which cannot be bottled but needs to be freshly brewed every time, there are no absolute guarantees that it will work as it did on previous occasions, mind you,« he warns me. »But apparently my future colleagues are not totally infallible with their bricolage either ... Whatever, I cannot help you in any other way,« he assures me and squints slightly puzzled from beneath his long scraggly hair, with yellow pus in inflamed eyes. »Like anyone knows, who looked into the future like I did, in the present age exist no machines like the one that brought you here nor the means to repair it, though the whole world is talking about our magical capabilities. Here, look at the jackdaw in the cage over there, she is already twenty years old and good as new. My best work so far. And obviously it didn't harm her in any way ...«

And so the sorcerer kept babbling, at times in front of the stone wall, then up there and far away, in the sky, with lots of repetitions, like an ordinary old dodderer, meanwhile not letting his concoction out of his sight and uttering half completed sentences concerning wooden wheels and pulleys, catapults, assaults, crossbows and boiling oil.

»Howbeit, my son, only by living forever will you be able to return to your time.«

And a little later he discloses his fear of losing the volunteer, who was sent to cross his path by »magical providence«, with a highly unsettling utterance. That is to say, he stammers:

»Are you ready?«

»Yes,« I remember saying astonishingly firm, »I am going to take the chance.«

»So, like I said: I cannot foresee all the consequences ... What lies ahead of you I cannot isolate from hostile forces that might appear on the scene ...,« he emphasizes. »You won't back out, will you? The spell will only work if you believe in it.«

Once again I look over to the jackdaw. She seems to smile at me.

Braulifemo? Alas, what I wanted to ask you: What happened to you other »works«?

Braulifemo?

Yes, I can see his silhouette over there, like a paper cut against the moonlight, and I know: if I lean forward I will see him floundering away ..., riding away on his witch's broom, I think, unattainable, deaf to my whine, hue and cry (*And to my warning cry!*), and how he vanishes into the clouds which crown the summits.

So I have answered. The steam rises from the kettle, in front of me the fog condenses to an irregular circle, cut up by the light of the moon. The drowsiness of the dream from which I emerged at midnight dissipates around me like the rings of a spherical wave. Who would know for how many nights now Braulifemo's eyelids send Morse code messages of a smug Frankenstein before dawn.

»Braulifemo?«

The wind wafts purring down the mountain and scrapes along the cave's entrance. Outside the night arches over a rather bustling valley: Sinister, despicable creatures are savaging each other or skedaddle into the defensive.

»Braulifemo?«

He doesn't answer.

»Braulifemo? Where are you right now?«

Braulifemo? Alas, if I had only asked him if he had tasted it himself, something Dr. Jekyll at least had the guts to do! Bah, he would have claimed eternity wasn't his concern.

Ha! As I brought the cup to my mouth I had thought of asking him. But then it wasn't to be expected that it would work. I downed the cup in one gulp. And felt – nothing. »Shouldn't I feel anything, Braulifemo, like Jekyll? Does something like this really happen without convulsions and seizures?« The sorcerer shrugs his shoulders. He is watching me silently, with rapt attention, and the jackdaw copies him.

»And how do I know that I am not waiting in vain?« I finally ask.

Thus he said, probably to reassure me:

»Sooner or later one realizes how time goes by. It has taken me a long time to realize the jackdaw really aged ... and still survived one winter after another.«

It was getting late and we lied down, but I couldn't sleep. Six times I stood up that night and six times I stalked the kettle. Finally I filled the cup with the cold concoction and downed it and was waiting in vain for an effect, which is why I al-

lowed myself a second and third helping. Suddenly sleep overwhelmed me. It was broad daylight already as I woke up, the sorcerer was gone. Later, on the same day and for the first time since I left home I looked into a mirror to find out where that itching in my face came from, but the glass was so tarnished that I wasn't willing to believe what I saw. So I went to a nearby pond to look at my reflection in the water. And from the other side of the transparent and trembling surface a being looked at me which couldn't be me but at the same time had to be.

Yes, that was you, you devil's spawn, it was you I saw reflected, you looked at me, with my own horrified eyes you were staring at me from the water!

Oh, it's enough, I can't take it anymore! Come on, wake up! Wake up already, damn it! You, me, who cares? Who cares about Braulifemo? Yes, that was I, and you were me, and you got me to feel your fear, like you managed to conjure it up again and again, every night when I woke up panicking! When will you keep quiet?

Oh yes, I remember it precisely! All of a sudden I realized that I would carry eternity around with me forever ... Braulifemo realized it before me, back then, as I slept and cried out in my dream and he must have run away in terror when he saw you.

You cannot reproach him for it. Surely you would have liked to flee, too, I know, but you couldn't do it and you can't do it even now, as impossible as it is for me to get away from you. I sure would like to! So forget the sorcerer. He is not coming back. He won't do anything for us. By now he probably is long dead ... He should have taken the poor jackdaw with him who probably is as immortal as you. Ha! Like a faithful lapdog she would have circled the cadaver of the sorcerer to find out if he is going to resurrect.

Your first raw bite, do you remember? Oh please, come on, don't be so squeamish, something like that isn't disgusting ... That's the way to survive. And taking revenge, obviously.

Oh, shut up already! At times I feel like making you glad and happy and doing it simply like the other creatures in the valley. They are not thinking and not suffering and don't get upset if they kill to survive. They don't remember their nightmares, they don't know what happened a century ago, nor do they know what will happen in a millennium. In all this they are different from me: I dream, think and remember, I look ahead and can hardly bear the shape I'm in. During the day I hunt, at night I toss and turn sleeplessly, or I sleep, tortured by nightmares, and when I wake up I find myself in a dreadful dream world. None of these creatures could I ever call Sigismund ... or Samsa. As far as I'm concerned, I think at times that especially one of these names would suit me nicely. Sure, I could have had it worse. I could have become a nocturnal predator, forced to hunt those creatures. And would have to sleep during the day. Maybe hanging upside down from the ceiling of some cave. Or in a coffin, like Dracula. Dracula? Samsa? Sigismund?² Where do those names stem from, to which world do they belong? The only plausible explanation ...

Oh really? Do you believe that?

It's completely obvious: An individual from the 21st century would never resign himself to being banished to an inhospitable world, not even had he been born there, and undoubtedly he would try to accommodate it to his needs, make it more familiar by designating the circumstances of life he has to endure with names and symbols he would never part with.

2 »None of these creatures could I ever call Sigismund ... or Samsa.« – Allusion to Calderon: *Life is a Dream* and Kafka: *The Metamorphosis*

»Never«? What meaning does »never« have for the likes of us?

Shut up, damned beast, don't provoke me! This young man from the 21st century who became lost in the past looks at me like a reflection in which I again find my origin and my purpose, which both I believed lost. It isn't apparent to me that a creature of the 11th century would be able to reflect as I can or to tell my story, even if his power of imagination were strong. I don't believe that madness could ever evoke such mythical and at the same time believable »delusions« either. The Quijote ...? Come on! It is one thing to make giants out of Mancha's windmills, but a time machine is something different altogether. And okay, let's assume that I'm not a monster of this century, had I really been that young man who made four or five times consecutively a hundred, one hundred and thirty, two hundred years ago the same mistake of filling his cup with Braulifemo's magic potion? Is it really possible that one hundred years ago I jumped back a complete millennium to conquer eternity, is that possible? And could it be that this millennium which I have yet to complete will end one day, that my goal won't vanish into thin air, won't evaporate like my daydreams but that it still exists, solidly, in front of my eyes, to be reached at the end of a long and painful term of punishment? Tedious and painful ...? Maybe everlasting ... like the task Prometheus has been condemned to?

Ha, krah! Claptrap ...!

Eventually my daylight predator eyes are getting used to the dimness of the cave. The moonlight accentuates the irregularities of the walls. The surroundings are both familiar and despicable. The sense of smell becomes active: How can it be that I can endure the stench of carrion and excrements that dominate my sanctuary, yes, I don't even notice it every now and then, and I still feel human at times? I'm shuddering. I draw closer to the cave's exit. The fresh night air which wafts down the hills blows the cobwebs away. I pull my knees up to my chest and look further and at the same time backwards, while mentally trying to climb to the summit I threw myself down from. Once more – like nearly every time I woke up – I see myself surrounded by ghostly apparitions. I don't know if I am remembering or imagining them, I don't know which of them ever existed, nor when, nor where. *Could we stop this?* They seem to superimpose one on another and I can't tell them apart. *Then let it be already!* My memories, or what I would call my memories including those which carry me back to situations where they surfaced before, are getting fuzzier from time to time. At times, I don't know exactly when, now for example, I feel delirious. *Will you stop it?* Every time I look back, if I, like now, wake up in the middle of the night and start rummaging in the past and compile and fit everything together what I am able to grasp with the mind, I'll lose myself in a thicket of contradictions. Only for a few short moments, luckily, because amazingly I still get it sorted: Job done! *You really shouldn't bug me with this nonsense ...* Now everything makes sense again. I am a phenomenon I am able to understand, that I ... still understand. The belief that I came from the future is the glue for all of my reconstructions and my will to endure. *To what end? Stop it! This »belief« will get us into a hell of a mess!* Still, I have a problem I only just noticed: Time. The whole count seems to cover no more than twenty years, after that everything belongs to another epoch, another life ... The life of somebody else, I'd say ... A life showing itself to me by flashing between the settings of my nightmares. The past – the whole past – depicts itself as part of a dream. Dream and nightmare. I know, I can't build on my memories, I know. *Then just forget them!* I know much more must have happened. That's the reason why I kept count to prevent my impressions from deceiving me. On a wall. On something solid. With notches. Indelible markings. Maybe the elapsed time strikes me as extremely short because my memory is sketchy. I believe

that that time went faster than it goes right now, ten or twenty times as fast, as it proceeds on every day, every hour, every minute I spend awake. That time speeds up during sleep, it races during nightmares that transfer me to other epochs, past or future. The same time I experienced during more than twenty years as »present« and which is »now« proceeding as »past«, while passing ever more slowly, without hurry and so without taking my needs into consideration, my impatience and the gradual depletion of my endurance. Even dawn is taking its time, it seems on purpose. The creatures of the night are not able like me to wish for something so desperately. *I for my part wish desperately you'd keep your trap shut, by all means!* Oh, the beast itself proves it with its superfluous demands! For others, for those who are simply only animals – and each of them less monstrous than I am – day only breaks. They are not longing for it nor do they fear it, and as long as the darkness lasts they don't know what is coming to disperse some and wake up others.

The facts which cyclic sequence instinct cannot explain to them let them get active once more without them being surprised or astonished. But I can see from here and earlier than them all the sun which is gradually climbing up the backside of the mountains and rises over their simple world. Initially it might appear to be a privilege of the insomniacs who are guarding the heights and of bandits who start stretching their limbs with the first sunlight ... But for me there's something more: I can picture it when it is still dark. Should I be thankful for this superiority which stems from the human being I once was and that still exists somewhere in the subconsciousness of the being I have become? *Arrgh!* Because I am and always will be a human being, oh yes: I dream, I think, I remember, I foresee, I count ..., I conjure all sorts of ghosts, even if I don't know whether I am doing first this, then that. In my confusion I feel as miserable as ... yes, ... as Samsa ...? As ... Sigismund ...? And at other times, again and again, on every single morning, when I determine I have turned into a monster unique in the whole universe, I am horrified (as Sigismund ...? as Samsa ...?). There are moments I wish I could forget everything ... *That would be for the best.* Simply forgetting everything, so half of the besetting spectres would perish. But I cannot, the powers that represent humanity inside me won't let me forget ...

Yes, more than one hundred and thirty years must have passed since I settled here, halfway between north and south, whereas I go south whenever winter approaches. Though there must have been a castle, earlier, I think that wasn't only a dream ... There I could see myself wholly, half human, half bird, and every day it scared me anew. I prefer the nights, but I didn't sleep. I counted the notches I had scratched onto the crumbled wall, next to which a sad lily grew, of which I took care. I counted markings and wondered if the lily wouldn't flower again soon, because as soon as the first bud opened I knew a year had passed and I would scratch another notch onto the wall. They were my clock and my calendar. Not a chance for more hope. No need to wait for visit from a fair maiden who would be willing to lift the spell. *We never ate anything more delicious than the gazelles that had been served to us then.* Had the castle, the prince, even the wall and the lily been nothing more than a web of deceit, yarned by my old mind which conjures all those bugaboos, including Braulifemo? In my, let's say, more than one hundred year old mind, which in ... nine hundred years will take form again?

No, I cannot trust my memories. And no, it is not possible to count the years. Why should it bother you, you miserable beast? But for me it is still important. In fact I don't know why I doubt. I don't know how the doubts came to be, completely without meaning; at the most maybe from my dreams, fantasies or premonitions, from the madness that drives me, or from thoughts alien to me and who gang up on me

for reasons I can't discern. The mess whacks me in such moments. The one hundred and thirty notches I believed to have counted in a castle ruin (maybe there are another one hundred and thirty years, maybe more, of the life of somebody else ...?), suddenly it seems as if I had counted them tonight, in the darkness of the cave. But even if my present state hadn't lasted any longer than a century, the occurrences would seem unlikely and wrong. I am not going to verify! The notches simply must be there, on the wall, back in the cave. *Go, then! Go check! Go already and you'll see there is nothing there, absolutely nothing!* In any case I know that I am in the mountains and that the Southern Cross shines in the sky, I can see it, we see it. The markings have little or nothing to tell me, even if I counted up all the notches in the rock again. They could be able to confuse me, especially since it is possible that not every notch signifies exactly one year. Because how can I be sure that my treacherous memory didn't mislead me to notch twice, or maybe the lily didn't bloom one spring and that I in case of doubt ...? Even at this moment I am not sure if I made a notch for the new season that just started here in the south. To be sure I had counted it, a certainty I so badly need, I would be able to make the notch again. How often had something like this occurred? Or had I been in better mental shape at the castle ...? *Kuarrk!* Whatever, to measure time is the only thing that excites me. I desperately need to know how long it still takes until the banishment is broken. Feeling desperate I walk to the exit of the cave and stare intensely into the distance, into the cloudless sky, where the stars start to fade. At least I am familiar with this sky. There are still no machines in the sky, and that means a lot, a lot of time still has to pass. And it wouldn't be wrong to estimate eight hundred or even eight hundred and seventy years. But I needn't become impatient. It was obvious from the start the wait would be long one.

The moonlight suddenly paints the pointy hat of sorcerer Braulifemo on a snow-covered mountain.

There he is, much like I guessed, up there, and is stirring his kettle with the bubbling broth. The picture charms me and again I relive the nightmare which woke me up. I know this already ...

Braulifemo? The bewitched comes to in a castle and asks the sorcerer whom he has to thank for the curse for help. Did he escape beforehand, didn't he accompany us in the first place? The wary ear registers noises which are for the first time in its hearing range. The frightened man scurries to the broken window and stares into the dark, when the glowing edges of a giant scissor open up. To cut off his neck? A bad dream? Dozens of torches flare out of the dark night. They are closing in along the sides of the mountain and the breeze blows along exited murmuring and the smell of burning tow. The crowd pauses. The defiant silence of the castle where they are headed keeps them at a distance. In there, exactly there, sits the monster because of which they all came, and in their fear they see his outline between the battlements, then again in one of the collapsed window bays. Breathing gets harder, inside as well as outside. Some are gesturing, some hesitating, and those in the first row literally are getting shoved along.

Didn't take them long to track me down, the monster said to itself, and its anxiety grows. It doesn't consider his escape much: instinct takes over and advises the best dodge of all: Bide your time until the circumstances show the right way out, then trustingly go slapdash but unerringly. A long time ago the creature felt the instinctive urge to fly south like all the other birds. And instinct wins in this cold winter's night, as terror descends. Torches are yanked up. In a bout of fear the beast takes a wrong step. There, there!, the mob chants as they locate the sound. The underground passage leads backward into open country. It can still work, the

beast encourages itself, and it is already running, running away, from humans and the winter through the undergrowth and thorny abatis.

I did it!

When the creature reaches the top of the first hill panting and covered in scratches, it turns around for a single look and looks back: The castle burns fiercely ... they didn't dare to search for the beast.

An orange-yellow-red colored spark spits over the edge of the black summit and a rose-colored fan opens in the sky. The flames which had licked at the edges of his ruminations extinguish the stars at the same time. »*Move it, the sun will be up soon!*« Had this dislodged and badgered monster ever been me? Where are the castle's charred ruins, and how long ago did it all happen? Braulifemos' witch's hat again turns into the black rock of the mountain: Is all of this correct? Did he even wear such a thing? Maybe I imagined those stories. The day dawns. That'll do for the ghosts, the nightmares, the memories ... I'm hungry, brutishly so. At the end maybe we, the beast and I, came into the world as one single entity, one of those medieval monsters with a little bit of consciousness ...

Still, I am not leaving the cave: There is something behind me, I can feel it precisely, something that is trembling and shaking. I turn around. What stopped me turns out to be a huge bird which unfolds his shadow at my feet, meanwhile flapping his wings. His fear brings it all back: The torches, the fire, the sticks and stones. Fiercely I try to kick the winged shadow away. »For you, everything just happened, you disgusting beast, for me it's a nightmare,« I scream, and I run towards the abyss. But the shadow reacts quickly and he manages to stop me by digging his nails into my back's skin where obviously are no feathers ... His mellifluous voice beguiles my mind: *All right, all right ... It would be best if you'd forget all this. Look, dawn is coming*, he talks fast. *The valley is waking; soon we will appease our hunger*. Damn it, so much time has still to pass. By all means you should wish for me to jump, because it has to ... *True, you really are hard to stand*, he answers and his thoughts are all too human. *Alas, it is such a shame that you stayed human, as you do not tire to repeat every day; a human despite everything: who thinks, certainly, who remembers, who counts ... and who instills terror in me with those old stories*. On the other hand, you idiot, why are you accusing me of this?« You know, we could have done worse. *Yes, I witnessed what happened last night, we could have become bats or Dracula ... Excuse me for not being in the mood to appreciate the joke properly. Maybe, if Mylord allows, after breakfast ...* You want me to forget, to stop thinking, that I spare you my doubts, my ruminations, my monologue, but you prevent me from throwing myself into the void ... Of course you want to continue hunting, eating, even if it is this disgusting stuff ... But even you are carrying ghosts with you and you are dreaming of them, even if you are awake. And you are helping me? *Alas, shut up already, you are driving me mad!* Me driving you mad? On the contrary, aren't you trying your worst to get rid of me? Oh, I need to write this down, I must preserve this. Reign in your appetite, the sun just rose, let me search for my diary. My diary, of course ... I haven't written anything for a long time now. My diary will contain how much time I spend with it while inhabiting their bodies. So I am searching for it. *Search, go for it!* Where have I left my diary? I have to find it. I search through the bundle I brought back with me during that winter in the north. *Come on!* It should contain everything about Braulifemo, I have searched the whole cave for it, hell and damnation, everything is noted down there about the castle ruins, the notches, the scorn, the threats, the fire ... But it is nowhere to be found, damned beast, no trace of it, have you destroyed it when I wasn't looking for a moment? Have you ... eaten it? Alas, and the story with the wedged machine should be in there, too ...

Dawn breaks. Cowered down, face buried in half opened hands as protection against the horizon and the void, I tried in vain to remember what happened to my chronicle, records of one or another time, times actually experienced, dreamt up, imagined, divined times, however, they are all buzzing around in my head, and meanwhile the light of the unstoppably rising sun makes the plumage on my head shine and falls through my human fingers into my eyes which are reddened by helpless anger.

And that helpless anger is my due. I provided myself with the bare necessities: skins, ink, feathers. For now enough material to pass a whole millennium writing. Then I sat down at the table, which I remembered as being huge, and staring at the yellow pages for hours, trying to give a short summary of the latest incidents: The accident, Braulifemos' appearance, bewitchment and escape, nightly raids on farmsteads and monasteries ... The doubts about the true character of those events. And whether this mental rehashing, time after time, in front of an empty sheet, if what seems to be so important to me even had any relevance, if anyone would read it or not and if it would be understood in line with my intentions ... and meanwhile persuading myself, maybe to encourage myself, that I would have to continue, that I am to never give up, because it would be enough to having written it anyway and to read it again, if only for providing me with a sweet death, a death that would close with everything, a justification of finally being able to die ... Or, and why not, to keep me sane until the sky brings forth machines.

Did the first one, two years, certainly not more, pass like that? Did I already get accustomed to immortality? Did I start believing that I will live forever, if I only take care of myself, if I defend myself? Is that the reason why I backed away from the idea writing constitutes some kind of right to exist in this world? Or did I stop only because I was missing the right place and means? I still remember my concerns in the face of the first virginal sheet, or at least I imagine it like this: How I yearned for finally being able to start, so I could describe everything extremely shrewdly, while keeping the worst secrets for later, the surprises; how I'd polish my style and would search for suitable words, how I'd brood about syntax and the best sound, the exact order ... And again emotions well up inside myself that are conspiring to push me into the arms of a fast and evil death: Something cajoles me to snap the feather, to spill the ink on the parchments, to push away the table, to knock it over, to run away and lose myself in cruel hunting adventures in the near wastelands, to kill and to careen, to destroy and to sleep, to guard, to survive, to infuriate the people against me ... always at full risk, so the adventure would come to an end, so I could exit the stage. *Yes, of course! Of course!*

I believe that I came to many days later, far away from that sanctuary I had left and where I would never return. But if it had happened like this, whose fire awakened me this morning? About which books am I driveling, about which diary? Would my story be one of those stories which are told by someone and warmed up again by a third party? It wouldn't surprise me much, since it seems to me that all of this has been written by somebody who wasn't me, someone I have never even been. A future legacy which ... I wouldn't be astonished if this story about that time in the mountains morphed into a different, similar story which I would someday experience as just another opaque and mutilated dream ... and which I would forget, like maybe I forgot others already.

I think that Braulifemo already expressed it that night, I think he said: »Your wish is dangerous. The human being is neither prepared to live forever nor is he prepared to die someday.« It doesn't matter, Braulifemo. Do I have another option than going back? It had to happen this way. At that point anything seemed better

than dying in the Middle Ages. At some later point, I couldn't remember anymore how often in all these years I had wished for a quick death. There had been moments in which I wasn't able to think anymore, to reconstruct myself bit by bit and to recompose essence, goal and purpose of my life again and again from beginnings which to me seemed increasingly uncertain, dissatisfied, unreliable. I could never remember all the details of all the abysses into which I threw myself full of despair, but on my return I always had the feeling I had left something behind forever, lost something, forgot something, something I might substitute in time with a fictitious incident. In the end it was only logical that I should end up mad, a death on which the beast bet from the beginning, since it would free the beast from all human accoutrements. *Oh, how clever you are, to hell with you!* Should I allow it? That's the question. Maybe I should even support the beast passively? Well, if it only was that easy: It is not within my power to renounce human existence. On the other hand the beast isn't allowed to let up, has to work towards it: It is it that takes the feather from me, destroys my papers, overwrites my markings to keep me from all human activity. *Bah, I'm not doing anything!* Now I can only write in my thoughts, and even that it can hardly abide. She keeps me from documenting my actions, confuses me and would neither allow for me to remember my past nor for me to gain a more precise concept of the time that has already passed and the time that still has to pass. The beast doesn't care for eternity, ignorance and duration means nothing to it ... *Clever Dick! What would I gain upon your death, as helpful as you are to me, with all your calculations when we hunt ...?!*

Oh, I don't even know anymore which one of us is dreaming.

Enough, that'll do! The sun is already high up in the sky. The valley has long since awakened! You fooled away enough time writing. The emptiness of your soul only enlarges the emptiness of your stomach. You see, I can be poetic, too. Let the beast out, for your own good. Don't allow yourself to become confused, trust the senses, they won't deceive, and sleep within me. Take care: Could it be that your ear deceives you if it hears the scream rising from my throat? That your tongue deceives you whenever you taste fresh blood and raw pieces of meat between the teeth? That your sense of touch deceives you, if you touch my face and your hands grab feathers and beak? Enough! I throw myself down into the valley, alone, completely alone ...

Aaah! I watch the amount of lust with which you are gliding down the mountain and descending on small helpless creatures, who try to flee in terror whenever you are visiting me upon them! Once more my senses let me experience my present existence in all its glory. Finally! Later the hangover asserts itself. Yes, he overwhelms you, meanwhile the human inside you defiantly takes the chance to possess your nightmares. Nevertheless: Oh, with delight I determine that you savoured the fun of killing for survival's sake and are now digesting blood and guts. In a way that is human, too.

Sleep now. While you are dozing, I will be awake to take you far away from here. Look! Look, I say! Kindly listen! This is a city, brightly lit, and over there in the gardens hundreds of lights are moving. Look, over there behind the trees, in the forest glade. Curiosity spurs me on, let's go! Let's go, I say!

A huge, spruced up esplanade! Surrounded by large buildings, framed by streets and avenues on which the shine of the lanterns jitters like on canals full of raging water. In the distance machines on wheels glide along the lanes and other more peculiar vehicles. Occasionally flying machines draw their glowing, at times blinking tracks along the night sky. Thousands of lights glare at me. Shrill music as liked

by drunks and minstrels suggests a lively celebration (it seems the whole area down there is celebrating some important holiday). The crowd swarms a park which reminds me of home. Groups are forming, people walk about, in pairs, alone, you meet and drift apart again. Thousands of men and women, like you wouldn't know even from great open battles, outfitted with antlers, muzzles, beaks, fangs and mustaches. I mingle with the crowd without anyone taking offence at my tragic appearance. Suddenly a tower clock begins to chime, twelve measured chimes are sounded. »Congratulations!« I hear, and »Best wishes!« And I observe the revellers hugging each other eagerly and kissing, like human beings who fear that they might not finish before the last note fades away. And suddenly one after the other strip the skin from their faces and remove antlers and long ears from their heads, as if there was nothing to it. It doesn't take long until they focus on me, standing around bewildered and not moving. »You can take off your mask now, the party is over,« they say. »It is cool, looks very vibrant ... Don't you think so, too, girls?« »Come on, take it off!« a woman shouts close to me, »You surly are a handsome guy.« The impatience is growing. And so I guide my hands to my face though I know that they are mistaken, because I cannot remember ever hiding my true appearance behind a mask. Even as I touch bristly feathers and a curved beak I am still thinking this. Completely confused I try to take off the mask, and in this moment realization hits me. »One moment, friends!« I call to them, and a wave of euphoria grabs me. »This means I am back, this all really happened and the waiting wasn't in vain ...!« And I start to tell them what happened during one millennium which started exactly here, just before the end of the century which they just saw off. »This is no costume like yours, but please, don't be scared, I am still human and have always been.« And I begin and want to tell them the story which I started to write down on those parchments and continued in my head, so I wouldn't forget it, interrupting myself at times to repeat again and again: »I am back, back in my own time, after thousands of days and thousands of woes! I only need a little help ... those feathers and this beak here are not a mask but a spell ... don't you get it? Don't you believe me? Only instants ago I was sleeping on an open field, lived in the mountains. I thought I was dreaming and didn't realize that I had finally made it through all of that damned foretold time ...«

Around me resounding laughter bubbled up, resonating to the alley, the boulevards, the buildings, up to the sky ... That woman stretched out her hands mischievously, grabs my feathers with her claws and manages to pluck out some tufts. We both scream. The chaos is spreading. Others are daring as well and grab and tug at my plumage, others are trying to tear of my beak. Nobody hears my screams of agony, my panicked cawing is drowned out in the tumult. They are killing me and not even noticing it!

Psst! Are we alone? Then it was probably the same nightmare again from which I wake up after each of your nauseating meals. Simply abysmal! One of these days my heart will stop from this. Are you trying to dissuade me from my plans this way, are you trying to convey your fear to me? *Quiet! I can smell the human and his cooked meal. Close! Careful! Night is falling!*

A power I remember from similar occasions draws me south, away from the night, the cold, the winter, the winter ... Instinct advises me to seek the cover of the mountains. I'll have to get back there, because ... Did I come down from there? One of these days I'll get lost, like it seems to have happened to me before ... Maybe it is unavoidable, as much as instinct might be guiding me. I shudder. *The human is quite close!* I see fire and rocks, feel blood on my feathers again ... flames

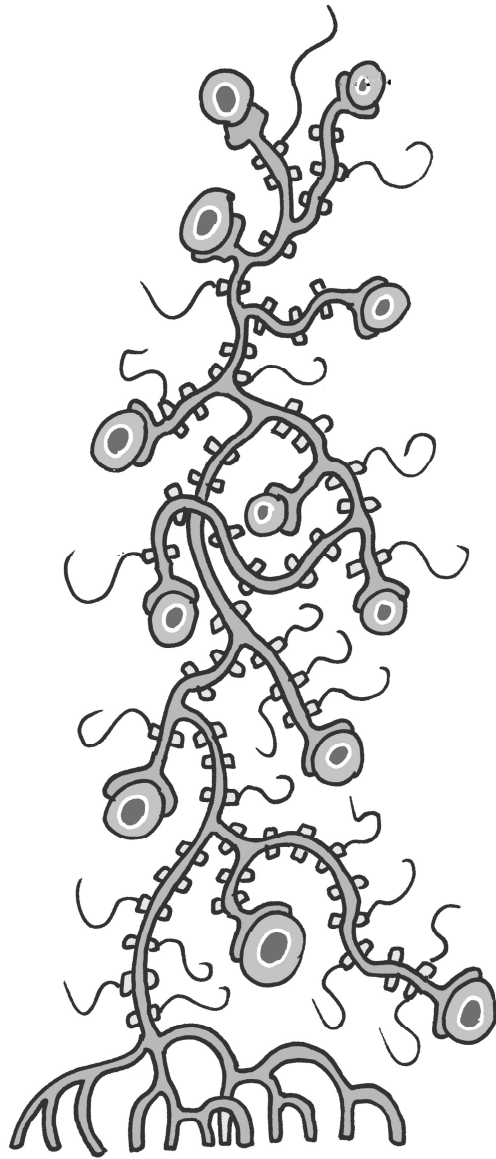
flicker behind torn curtains. Away from here, quickly! Books and parchments are burning. The human is very close now, yes, of course, cut and run! Animals are milling around and are celebrating some mad carnival, they donned human masks. They surround the bewitched prince and want to tear off his face, they accuse him of having an improper mask. They are wearing him out. Let's flee! Let's move away from here! South, like the other birds, until it is summer again ...! Let them have the castle – what do we care about it? – complete with the books, the parchments, the ink, the diary, complete with the wall with its one hundred and thirty notches and a ... a flowerpot with a lily ..., complete with ... the bed and the canopy.

What's to do when nothing is left? They made the beast flee. They managed to chase it away from the ever growing range of influence of humans. But I know the day will come when the sky will populate with machines ... and the universe with rockets. What counts is life. Eternity hasn't exhausted itself yet. The end of the period in which I am trapped hasn't come yet. It will take a while until machines in the sky will herald the approach of my last and final death. Alas, Bräulifemo ...!

It's enough, stop babbling like an idiot and staring at the sky. Do you think I slavishly cling to life? I don't care. About that, what are you afraid of, by the way? After all, the illusion that keeps you alive presents the greatest danger: One day our pursuers will develop those machines, which you wish so desperately to see plowing throw the sky. It will be the same people, the grandchildren of their grandchildren! And I am the prey they are hunting: the abominable you have to hold down. Arrrrgh! Come! Follow me! I know how to escape and how to hide ... I will keep us alive during the time of your magic spell and beyond, I and I alone will take care that you will reach the foretold goal: to weather those thousand years! To defeat your own kind! But don't linger, don't hesitate, don't think, just go!

Translated from German into English
by Tanja Coen

The Summit



Ju Honisch

Zeus was an asshole. He had been one back then, and it was a phenomenon of great historical invariance. Today, of course, he no longer called himself Zeus. But he still combined too much hair and a curly beard with an excess of ego and testosterone. Whenever she saw him, her old contempt boiled up in her again. She hated the guy.

Considering the fact that she was basically mortal, she had been so for a very long time. She did not count the years, and was deliberately inaccurate about the decades. She measured her life in centuries. Seen from this point of view she was now almost fifty, a number that did not appeal to her. She much preferred not to think about it. Whatever for? She was young.

Relatively.

Her people were largely extinct. Or had vanished. Or were scattered remains that occasionally might show up as genetic markers, if anybody had searched for them. But people rarely searched for the genome of early Phoenicians or their historical predecessors in the Ancient Near East.

Once they had founded the prehistoric empires of the world. Now they were history. Or legend. Or myth.

The woman smiled. She was good at that. The quality of her smile had moved many things – hearts and other body parts. She pushed the dark hair of her expensive Cleopatra bob from her forehead and nodded as the waiter of the little café brought her the beverage she had ordered.

Her people had accomplished a great deal and had officially died out – the final time when the Romans had found it necessary to wipe out the most advanced city of their era, including everybody in it: *Cetero censeo Carthaginem esse delendam*. This disgusting Cato had kept repeating that at the time, in his abominable grammar: Furthermore, I consider Carthage to be for the destroying. Horrible sentence construction. So very Roman. She had never liked the Romans.

At the time when the most beautiful city and harbour of that era was destroyed, she had not been there. In fact, she had never been a citizen of Carthage. For a while she had lived in Tyre. She did not live there anymore. At present, the area was too turbulent, and she had left the Lebanon long before Alexander had destroyed Tyre. It was no longer her home.

Zeus – this insane idiot ...

She smiled softly as she lifted her cappuccino to her lips and quietly counted everything she had greatly disliked in the last five minutes: Alexander, the Romans, Latin grammar, Zeus ...

In fact, she had not liked the Assyrians either, although she still found their curses very picturesque. At times, she thought that something of that kind ought to be reintroduced into European contract law, for the Assyrians had always provided a clear scenario for a conceivable breach of contract in their agreements. Nowadays people were much too lax about possible consequences. Nowhere could you find conclusions like »if you do not comply with the European Machinery Directive, Gula shall send diseases so that the inhabitants of (insert: place name) bathe in their blood as in water.«

She probably was the only person who still remembered Gula. Akkadian goddesses of salvation were no longer fashionable. And after all, Gula had gone. She had not missed the last transport.

Unlike Europa. She had stayed behind. The fact that she had given her name to a continent still amused her. But she had grown used to it. No one thought of the beautiful princess from Tyre when they spoke of Europe.

Her family had ruled Tyre. In the minds of humans, their parents were king and queen. Nothing else could be imagined at that time, while early cultures rose and

evaporated again into nothingness. Europa had, however, been quite certain that these titles were nothing but empty epithets for the bearers of a form of government that was as archaic as this whole world had been. At least back then.

No less so, today. In fact, civilization seemed to move backward. This, too, was not new. A certain primitivity was manifest in the genes of humans and solidified in the brain stem. People had descended from primates, and so this could not be entirely prevented. Whenever humans achieved something good, something that somehow worked without bloodshed, some mini-brained eejit would suddenly remember that things had been so much better in the past.

Of course, they did not really remember it. For if they had really and truly remembered it, they would not have thought so.

Europa remembered. Mostly with horror.

Still, Europa had missed the transport. She did not know exactly how long she had to stay now until the next one would come. In the meantime, she tried to make herself useful. Her main residence was in Hamburg. But as a member of the European Parliament, she was often enough found in Strasbourg or in Brussels. Her passport gave the daring name of Eorope von Tyrs. If you goggled the von Tyrs, you would find an old aristocratic family. Eorope had taken care of that.

It was, after all, the truth. She was a king's daughter, even if the kingdom was past and gone. But then, her entire life consisted of things past. That was true for absolutely everyone, but even more so for her. She simply had more – past – than most.

She hardly aged and was never sick. That she would simply continue to live – if no one cut her up into single pieces, was due to a faulty preparation process. When the colonists had arrived about 5000 years ago, they had fortified their DNA in order not to die from unknown diseases or simply from allergies on this new alien world. Good healing powers and a certain longevity seemed to be of advantage when establishing a colony. In addition, the genome had been somewhat modified in such a way that it became compatible with the primitive natives of the planet. It had always been clear that the group of settlers was way too small to survive on their own. So, in the long run, they would have to mix. At least, that was the way they had planned it.

However, the colonists had soon divided themselves up into two groups: those who, as originally planned, wished to build up the land, create communities and culture together with the natives, and those others whose sudden unexpected superior talents quickly made it possible for them to have the indigenous people worship them as gods. Some still did this to this very day or founded abstruse, greedy, brain washing cults, which they hoped would restore to them a power they had lost in an increasingly secular world. Deranged lunatics guiding the power-hungry.

The door went, and he entered. He wore a white suit and a silk scarf, which he had draped about his neck somewhat dandyishly. He would probably have preferred a toga. Or a short skirt that would show his youthful physique to advantage. Mind you, among all the dignified, dark suits and – at the moment – plain-coloured ties in Strasbourg, he was conspicuous enough without having to revert to Grecian garb. Rather more than herself, whose simple tailor-made ladies' suit was unobtrusively elegant and merely hinted at the fact that she might be more affluent than she chose to show at first sight.

He beamed at her. His radiance was skilfully arranged and yet rather patronizing. There was some hidden condescension in his oh so bright smile. Her hackles rose at his exaggerated self-confidence. When he had contacted her, she had wanted to ignore him. Ignoring him, however, had proved to be as difficult as ever.

»May I?« he asked with his deep voice, and sat down without waiting for a reply. She had not invited him. Not back then and not today. He offered her his business card like a secret treasure. She would not have needed it. She knew who he was. And yet she looked at it. Juppi O'Deyitee, Consultant.

Lobbyist.

»Zeus!« She greeted him coldly. »Do take a seat. Oh, you already have. Always a little too rash, aren't you?« She noticed how thin her smile was. A razor blade would be thicker.

»Eo, my darling. How can you be so sulky? Long time, no see, my dear.«

»Sulky? You kidnapped me to rape me!«

»Over and done with.« He made a small gesture that showed how little value her statement held for him.

»Not for me!«

»Oh, don't be so vindictive! There was a time when you liked me very well.« His eyes glittered like polished chestnuts. The gaze was lost on Eo. It did not work. Others would probably find it irresistible, though. Most women would not have to be kidnapped by bovine transport.

»Liked you? With your own words: Over and done with.« She looked at him. »What do you want from me? I do not wish to be seen with you. A member of parliament conferring with a notorious anti-European lobbyist. You wanted to speak to me. Say what you have to say. And then go!«

He sighed. »You have not precisely become more charming in the last few thousand years.«

»Why don't you turn into some cattle and leave me alone? We'll get you a nice piercing with a European standard ear tag in your auricle and let you manufacture semen on an industrial scale. Or have you forgotten how to shape-change? Too old to bend the ancient bones?«

When they had been adapted to this world way back then, some had retained their capability of shape-changing. That had proved to be one of the worst mistakes in the project.

Zeus pursed his lips to show that he was offended by the insinuation. »Not at all. As flexible as ever.«

»Are we talking about your principles here?«

»Not so brash, my dear. I am here to do you a favour.«

Her eyebrows lifted without a conscious effort. »Your favours tend to be expensive.«

Shocked, stunned and offended – or so he seemed. »But no! Truly not. It's quite free of charge.«

»Then deliver your news, and then go!«

»For a politician, you're scarily forthright. This cannot be good for your career.«

She just looked at him and crossed her arms.

He leaned forward secretively and she immediately looked around to see whether anyone was near who could interpret this as a clandestine negotiation with a notorious lobbyist. In fact, it was exactly that.

»Eo, a ship is coming.«

She did not move. The number of those who were like them was no longer great. And hardly anybody still had the technological means to communicate with a ship. Every couple of centuries a vessel would come. Those who made it to the right place at the right time could leave the colony. Not that it still was one. Or, if it was, then not noticeably so.

»A ship?« she asked neutrally. »When? Where?«

»In four days. About 80 degrees north latitude and 35 degrees east longitude.«

»That's ...« She calculated the figures in her mind. »Svalbard. Almost at the North Pole.«

»Well, the technical development of the monkeys has made it more difficult to approach unseen. In the Arctic, things tend to be interpreted as weather phenomena. Northern lights and such stuff.«

She gazed at the would-be-god suspiciously. It had been almost four hundred years since the last ship had come to this area of the galaxy to pick up returnees. Eo had sworn not to miss the next one.

»How long have you known this, you ... sphincter?«

He raised his hands innocently.

»What do you think of me?«

»Do you really want to know?«

His smile twitched, as if it suffered a slight disturbance, and then remanifested itself with precisely the same patronizing radiance.

»Two or three weeks. Four maybe?«

»And you only tell me now?«

»I was busy.« He shrugged.

»But I bet your travel plans are already finalised, and your things are stacked, packed and on their way.«

He chuckled. »Indeed not. I shall remain here. I simply do not see it in me to leave my precious children ... without divine advice.«

»They are not your children. Not even your faithful believers. You may still be flexible enough to turn into a giant mollusc, but as a god you are a pompous has-been at the most. No one believes in you anymore.«

He laid his manicured, strong hands on the table and leaned forward again. »Nobody believes much in – Europe – either.« He smirked.

She knew he meant this in more than one sense. She almost hissed. Her continent was dear to her heart. And sometimes a pain in the neck. She was not responsible, but she could not just turn her back on things either.

»You disgusting egomaniac have counselled this whole mendacious Brexiteer gang,« she hissed angrily.

He gave a kind-hearted laugh: »We disgusting egomaniacs must stick together! Also, I am a consultant. This is what I do: I have myself some fun and I advise the ... little ones. – And then I wait until the other shoe drops. It always does, for the power of gravity is a law which I do recognize. One of the few.«

She looked at him furiously. »And you don't want to do something useful for a change?«

»But I do. Too much peace, joy and hippie-love is detrimental to the evolutionary development. The little monkeys grow soft and develop diseases of affluence.«

»What are you? A social Darwinist? A racist?«

»Oh, you are so stuck in your daily politics, my dear! Am I a racist? Probably. There are two races in this world, the monkeys and us. And we simply do have more skills. Even you, MEP von Tyrs. But maybe you should start arranging your trip. There are planes to Svalbard, that's easy. But once you have arrived, there is the icy wilderness to brave ...«

»Who else is leaving?«

»I do not know.« He shrugged, not at all interested. »Not me. I like this world.«

She also liked it – or at least she liked the potential that it had, and the idea of what it might be like if a sudden asshole devouring virus would sweep the planet. Perhaps she should become a virologist someday.

»So, you are staying. Any plans?«

He gave her a charming smile. »There is currently no shortage of – how did you call us? – disgusting egomaniacs, who need my support.«

»USA?« she asked. He merely went on smiling. »Russia? Hungary? Poland maybe?« She continued. »North Korea?«

»I'll tell you that much: It won't be North Korea. The food is crap, and the Crazy-ator there is too much even for me. I have my limits. Style needs to be upheld.«

She raised an eyebrow. He leaned back.

»I'll leave you alone now, my dear Eo. You've got to pack. And book a flight. And get some huskies or warm woolly underwear. Whatever.«

He got up, bowed – as she found – slimily and went before the waiter had even got his order. Eo stared at the table.

After a while, she raised her head and waved to the waiter. She wanted to pay. But then she said,

»Bring me some strong liquor. Make it a double. Please.«

»What would you like, Madame?«

»It doesn't matter. The main thing is, it burns all the way down to the stomach and disinfects the soul.«

The young waiter smiled. »That bad?« He did not wait for her reply but disappeared to return again with an icy glass that was filled to the brim.

»There you are, ma'am.« He put the aquavit in front of her. »If I may be so bold: I do not know what that gentleman said, but I'd forget about him right away.«

She looked at the young man in amazement. A handsome specimen, well-built and with an honest face. And dimples. Probably a student who was working here.

She smiled at him. »You have good instincts.«

»That too. But I study politics. Postgraduate studies. I know who he is.«

Eo doubted that very much. She picked up the business card: »Juppi O'Deyitee.« What a name!

»Of course, it is not at all my business to know what made you so angry, Madame, but whatever he wanted, I would probably do exactly the opposite.«

»You are a smart young man.«

»And you are a very beautiful woman, Madame.« He took a deep breath and noticed, as it were in retrospect, that he was not behaving as he should. She laughed.

»Thank you. Mr. O'Deyitee wanted to persuade me to take a loooooong trip.«

»Are there any special negotiations or ballots coming up in the Parliament?«

She nodded.

»And he does want you to be absent?«

»The thought has occurred to me.«

»Well, then you know what you have to do, Madame!«

His words had a straightforward if slightly naïve ring to them. A political scientist. Sweet.

»The trip would also be important,« she murmured. »It's not that easy.«

»It never is. Another aquavit?«

»No, thank you. I'll have another coffee. And please bring me the most unhealthy piece of cake you can find.«

»Very well.« He disappeared.

She could leave this world now. For a long time, she had wanted little else. She was sick of the wars, the brutality, and the stupidity that invariably tried to extinguish any of the more complex approaches of higher thinking like a bloody deluge. Whenever things got too complicated for the anonymous masses, they climbed back onto their proverbial trees and reinvented the bludgeon. In addition to that,

she had to consider that the development of technology made it increasingly more difficult to start off with a new identity in a new location at regular intervals. If you did not age, you had to reinvent yourself time and time again. All this spoke for a departure.

But ultimately, Eo did not know how it would be elsewhere. Far away, in a world, she had left as a toddler. What did she know? 5000 years had passed there, too. Was staying the better choice?

On the other hand, interstellar traffic was rare. It might take hundreds of years before she might be able to get another lift. No one could know how these centuries would turn out to be.

»Madame.« The cream tart looked as if it might be banned by the Geneva Convention for health and dietary reasons. Eo looked up at the waiter and her eyes met the faithful puppy gaze. Something was coming together.

»Have you got any plans for tonight?« she asked.

»No, Madame.«

»Would you like to have plans?«

»Very much so, Madame.«

»You can call me Eo.«

He nodded. »Gérard Martineau.«

»Do you like Bach, Gérard? I have concert tickets.«

His eyebrows twitched. »Of course, ma ... Eo.« Perhaps he had expected something other than baroque music. However, enjoying the counterpoint was not the only thing she had in mind.

She focused on the cake. The information about the ship might be a lie, but she did not believe it was. She imagined herself standing in the snow under the Aurora Borealis, which would fly through the night sky like a fairy-tale veil. People believed they were the result of the interaction of the solar wind with the Earth's magnetosphere. This was true to some extent. The ship would become visible in front of her eyes, and she would say, »I am Europa of Tyros. I want to go home.«

»Sorry, did you say something?« the waiter asked from behind the counter.

»I'd like the bill, please.« She put the money on the table with a good tip and rose. Listen to Bach with Gérard or buy warm underwear?

»I'll see you tonight!« she whispered in his direction.

»Where ...?«

»I'll find you.«

He looked sceptical. »How ...«

»I've got my secret ways.« She smiled with closed lips.

There would be another ship. Eventually. Maybe.

She did not wish to leave the world to the small-minded would-be gods without putting up a fight. She did not want having to live without Bach, ever; and – a last glance fell on Gérard, the political waiter – not without the opportunity for love, either.



Robert Corvus
Andreas Eschbach
Christiane Gref
Ju Honisch
Dave Hutchinson
Jürgen Lautner
Clemens Nissen
Uwe Post
Autun Purser
Erik Simon
Karlheinz Steinmüller
Carlos Suchowolski
Aleksandar Žiljak

Ralf Bayer
Gabriele & Arno Behrend
Tanja Coen
Dimitra Fleissner
Sylvana Freyberg
Gregor Jungheim
Pia Oberacker-Pilick
Sabine Seyfarth
Dirk van den Boom
Michael Wachow

Freundeskreis SF
Leipzig e.V.